LINA HEYDRICH

# MEIN LEBEN MIT REINHARD

## DIE PERSÖNLICHE BIOGRAPHIE

DRUFFEL & VOWINCKEL

Am 29. Mai 1942 wurde Reinhard Heydrich, Reichsprotektor von Böhmen und Mähren sowie Chef des Reichssicherheitshauptamtes, Opfer eines Attentats. Seine Frau Lina Heydrich verfasste vor Jahrzehnten ganz persönliche Erinnerungen an ihren Mann, sein Leben, seine Arbeit und sein Wirken.

70 Jahre nach seinem Tod erscheint diese Biographie unverfälscht und neu herausgegeben von seinem Sohn mit zahlreichen, meist unveröffentlichten Bildern aus dem Archiv der Familie. Eine notwendige Richtigstellung, die neugierig macht.

LINA HEYDRICH

MEIN LEBEN MIT REINHARD

ISBN 978-3-8061-1228-3

**LINA HEYDRICH**

# MEIN LEBEN MIT REINHARD

## DIE PERSÖNLICHE BIOGRAPHIE

Über Reinhard Heydrich ist viel geschrieben worden, aber teils mit Argumenten, die es mit dem tatsächlichen Geschehen der damaligen Zeit nicht so genau nehmen.

Zum 70. Jahrestag des Todes von Reinhard Heydrich durch Attentäter der tschechischen Exilregierung, erscheinen die von seiner Frau Lina vor Jahrzehnten veröffentlichten Erinnerungen in einer von ihrem Sohn sorgfältig herausgegebenen Neuauflage. Heider Heydrich beschränkt sich vorrangig auf die Richtigstellung einiger Irrtümer und macht vieles verständlich, was bei der Erstausgabe von dem damaligen Herausgeber zu erheblichen Irritationen führte.

Lina Heydrichs vor allem persönliche Erinnerungen werfen ein völlig anders Licht auf jenen Mann, der bis heute ebenso rätselhaft wie umstritten ist. Sie beschreibt die steile Karriere ihres Mannes aus ihrer Sicht. Schon mit 27 Jahren war er Chef des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS (SD). Fünf Jahre später gebot er über die deutsche Kriminalpolizei und die Geheime Staatspolizei. Bei Kriegbeginn wurde für ihn das Reichssicherheitshauptamt geschaffen. In dieser Tätigkeit war er auch mit der Behandlung der Juden in Deutschland und später in den besetzten Gebieten Europas befasst. Im Herbst 1941 übernahm er zusätzlich das Amt des Reichsstatthalters in Prag. In kürzester Frist gelang es ihm, durch soziale Maßnahmen große Teile der tschechischen Bevölkerung für seine Protektoratspolitik zu gewinnen. Deshalb plante die tschechische Exilregierung, Heydrich zu beseitigen.

Lina Heydrich greift in ihrer Biographie hauptsächlich auf ihre eigenen Erinnerungen zurück. Vom Kennenlernen auf einem Ball, in der ihr der junge Marineoffizier gut gefiel, über die beruflichen Abstürze, das Zusammentreffen mit Himmler in München, die Arbeit in der bayerischen Landeshauptstadt sowie das Umfeld Hitlers werden aus ihrer privaten Sicht geschildert. So gewinnt der Leser seltene Einblicke in die Frühzeit des NS. Sie begleitete – keineswegs mit ausgeprägter Freude – den Aufstieg ihres Mannes und vermittelt bemerkenswerte Einsichten in das Innenleben des NS-Staates und in die Ideologie des Antisemitismus, die damals weit verbreitet war, für den heutigen Menschen jedoch nicht mehr nachvollziehbar ist.

Im Gegensatz zu einem Großteil der anderen NS-Größen war Heydrich ein ausgesprochen sportlicher und damit disziplinierter und organisierter Mann: Er ritt, schwamm, segelte und war ein überragender Fechter. Darüber hinaus war er musisch begabt, spielte hervorragend Violine und galt als ein Mann von Kultur und Bildung. Eigenschaften, die seiner Persönlichkeiten einen besonderen Rang verliehen. Nicht umsonst galt »der Technokrat« als einer der »künftigen« Männer, obwohl er selbst nie Hitlers *Mein Kampf* gelesen hatte.

Lina Heydrichs Buch macht auf »die fähigste Persönlichkeit des Dritten Reiches«, wie ihn ein US-amerikanischer Historiker einmal beschrieb, neugierig.

Druffel- & Vowinckel-Verlag
Talhofstr. 32
82205 Gilching
www.druffel-vowinckel.eu

LINA HEYDRICH

MEIN LEBEN MIT REINHARD

Lina Heydrich

# Mein Leben mit Reinhard

Lina Heydrich

# Mein Leben mit Reinhard

## Die persönliche Biographie

Herausgegeben von Heider Heydrich

Druffel & Vowinckel-Verlag
Gilching

Internationale Standard-Buchnummer
ISBN 978-3-8061-1228-3

Layout/Satz: M. Croon, Verlagsdienstleistungen, Norderstapel

3. Auflage 2015

© Druffel & Vowinckel-Verlag e. K., 2012
Talhofstraße 32
D-82205 Gilching

Alle Rechte vorbehalten.
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus zu vervielfältigen oder auf Datenträger aufzuzeichnen.

Gedruckt in der Europäischen Union

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort ..... 9
Das Attentat auf Reinhard ..... 11
Die erste Begegnung ..... 21
Mit Reinhard bei meinen Eltern ..... 27
Die Familie meines Mannes ..... 32
Reinhard und seine Einstellung zu Finanzen ..... 42
Das Marine-Ehrengericht und seine Folgen ..... 44
Reinhards beruflicher Werdegang ..... 50
Vorstellung bei Heinrich Himmler ..... 58
Unsere Hochzeit ..... 61
Gerüchte über Reinhards jüdische Abstammung ..... 65
Reinhards »Gründerzeit« ..... 68
Vor dem Umbruch ..... 72
Die Machtübernahme ..... 73
Aus heutiger Sicht ..... 77
Erfahrung im Umgang mit Juden ..... 78
Unsere Zeit in Berlin ..... 81
Der Kampf um die Polizei Preußens ..... 88
Die Röhm-Revolte ..... 91
Unser Sommerhaus auf Fehmarn ..... 94
Die Kristallnacht ..... 102
Die Nürnberger Gesetze ..... 104
Möglichkeiten der Auswanderung für Juden ..... 106
Die Wannseekonferenz ..... 108
Reinhards Einstellung zur Kirche ..... 110
Mein Umgang mit der »Obrigkeit« ..... 113
Unser neues Domizil ..... 116
Der »Lebensborn« ..... 121
Das Verhältnis zur Familie Canaris ..... 123

Reinhards Liebe zur Fliegerei ..... 133
Die Zusammenfassung der deutschen Polizei ..... 138
Dienst und Familie – Ein Spannungsfeld ..... 142
Sport als Ausgleich ..... 145
Besuch bei der Familie Kaltenbrunner ..... 149
»Memmen« und »Hofschranzen« ..... 151
Der tödliche Absturz von Fritz Todt,
sein Nachfolger Speer ..... 153
Die Beziehung von Reinhard zu seiner
unmittelbaren Umgebung ..... 155
Der Zwist um die Jagd von Parlow ..... 159
Von der Hausfrau zum »Bauern« ..... 162
Beginn des Krieges mit Polen ..... 165
Gerede über Reinhard – dagegen meine
persönliche Einschätzung ..... 170
Ernennung zum Stellvertretenden Reichsprotektor ..... 173
Meine ersten Eindrücke im Protektorat ..... 179
Reinhard in seiner neuen Aufgabe ..... 185
Überlegungen zur Auswanderung der Juden ..... 186
Umzug von Prag nach Jungfern-Breschan ..... 188
Reinhards Liebe zur Musik ..... 202
Verlauf des Attentats ..... 206
Die Folgen des Attentats ..... 208
Die Beerdigung von Reinhard ..... 212
Zum Hintergrund des Attentats ..... 221
Aufregendes Ereignis in Jungfern-Breschan ..... 225
Die Zeit nach dem Attentat ..... 228
Der Mangel an Arbeitskräften ..... 237
Aufbau eines Auffanglagers ..... 239
Meine Beziehung zu Heinrich Himmler
und Kurt Daluege ..... 241
Mein Aufenthalt in Meran ..... 245
Erfolgreiche Bockjagd ..... 246
Der Tod meines Schwagers ..... 252

Mein Brief an Himmler ..... 254
Vorboten der Flucht ..... 256
Die Flucht zum Tegernsee ..... 259
Das Leben nach der Kapitulation ..... 262
Fortsetzung der Flucht nach Fehmarn ..... 263
Meine Aufnahme nach meiner
Ankunft auf Fehmarn ..... 268
Drohende Gefahr durch Auslieferung ..... 272
Suche nach neuen Wegen ..... 275
Der Versuch eines Neuanfangs ..... 277
Erneute Gefahr der Auslieferung ..... 279
Kampf um das wirtschaftliche Überleben ..... 281
Entnazifizierung eines Toten und seiner Familie ..... 283

# Vorwort

Es ist noch nicht lange her, da konnten Politiker in ganz Europa ihre Völker mit wenigen propagandistischen und teils ideologisch verbrämten Phrasen aufeinander hetzen und die entsetzlichsten Kriege auslösen. Dabei war man im Umgang mit der Wahrheit allseits nicht gerade zimperlich.

Kluge und besonnene Menschen haben nach dem Toben vieler Kriege in Europa vor nur wenigen Jahrzehnten beschlossen, endlich kooperativ miteinander umzugehen. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hat uns diese Perspektive tatsächlich eröffnet. Meine Generation und die meiner Kinder sind in dem Geist eines friedlichen und offenen Europa groß geworden. Die Strände von Italien und Spanien wurden uns auf Reisen ebenso vertraut wie die Flüsse und Fjorde in Norwegen und Schweden. Wir spazierten an österreichischen Seen und durch italienische Berge. Meine Kinder haben in München, Zagreb, Paris, und Moskau studiert. Heute sprechen meine Kinder mehrere Sprachen unseres Kontinents, leben teilweise in fernen Ländern und besuchen alte Freunde, die in den unterschiedlichsten Ländern leben und arbeiten. Europa ist uns eine Heimat geworden, größer zwar als das eigene Land, aber deswegen nicht unvertrauter. Ein Europa in friedlichem Miteinander ist keine Vision mehr, kein ferner Zukunftstraum und keine blasse Perspektive. Ein solches Europa ist gegenwärtige Realität.

In diesem Geiste sollte es auch gelingen, die Vergangenheit, selbst wenn sie für viele Menschen so schmerzhaft war, entsprechend aufzuarbeiten. Dazu gehört es, die Ereignisse aus allen Perspektiven auszuleuchten und auch jene zu Wort kommen zu lassen, die aus eigenem Erleben einen Beitrag aus ihrer persönlichen Erinnerung leisten können. Dies sollte auch dann gelten, wenn

die dabei geäußerte Darstellung nicht dem eigenen geschichtlichen Bild entspricht. Dies wird dazu führen, dass wir die Zusammenhänge besser verstehen, wenn wir sie von allen Seiten gründlich ausleuchten. Nachdem 70 Jahre seit dem Attentat auf meinen Vater Reinhard Heydrich vergangen sind und zwischenzeitlich viele Dokumente über die damaligen Verhältnisse vorliegen, ist dieses Buch ein sehr persönlicher Beitrag meiner Mutter über ihr Leben und ihre Einsicht in das politische Wirken meines Vaters. Der zeitliche Abstand zu den damaligen Ereignissen ist dazu geeignet, das Lebensbild meiner Mutter, ohne in Hass und Vorurteilen zu verfallen, nachzuempfinden.

Die heutige politische Entwicklung mahnt uns zur Umsicht und birgt die Gefahr des Verlustes an Grundwerten. So großartig und positiv die Entwicklung in Europa ist, so bitter ist aber auch der Blick auf die andere Realität, dass nämlich genau dieser Zustand von einigen Politikern derzeit in erhebliche Gefahr gebracht wird und alte fast überwundene Vorurteile wieder ausgegraben werden.

Der wahre Klebstoff für internationale Beziehungen sind nicht politisch-administrative Verflechtungen, selbst wenn das dazu tätige Personal sich ersichtlich alle Mühe gibt, in möglichst großer Mannstärke und mit möglichst großem Aufwand entsprechende Aktivitäten vorzuschützen. Das wahre Bindeglied zwischen Ländern und Völkern sind die ungezählten und unzählbaren persönlichen Kontakte und Vertrauensverhältnisse von Mensch zu Mensch quer über den Kontinent. Diese Menschen haben jene Welt konkret gestaltet, nicht ihre Politiker. Ich bin sehr glücklich darüber, dass meine Kinder zu dieser Kategorie von Menschen gehören.

*Im April 2012*

*Heider Heydrich*

# Das Attentat auf Reinhard

Wir umarmen uns noch einmal. Ich begleite meinen Mann, Reinhard Heydrich, vor das Portal des Schlosses Jungfern-Breschan, in dem wir wohnen. Reinhard steigt in den offenen Mercedes, der sofort anfährt. Ich winke. Mein Mann winkt zurück.

Der Chef der Gestapo, General der Polizei und Stellvertretende Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, begibt sich turnusgemäß nach Berlin, wo er zwei Tage bleiben will.

Ich kehre zurück ins Haus. Marta, das Zimmermädchen, empfängt mich mit weinerlicher Stimme. »Oh welch ein Abschied«, sagt sie stockend.

Der Tag, es ist der 27. Mai 1942, nimmt seinen Lauf. Gegen 15 Uhr wird mir gemeldet, dass Dr. Horst Böhme mich zu sprechen wünscht. Ich bin erstaunt. Was will er hier? Ist etwas mit seiner Frau ...? Was ist geschehen? Und dann höre ich es auch schon: »Auf Ihren Mann«, beginnt er stockend, »ist ein Attentat verübt worden. Er lebt – und liegt im Lubowka-Krankenhaus in Lieben. Sie können zu ihm«.[1]

Ein Attentat, durchfährt es mich; aber ich bin trotz allem ruhig. Unser Leben hat uns gelehrt, mit solchen »Überraschungen« zu rechnen. Chef der Geheimen Staatspolizei zu sein, das habe ich längst erfahren, ist keine beneidenswerte Aufgabe im Reiche Adolf Hitlers. Ich denke blitzartig an unsere Kinder, an Klaus, Heider und Silke – und an das ungeborene. Jetzt kommt es, so ahne ich schlagartig, auf mich an, was aus uns wird.

---

1 Der Hergang und die Hintergründe des Attentats sind dem Bericht des Kriminalrats Heinz Pannwitz zu entnehmen. (*Viertelsjahrshefte für Zeitgeschichte*, Jahrgang 33 [1985], Heft 4
Im Internet: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/1985_4.pdf).

Sofort fahre ich nach Prag. Prof. Gerlach[2], der deutsche Botschafter, kommt mir auf dem Flur des Krankenhauses entgegen. Auch Prof. Knaus, mein Arzt, ist da. Ich werde in das Krankenzimmer geführt. Reinhard, inzwischen zweimal von den Professoren Dick und Hohlbaum operiert, ist zwar bei Besinnung; aber er kann kaum sprechen. »Denk an unsere Kinder«, sagt er. Dann werde ich auf wankenden Beinen hinausgeführt. Knaus gibt mir eine Spritze. Der Wagen bringt mich wieder nach Jungfern-Breschan zurück. Ich wiederhole meine Besuche täglich. Es geht Reinhard jeden Tag besser. Ich darf Bouillon mitbringen, die ich ihm selber kochen soll.

Doch in der Nacht vom 3. zum 4. Juni werde ich jäh aus dem Schlaf gerissen. Ich soll sofort ins Krankenhaus kommen. Eine schlimme Wendung ist eingetroffen. Die Nacht ist kalt; ich friere. Meine Zähne klappern. Mir zittern die Hände. Meine Tasche fällt auf den Boden des Fonds, wo ich sie einfach liegen lasse. Alles kommt mir nun so unwichtig vor. Dann stehe ich vor dem Bett meines Mannes, der bereits im Koma liegt. Man führt mich fort und gibt mir eine Beruhigungsspritze. Als ich wieder erwache, ist Reinhard tot.

Es ist der 4. Juni 1942, 10 Uhr früh, als der Rundfunk meldet:

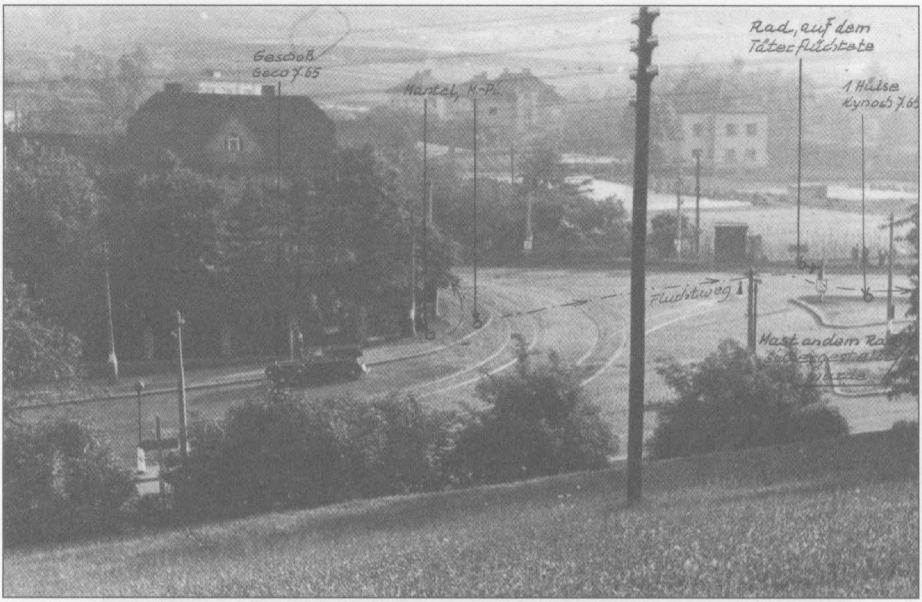
*Der Obergruppenführer und General der Polizei, Chef der Geheimen Staatspolizei und des Reichssicherheitsdienstes, der Stellvertretende Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, Reinhard Heydrich, ist heute seinen Verletzungen erlegen.*

Staatstrauer wird angeordnet, für die Feierlichkeiten in Prag und Berlin ein bisher nicht gekannter Aufwand in die Wege geleitet.

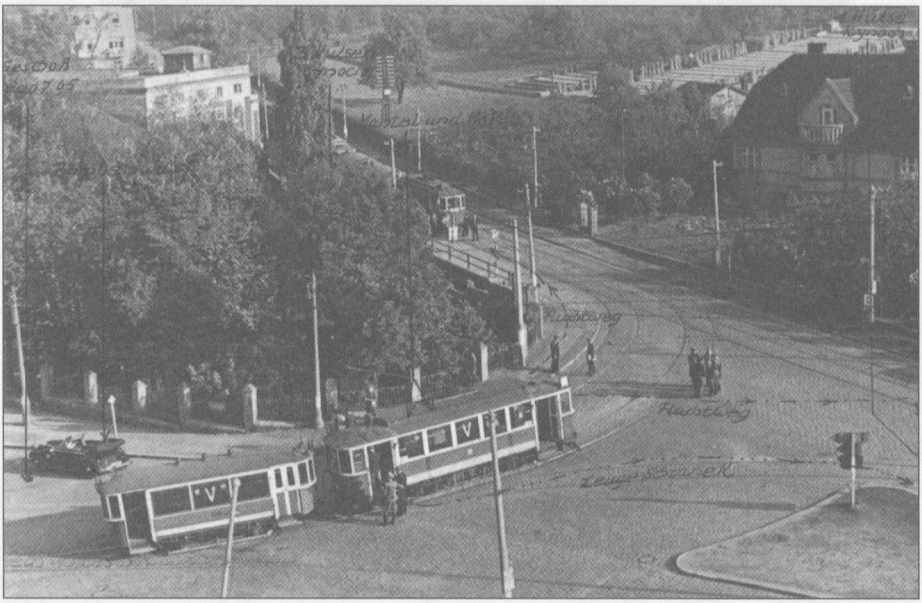
---

2 Es handelt sich hier um Prof. Dr. med. Werner Gerlach, geboren in Wiesbaden am 04. September 1891, gestorben in Kempten am 31. August 1963. Er war vom 03. Januar 1942–04. April 1943 Vertreter des Auswärtigen Amtes beim Reichsprotektor in Böhmen und Mähren (21. Januar 1942 Dienstantritt in Prag). Ab dem 5. Januar 1942 war Gerlach kommissarischer Vertreter des Auswärtigen Amts beim Reichsprotektor in Prag.

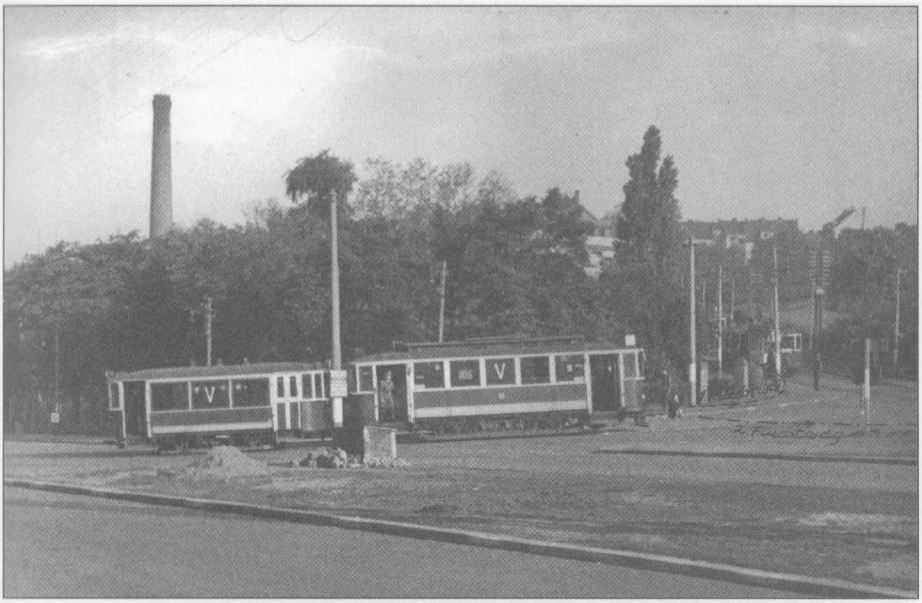
*Reinhard Heydrich in Uniform*




*Blick auf die Haarnadelkurve*



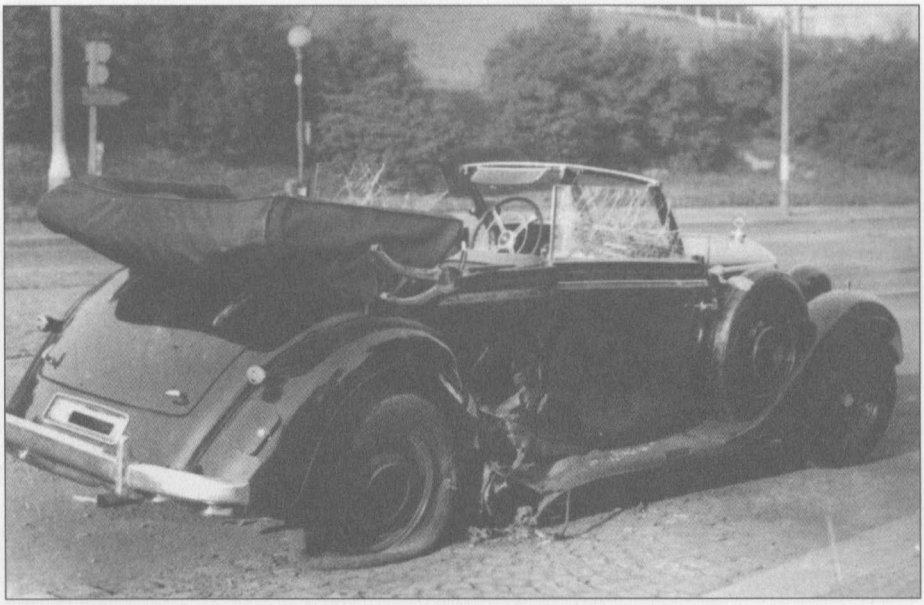
*Blick auf die Örtlichkeit des Attentats*



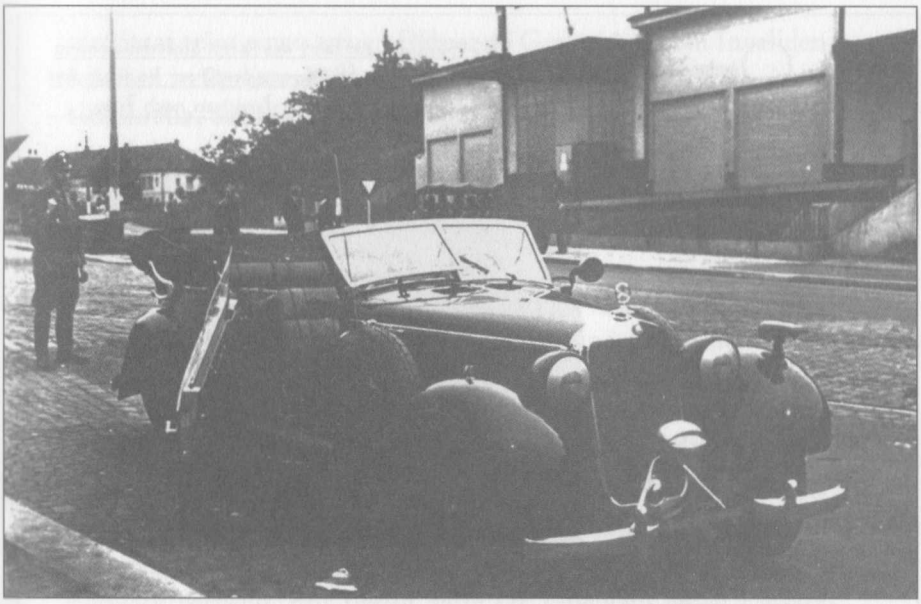
*Tatort – Straßenbahn-Haltestelle*

*Fluchtweg eines Täters*

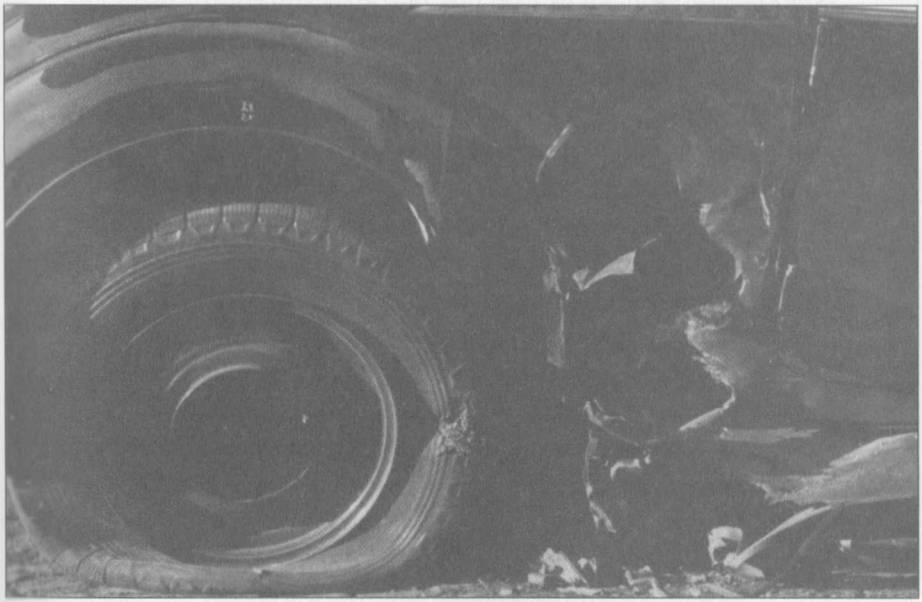
*Fluchtweg der beiden Täter*



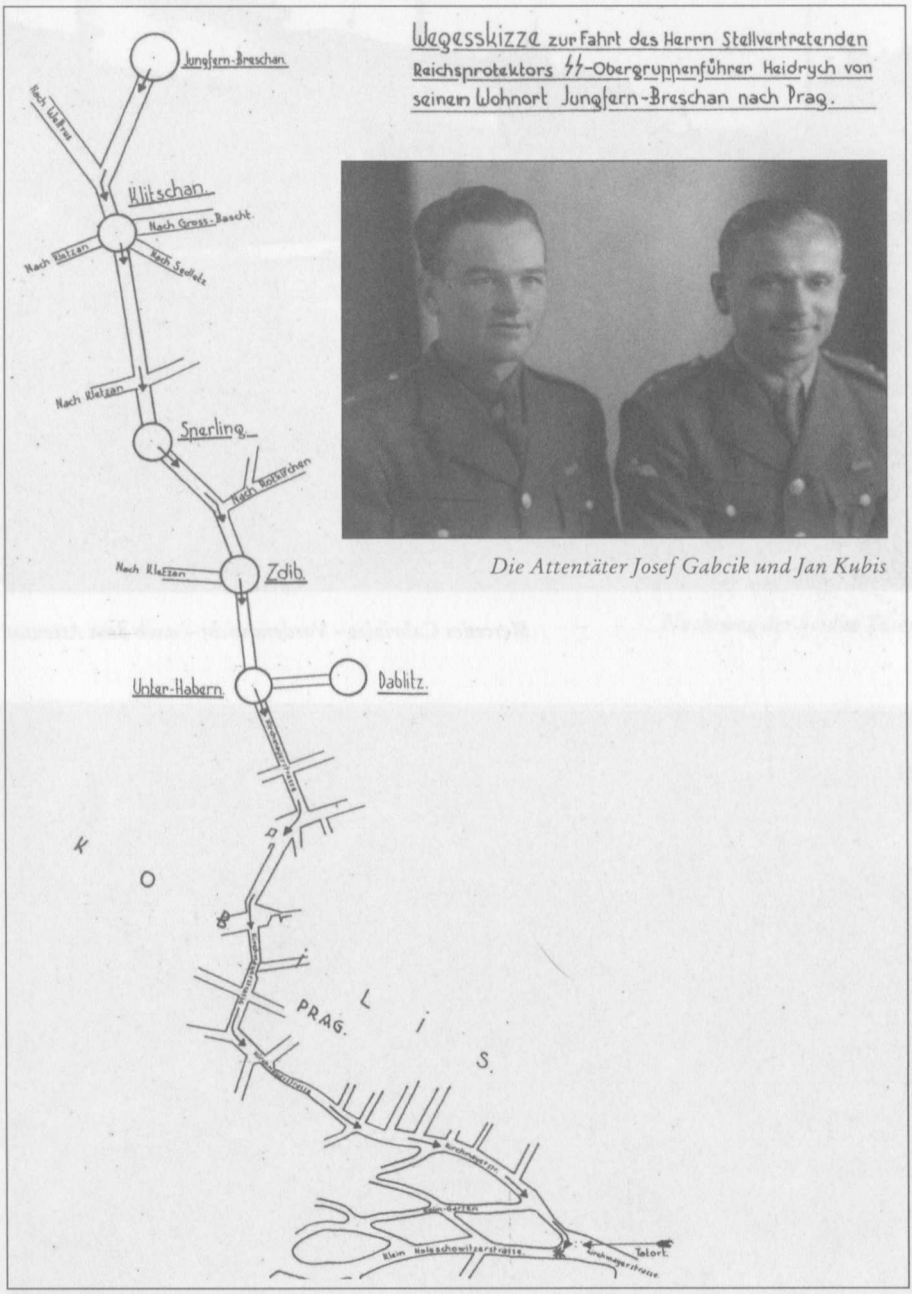
*Mercedes Cabriolet – Seitenansicht – nach dem Attentat*



*Mercedes Cabriolet – Vorderansicht – nach dem Attentat*



*Granateneinschlag in den PKW von Reinhard Heydrich*




Die Attentäter Josef Gabcik und Jan Kubis

Wegskizze von Jungfern-Breschan nach Prag

Der Staat trägt einen treuen Diener zu Grabe. Auf dem Invalidenfriedhof in Berlin erhält er ein einfaches Soldatengrab mit einem Holzkreuz, auf das sein Stahlhelm gestülpt wird. Als Soldat hat er sich immer gefühlt, und so ist er auch gestorben. Da ich mich krank und elend fühle, und meiner Niederkunft entgegen sehe, nehmen an meiner Stelle unsere beiden Söhne Klaus und Heider an der Trauerfeier in der Reichskanzlei teil.

Es ist ein offizieller Staatsakt. Auf der Burg Jungfern-Breschan hatte Reinhard auf dem Katafalk zunächst in der »Reinhard Heydrich Halle« gelegen, bevor er auf dem für die Bevölkerung geschlossenen Burghof aufgebahrt worden war.[3] SS-Gruppenführer, Generalleutnante der Polizei, Generale der Wehrmacht, Generalmajore der Waffen-SS, zwei Brigadeführer und zwei führende Vertreter der NSDAP, hatten die Ehrenwache gehalten, der Staatspräsident Dr. Emil Hácha sich vor dem Katafalk verneigt. Für Berlin hatte Dr. Goebbels einen Einsatzstab gebildet, der das Staatsbegräbnis arrangierte. Nach dem Eintreffen des Sarges auf dem Anhalter Bahnhof war er zunächst in das Prinz-Albrecht-Palais und von dort in die neue Reichskanzlei überführt worden, wo im Mosaiksaal ein Staatsakt stattgefunden hatte. Auf dem Invalidenfriedhof war Hitler in Begleitung Heinrich Himmlers eingetroffen, der nach der Trauermusik aus Richard Wagners »Götterdämmerung« sprach. Hitler hatte einen Kranz niedergelegt und meinen Söhnen und unseren Verwandten das Beileid ausgesprochen. Dann war er wieder gegangen.

Zehn Tage nach dem Tode meines Mannes habe ich Geburtstag. 32 Jahre sind es her, seit ich in Avendorf auf der Insel Fehmarn als Tochter des Lehrers Jürgen von Osten zur Welt gekommen bin. Eine junge Witwe – und »kinderreich« dazu, wie es damals hieß. Mein Vater kommentierte meine Geburt, bei der weder ein Arzt noch eine Hebamme zugegen waren, wie meine Mutter mir später erzählte, mit dem Satz: »Sie ist ohne Hilfe zur Welt gekommen;

3 Menschen aus allen Regionen der damaligen Tschechoslowakei nahmen über viele Stunden in Dreierreihen Abschied von Reinhard Heydrich

sie wird auch ohne Hilfe durch die Welt kommen.« Den Menschen aus unserer Gegend sagt man nach, dass sie manchmal das »zweite Gesicht« hätten und in die Zukunft sehen könnten. Daran, und an die Bemerkung meines Vaters, habe ich gedacht, als ich im Herbst 1945 nach einer halbjährigen Flucht mit drei Kindern, halb nackt und aller Mittel bloß, als Frau eines »Kriegsverbrechers« wieder an die Tür meines Elternhauses klopfte.

## Die erste Begegnung

Fünfzehn Jahre vor diesem Ende bin ich Reinhard Heydrich zum ersten Mal begegnet. 1927 hatte ich die Schule in Oldenburg mit der mittleren Reife verlassen, nachdem meine Mutter, noch ganz im Überlieferten gefangen, von mir verlangte, dass ich »zwischendurch« erst einmal die »Löffel im Kochtopf« umrühren – und vor allen Dingen, wie sie sagte, »Fehmarnsche Klöße« kochen lernen sollte. Während dieses »Lehrjahres« in Mutters Küche, übrigens die einzige wertbeständige »Anlage« in meinem Leben, bemühte ich mich um einen Platz in der Mädchenberufsschule in Kiel. Technische Lehrerin wollte ich werden, was in Vaters Augen gar kein richtiger Beruf war. Im Henriettenhaus in der Kieler Körnerstraße, einem Haus des »Vereins der Freundinnen junger Mädchen«, kam ich unter. Drei Jahre habe ich in diesem Heim gewohnt, das mich vor allem an die erste Zeit mit Reinhard Heydrich erinnert. Im November 1930, ich hatte inzwischen die Aufnahmeprüfung für die höhere Fachschule bestanden und war dabei, Gewerbelehrerin zu werden, begegnete ich dem Mann, der schließlich mein Schicksal wurde.

Angefangen hat es so: Wir, das heißt vier junge Mädchen, saßen im Zimmer Nr. 18 des Henriettenhauses und fanden den Tag trostlos. Das schmale Taschengeld war längst verbraucht, der Malzkaffee ausgetrunken und der Kuchen aufgegessen, den die vier Mütter allwöchentlich wechselweise schickten.

»Lina, erzähl von deinen Tanten«, fordern die Mädchen. Das ist an solchen Tagen immer der letzte Ausweg. Ich habe sechs Tanten, Schwestern meiner Mutter. Da sie zum Teil ohne eigene Kinder sind, zeigen sie ein besonderes, nicht selten aufdringliches Interesse für ihre Nichten. Ich räche mich insgeheim damit, dass ich ihre Angewohnheiten und Redensarten

karikiere, ihre Besonderheiten nachmache, und wenn es damit nicht genug ist, auch ein wenig hinzudichte. Das erheitert andere, und ich selber habe Spaß daran, das Geschehen aus der Ernsthaftigkeit ins Heitere zu übersetzen. Aber heute bin ich nicht zu solchen Späßen aufgelegt. Ich habe mein Problem. Seit ungefähr einem Jahr existiert in der Schule ein Ruderverein, der Mitglied der Schleswig-Holsteinischen Segel- und Rudervereinigung ist. Am 6. Dezember soll in der Tonhalle ein großer Ball stattfinden. Wulf, der Sohn eines Landwirts aus meinem Nachbardorf, hat mir gesagt, dass er gern zu diesem Fest gehen möchte und dass er sich freuen würde, auch mich dort zu treffen. In der Schule ist ein Rundschreiben herumgereicht worden, in dem die Schülerinnen aufgefordert werden, aus jeder Klasse eine Abgeordnete zum Fest zu entsenden. Obwohl ich es für reizlos halte, sich lediglich als »Abgeordnete ins Vergnügen zu stürzen«, habe ich mich gemeldet, weil ich hoffte, dort Wulf zu sehen. Die Vertreterin einer anderen Klasse will sich mir anschließen und eine Freundin, die bereits die Schule absolviert hat und ihr Praktikum in der Universitätsklinik macht, möchte auch mitkommen. Drei Tage vor dem Fest sagt Wulf ab. Er muss auf Hof und Vieh aufpassen.

Unter diesen Umständen will ich mich zurückziehen. Doch die anderen jungen Damen appellieren an mein Wort, und so bleibt mir schließlich nichts anderes übrig, als doch mitzugehen. Als wir ankommen, sehen wir, dass die überwiegenden Teilnehmer Schüler sind, in der Hauptsache Mädchen. Wir halten uns im Hintergrund. Ich weiß nicht, wie lange wir dort gesessen und uns gelangweilt haben, als ich sage, dass ich gehen wolle. Was sollte man bei diesem Massenandrang von Geschlechtsgenossinnen ohne Tänzer? Doch als ich mich gerade erheben will, erscheinen zwei Seeoffiziere. Ein kleiner Dunkler und ein großer Blonder. Sie bitten uns zum Tanz und bemühen sich, uns für sie zu interessieren. Mit einer argen Täuschung erreichen sie es, zwei von uns, eines bin ich, an ihren Tisch zu manövrieren.

Der dunkle Offizier heißt von Manstein. Während ich, die Adelige aus dem Dorf, bei der Vorstellung überlege, woher er wohl kommen mag, verneigt sich der Andere soldatisch knapp vor mir und sagt: »Heydrich, Reinhard Heydrich.«

Er begleitet mich und bittet an der Haustür um ein Wiedersehen. Dieser Abend war bedeutungsvoll für mich. Ich empfinde Sympathien für den zielstrebigen und doch zurückhaltenden Mann. Ich möchte ihn näher kennenlernen. Zwei Tage später treffen wir uns, am folgenden Tage auch. Im Hohenzollernpark, den wir in der Länge und der Breite durchwandern, tasten wir uns zueinander hin. Reinhard Heydrich erzählt mir von seinem Elternhaus, insbesondere von seiner Mutter, die er offenbar sehr liebt. Mir ist, als wolle er sein ganzes Leben vor mir ausbreiten. Da ist nichts von Flirt, von Gefallenwollen, von Begehr oder gar Begierde. Es ist ein ganz einfach schlichtes Sich-zu-erkennen-Geben mit viel Wärme, viel Vertrauen. Er gibt sich nicht als Verliebter, sondern als Kamerad, als Freund – und ist doch eigentlich viel mehr. Er lotet unser Zusammensein aus, durchleuchtet es. Als ich nach Hause komme, bin ich nicht mehr der gleiche Mensch. Mit ist etwas Wundersames begegnet, hat mich verändert.

Am nächsten Tag wollen wir ins Theater gehen. Dazu brauche ich einen Haustürschlüssel; denn bis 22 Uhr werde ich nicht zu Hause sein, und danach ist die Tür verschlossen. Ich muss also bitten, muss erklären …

»Sehr geehrtes Fräulein Pommerenk«, stelle ich mir zunächst vor, werde ich brav beginnen und dann fortfahren: »Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, mir für heute Abend einen Haustürschlüssel auszuhändigen. Ich muss nämlich unbedingt ins Theater, weil da jemand ist, der …« Nein, so kann man es nicht sagen. Ich weiß schon nicht mehr, was ich sagen und was ich tun soll. Plötzlich stehe ich vor der Tür, klopfe an – und darf eintreten. Fräulein Pommerenk, unsere Vorsteherin, sitzt hinter ihrem Schreibtisch, das grau gescheitelte Haar über

dem alten, etwas breiten Gesicht mit dem gutmütigen Doppelkinn glänzt unter der altmodischen Lampe. Ich sehe sie an und bringe kein Wort heraus. »Nun, mein Kind«, fragt die ältliche Dame, »was wünschst du?« »Bitte«, beginne ich erregt, »geben Sie mir heute einen Haustürschlüssel. Es ist furchtbar wichtig ...« Sie lächelt und fragt gütig: »Ist es so wichtig?« Ich bejahe – und bekomme den Schlüssel. Erst als ich mich bedankt habe und gehe, ruft sie mir nach: »Morgen früh gibst Du ihn zurück.« Morgen früh? Solange brauche ich ihn nicht. Wir gehen doch nur ins Theater.

Der Oberleutnant zur See hat seine beste Uniform angelegt. Es fehlt nicht einmal der »Spanier«, ein Umhang für besonders festliche Gelegenheiten.

Viele, viele Jahre sind seitdem vergangen, und immer noch sehe ich mich an der Seite Reinhard Heydrichs das Theater verlassen, ohne überhaupt bemerkt zu haben, was gespielt worden ist. Er führt mich – behutsam – in ein kleines Weinlokal in der Brunswick. Als Schülerin bin ich nicht gewohnt, ein Weinlokal zu besuchen, und ich empfinde das Einmalige, das Besondere. Wir sprechen nicht viel, sondern schweigen eigentlich nur miteinander. »Wer bin ich schon?«, frage ich mich in Gedanken, »eine zwanzigjährige Schülerin« – und sonst nichts. Und er, der Seeoffizier, der doch sicher schon ein Stück von der Welt gesehen hat, sitzt hier und langweilt sich mit mir ... fürchte ich. Ich schweige, weil ich in seiner Anwesenheit stumm bin; aber er ... Und dann, ich fühle, dass er etwas sagen will, und er tut es. Ganz ruhig fragt er mich: »Wollen Sie meine Frau werden?«

Ich bin Schülerin. In wenigen Monaten soll ich mein Abitur machen. Mein Vater ist Dorfschullehrer. Wir sind arm. Ich soll einen Beruf erlernen und »etwas werden aus eigener Kraft«. Die Mühe der Eltern verlangt ihre Achtung. Was weiß Reinhard Heydrich schon von uns? Alles das schießt mir durch den Kopf; aber ich bringe eine ganze Weile kein Wort heraus. Und dann sage ich: »Mein Gott, Herr Heydrich, Sie kennen ja über-

haupt nicht meine Eltern, wissen nichts vom Beruf meines Vaters. Sie sind Seeoffizier und haben Ihr Reglement, Ihre Heiratsvorschriften.« »Das wird sich einrichten lassen«, unterbricht er mich und fährt lächelnd fort: »Ich will nicht Ihren Vater heiraten, sondern möchte Sie zur Frau.« Nun berichte ich ihm von meiner Familie, von meinen Eltern, meinem Bruder, von den Tanten und den anderen Verwandten – und sage schließlich »ja!«

Noch vor Mitternacht bin ich wieder im Zimmer Nr. 8 des »Henriettenhauses«. Am nächsten Morgen gebe ich den Haustürschlüssel wieder ab und bitte Fräulein Pommerenk, dem Oberleutnant zur See, Reinhard Heydrich, zu erlauben, ihr seinen Besuch abstatten zu dürfen. Sie umarmt mich und erzählt mir, dass auch meine Tante Nikoline, Mutters jüngste Schwester, sich hier im »Henriettenhaus« verlobt habe, als sie das Konservatorium besuchte. Reinhard kommt – und wird ins »Allerheiligste« gebeten, in den »roten Salon«. Fräulein Pommerenk erscheint im Schwarzseidenen. Alles ist sehr feierlich. Die anderen Mädchen erfahren nichts. Meinen Eltern habe ich alles sofort geschrieben, und Vater hat geantwortet. Reinhard Heydrich, weiß ich nun, sei ihm als Weihnachtsgast herzlich willkommen, und er werde ihm auch als Schwiegersohn willkommen sein, sofern er keine »Läuse« im Pelz habe. Leider hat Reinhard »Läuse im Pelz«; denn seine Eltern verloren durch die Inflation ihr Vermögen und konnten ihrem Sohn lediglich ihren guten Ruf, ihre gesellschaftliche Stellung, als Mitgift für seine Offizierslaufbahn mitgeben. Geld, das weiß ich längst, haben sie keines mehr. Die Marine aber verlangte traditionsgemäß Reputation im alten Stil. Der Ausweg: die Reichskleiderkasse mit der Aussicht, einmal Admiral zu werden.

Zu Beginn meiner Weihnachtsferien fahren wir gemeinsam zu meinen Eltern nach Lütjenbrode. Ich muss eine neue Erfahrung machen. Die Absicht, alles geheim zu halten, ist schwerer als ich dachte. Nicht nur, dass Geheimnisse auf der Zunge brennen. Meine Kameraden aus allen möglichen Instituten und Schu-

len, mit denen ich bislang in der vierten Klasse der Reichsbahn gefahren bin, unter »Reisenden mit Traglasten«, haben Augen und Ohren. Dass ich dereinst mit Geheimnissen, staatspolitischen und anderen, werde leben müssen, ahne ich natürlich nicht. Ich hoffe auf ein Leben an der Seite dieses Offiziers zur See.

## Mit Reinhard bei meinen Eltern

Im Schulhaus aus rotem Backstein in Lütjenbrode angekommen, beginnt bald ein Frage- und Antwortspiel, wie Eltern es in solchen Situationen ganz allgemein für unvermeidlich halten. Meine Eltern erfahren: Reinhard wurde am 7. März 1904 in Halle an der Saale geboren. Sein Vater, Bruno Heydrich, war im Laufe seines Lebens Sänger, Komponist und Schauspieler gewesen, bevor er Direktor des Halleschen Konservatoriums geworden war, das er selbst gegründet hatte. Frau Heydrich, die »Frau Direktor«, wie die Theaterleute sie respektvoll nannten, war eine geborene Krantz. Reinhards »Report« ist sachlich und knapp. »Er passt in unsere Landschaft«, meint mein Vater, als ich ihn frage, ob er mit ihm »zufrieden« sei.

Der Mann aus Halle, der wie die meisten Leute bei uns auch, wortkarg ist und nicht viel fragt, hört nun von meinem Vater, dem sehr selbstbewussten Dorfschulmeister, in welche Familie er »hineingeraten« sei. Vater erzählt ihm, dass er, der zweite Sohn eines norddeutschen Großbauern mit insgesamt acht Kindern, sechs Söhnen und zwei Töchtern, im Jahre 1896 als Sechsundzwanzigjähriger von Eckernförde, wo er ausgebildet worden war, nach Fehmarn versetzt wurde. Seinen Wunsch, Bauer und Nachfolger des Vaters auf dem Hof zu werden, hat er, nachdem sein ältester Bruder mit dem Studium in Hannover begonnen hatte, den Brüdern zuliebe aufgegeben, die ebenfalls Bauern werden wollten. So ist er denn schließlich Lehrer geworden und auf der Ostsee-Insel Fehmarn gelandet, wo er seiner späteren Frau begegnet ist, »Thilde« Hiss. Eine ihrer Schwestern, zehn Geschwister sind es insgesamt, ist noch seine Schülerin, während ich bereits ans Heiraten zu denken beginne. Die Familie des Kapitäns und Kaufmanns Hiss lebt seit Jahrhunder-

ten auf der Insel Fehmarn. Soweit die Chronik reicht, sind die Männer Seefahrer gewesen, erst auf fremden, dann auf eigenen Schiffen. Als die Dampfschifffahrt die Segelschiffe ablöste, gingen sie an Land – und wurden Kaufherren. Während meine Eltern, vor allem mein Vater, diese »Geschichten« erzählen, die ich natürlich bis ins Detail hinein kenne, beschleicht mich das Gefühl, dass er, Reinhard, sich ob dieser Familienchronik langweilen könnte; aber ich täusche mich. Mit sparsamen Gesten deutet er an, dass er noch mehr hören möchte. Er will, so scheint es, »alles« wissen, will erfahren, woher das Mädchen kommt, das ihn liebt, und so »referiert« mein Vater weiter. Und der Seemann aus dem Binnenland hört dann, dass mein Großvater mütterlicherseits noch die romantische Zeit der Segler erlebt hat und mit seiner »Karoline« nicht nur nach England, Norwegen, Estland und Danzig gesegelt ist, sondern auch nach Übersee, nach Amerika. Er hat in Kalifornien Gold gesucht und ist auf der »Sacramento« gesegelt. Gefunden hat er – außer vielen Erfahrungen – nur wenig. Das Gold, das er wusch und mitbrachte, reichte gerade für seine Eheringe.

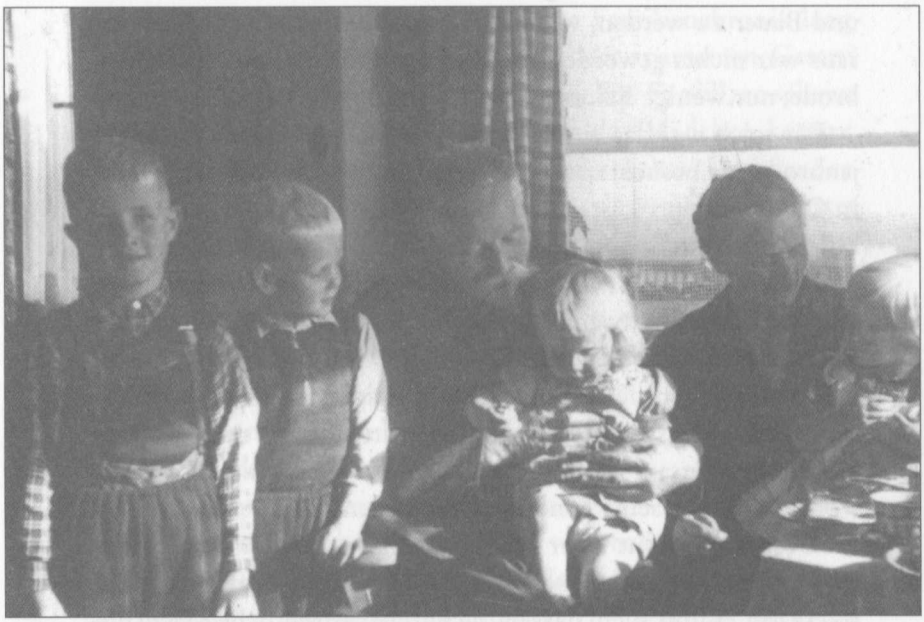
Als meine Großeltern heirateten, war die Insel Fehmarn noch der dänischen Krone Untertan. Und während des Krieges, wo es um die »Loslösung aus dänischem Joch« ging, wie man nicht nur hier sagte, hatte Großvater stets zwei Flaggen an Bord, die blau-weiß-rote Fahne Schleswig-Holsteins und den »Danebrog«. Die Situation der Insel ging quer durch die Familien. So kämpften zum Beispiel die zum Wehrdienst eingezogenen Fehmaraner im Kriege 1864 auf dänischer, die Freiwilligen jedoch auf preußischer Seite. Und als sich die Heimkehrer nach der Schlacht bei Helgoland vom 6. Mai 1864 trafen, in der dänische und preußische Kriegsschiffe aufeinander geschossen hatten, erzählten sie sich (wie alle Männer) ihre Kriegstaten, und immer wieder sollen sie einander gesagt haben: »Mensch, wat hebt je schaten. Ju harn ja benäh drapen!« (Mensch, was habt ihr geschossen. Ihr hättet ja beinahe getroffen). Fehmarn, die Insel, war nach allen Seiten

offen, immer ein bisschen international, nicht nur wegen der Feriengäste aus aller Herren Länder.

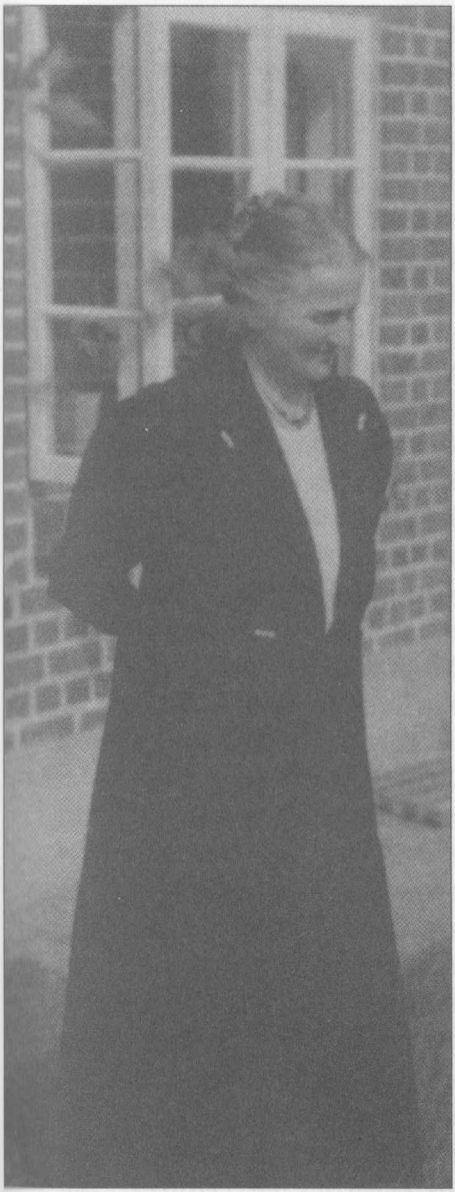
Nach dem Ersten Weltkrieg, den Reinhard als Kind erlebt hatte, waren meine einst wohlhabenden Eltern durch die Inflation arme Leute geworden. Zuvor hatte Vater noch – gegen den Willen der Mutter – erwogen, mit beider Erbteil Land zu kaufen und Bauer zu werden, wie sein Vater es gewesen war. Doch daraus war nichts geworden. Sie zogen aufs Festland nach Lütjenbrode, nur wenige Kilometer »über den Sund«.

Für mich war das ein Einschnitt in meinem Leben. Von Lütjenbrode aus besuchten mein Bruder und ich die Höhere Schule in Oldenburg in Holstein. Als Fahrschüler erlebten wir eine turbulente Zeit mit Streiks und Kohlenknappheit bei der Eisenbahn. Als die Eltern am 18. Oktober 1923 ihre Silberne Hochzeit feierten, kaufte Mutter, wenn ich mich recht erinnere, für die letzte Billion Mark ein Pfund Butter.

Das Gespräch der beiden Männer zeigt mir, wie sehr Vater unter dem Verlust seines Vermögens gelitten haben muss. Er, der zu dem gemeinsam Ererbten Groschen zu Groschen gelegt hatte, wollte, dass wir, seine Kinder, etwas Ordentliches lernen sollten. Im Gespräch nimmt Vater kein Blatt vor den Mund. Der Seeoffizier aus Sachsen-Anhalt soll wissen, mit wem er zu tun hat, und so erzählt er ihm auch, dass er die Kirche als weltliche Macht ablehnt. Seine frühen Erfahrungen mit ihr als »Oberaufsicht« über die Schule haben diese Vorstellung bewirkt. Ich erinnere mich noch an die elterlichen Debatten, als es im Herbst 1926 darum ging, meinen Bruder und mich in Großenbrode konfirmieren zu lassen, woraus ohne Mutters Unterstützung mit Sicherheit nichts geworden wäre.



*Die Großeltern mit ihren Enkeln*



*Mathilde von Osten, Mutter von Lina Heydrich, vor ihrem Haus auf Fehmarn*

*Jürgen von Osten, Vater von Lina Heydrich*

## Die Familie meines Mannes

Reinhards Eltern lernte ich in einer Zeit kennen, in der die Not, hervorgerufen durch die Inflation und die Wandlung im Musikleben durch die Erfindung des Radios, im Hause Heydrich festes Quartierbezogen hatte. Jedoch die Einrichtung der Wohnung, kostbare Porzellane, gediegenes Silber und viele Erinnerungsstücke aus vergangenen guten Tagen, zeugten von einstigem Reichtum, von Ansehen und Geltung. Niemals habe ich zwei Menschen, die ein ganzes Leben lang gemeinsam verbracht haben, von so großem Unterschied erlebt, wie meine Schwiegereltern es waren. Elisabeth Heydrich war klein, in jungen Jahren sicherlich zierlich, blond, blauäugig, gepflegt und kultiviert. Bruno Heydrich hingegen war von wuchtiger Statur, groß gewachsen, schwarzgelockt, ein Mann aus dem Volke, ein Naturalist, ein geselliger Späßemacher. Immer und überall stand er im Mittelpunkt, wo er auftauchte. Schon seine stets theatralische Gestik ließ ihn auffallen. Elisabeth Heydrich hingegen, die im Gegensatz zu ihrem Mann vermögend war, übte immer Zurückhaltung, dämmte das Überschäumende, das Überlaute, ihres Ehepartners ein, dem sie in Verehrung und Liebe zugetan war. Im Hause führte sie ein Regiment, das so bürgerlich streng war, dass ein bohemienhafter Lebensstil, der ihrem Mann und dessen beruflicher Umgebung naturgemäß sehr lag, garnicht erst aufkommen konnte.

Die Familie Heydrich stammte, soweit sich dies zurückverfolgen lässt, aus der Gegend um Meißen und Görlitz, die Familie Krantz aus Franken. Intrigen aus der Zeit vor allem vor Hitlers Machtübernahme und Kolportagen aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, auf die ich später noch detailliert eingehe, hatten zur Folge, dass Reinhard eine jüdische Abstammung an-

gedichtet worden ist. Die dem Scheine nach legitime Möglichkeit zu solchen Spekulationen und Verleumdungen ließ die Tatsache zu, dass Reinhards Großmutter Ernestine Wilhelmine Lindner nach dem Tode ihres ersten Mannes, des 21 Jahre älteren Zimmermannes und Instrumentenmachers Karl Julius Reinhold Heydrich, den 16 Jahre jüngeren, in der Nähe von Zittau als Sohn evangelischer Eltern geborenen Schlossergehilfen Gustav Robert Süss, für die späteren Heydrich-Gegner »den Juden Süss«, geheiratet hatte. Mit sieben unversorgten Kindern war sie 1861 plötzlich allein zurückgeblieben. Sie hatte für sie sorgen müssen – und dann einen sehr viel jüngeren Mann geheiratet. Vor dieser Heirat waren die beiden ältesten Heydrich-Söhne Richard und Bruno von Kirmes zu Kirmes, von Dorf zu Dorf gezogen, um Musik zu machen und Geld zu verdienen. Mit dem Tod Richards und der neuerlichen Heirat von Ernestine Wilhelmine Heydrich, war dem lustigen Vagantendasein des Vaters meines Mannes ein Ende gesetzt worden. Er verließ das Elternhaus und ging nach Dresden, wo er »Karriere machen« wollte. Schon als zwölfjähriger Schüler hatte er in Meißen damit begonnen, Musik zu »studieren«, zuerst Violine und Tenorhorn, dann Kontrabass und Tuba. Mit 13 Jahren trat er in öffentlichen Konzerten auf und war Solist im Meißener Knaben-Orchester. Nach seiner Konfirmation wurde er in das Andersche Orchester in Meißen aufgenommen und spielte – nach zwei Jahren – fast alle Orchesterinstrumente. Er entwickelte eine rege Tätigkeit und versuchte sich schließlich auch als Dirigent. In Dresden erhielt er nach einer Prüfung am königlichen Konservatorium eine Freistelle mit dem Hauptfach Kontrabass. Die Mittel für seinen Unterhalt verdiente er sich während seiner Ausbildung von 1879 bis 1882 durch allerlei Musikanten-Nebenarbeiten, wobei er nicht sonderlich wählerisch war. Folklore und Straßenmusik gehörten da in sein Repertoire wie Klassisches.

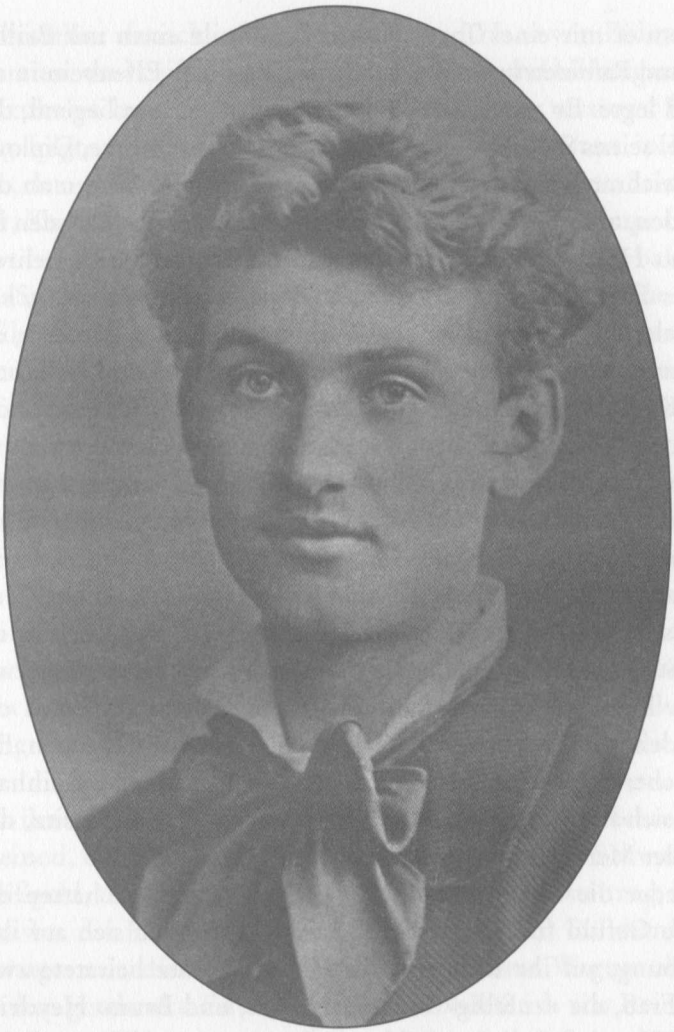
Mit dem Reifezeugnis und der höchsten Auszeichnung, dem sogenannten Preiszeugnis, verließ er das Konservatorium, um

unmittelbar danach in das Orchester von Hans von Bülow einzutreten, wo er eifrig weiter an sich arbeitete und bildungsmäßig aufzuholen bemüht war, was er im Elternhaus versäumt hatte. 1883 folgte er einem Ruf des königlichen Orchesters in Dresden, dem er bis 1887 als Kontrabassist-Solist angehörte. Sein Ziel war, Kapellmeister zu werden, und so studierte er Komposition, Partitur-Spiel und Dirigieren bei Prof. Dr. Wüllner, der bald auf die Stimme Heydrichs aufmerksam wurde und ihm eine Freistelle als Gesangsschüler beschaffte. Nach einem weiteren Studium bei dem Direktor des dortigen Konservatoriums und Begründer des Dresdener Hoforchesters, dem Hofrat Prof. Krantz, versuchte Bruno Heydrich sich am Hoftheater in Sondershausen zum ersten Male als Sänger. Die spontane Anerkennung des Publikums, der Beifall, bewog den anwesenden Hofkapellmeister von Weimar, ihn dem Weimarer Hoftheater zu empfehlen. Nach Gastrollen als »Lohengrin« und »Faust« wurde er als Hofopernsänger engagiert und bildete seine Stimme als Heldentenor aus. Nach einem erfolgreichen Gastspiel als »Tannhäuser« und »Faust« im Jahre 1890 in Magdeburg, feierte er als »Lohengrin«, »Walter von Stolzing« und »Tristan« Triumphe, was ihm die Einladung nach Bayreuth einbrachte, wo Cosima Wagner ihn mit den Wagnerischen Gestalten vertraut machte. Ein Kleinod, ein kleiner, mit Brillantsplittern besetzter Schwan aus Weißgold, den Bruno Heydrich auf seiner Krawatte trug, ist alles, was die Heydrichs schließlich hinterließen. Reinhards Vater sagte mir, diesen Schwan habe ihm Cosima Wagner als Andenken geschenkt. Eine andere Version hörte ich von Reinhard. Begeisterte Zuhörer, so wusste er, hätten diese Schwan-Brosche in einem Blumenbouquet versteckt, auf die Bühne geworfen. Was stimmt, weiß ich nicht. Ich neige dazu, der Version meines Schwiegervaters zu folgen. Nach Engagements in Stettin, Kolberg, Aachen und Köln, nach Ehrungen und großen Erfolgen, folgte eine berauschende Zeit für den Mann aus dem Volk, der lange davon zehrte. Ich erinnere mich noch an den Augenblick,

in dem er mir eines Tages mit großem Stolz einen mit Brillanten und Rubinen besetzten Dirigentenstab aus Elfenbein in die Hand legte. Er zierte, auf einem bestickten Kissen liegend, den Flügel seines Studierzimmers. Vergilbte Eichenkränze, Diplome, Auszeichnungen, Bilder aus vergangener Pracht, hingen an den Wänden, alles Relikte seiner großen Zeit. Bereits in Dresden hat Bruno Heydrich Elisabeth Krantz, die Tochter eines Lehrers, seines Förderers und sicherlich auch seines Bewunderers, kennengelernt. Sie war die einzige Tochter neben zwei Brüdern, die keinerlei künstlerische Ambitionen hatten, in London lernten und Kaufherren werden sollten. Später lebten sie in Dresden das Schattendasein von Erben, die Mühe hatten, das Ererbte zu erhalten und zu verwalten. Mir scheint, dass der soziale Aufstieg der Familie Krantz mit Moritz Krantz begonnen hat, einem Maler und Lithographen, der sich einen Namen als Porträtist bekannter Persönlichkeiten gemacht hatte.

Als ich im März 1930 mit Reinhard in Halle war, erfuhr ich von Streitereien innerhalb der Familie. Elisabeth verlangte von ihren Brüdern ihren Anteil alljährlich aus den Erträgen des Dresdener Konservatoriums und glaubte sich hintergangen. Ein häßlicher Streit um das Erbe war in vollem Gange. Reinhard hielt sich heraus. Er glaubte nicht an das Recht auf Besitz, den sich der Mensch nicht selbst erarbeitet habe.

Weder die Heydrichs noch die Familie Krantz hatten das rechte Gefühl für materiellen Besitz. Sie stützten sich auf ihre Begabung, auf ihr Können. Der Hofrat Krantz heiratete zwar eine Frau, die »zufällig« vermögend war, und Bruno Heydrich war Nutznießer dieses Geldes. Alles, was er selbst verdiente, zerrann ihm aus Gutmütigkeit und Gleichgültigkeit zwischen den Fingern. So ist nicht verwunderlich, dass Reinhard Heydrich auch kein Mann war, der Geld zu verdienen verstand. Es war, ökonomisch gesehen, sicherlich ein großer Fehler von ihm, in der Wahl seiner Frau nicht auf deren Mitgift gesehen zu haben. Die Enttäuschung meiner Schwiegermutter kann ich sehr



*Bruno Heydrich, Vater von Reinhard Heydrich*

13., 14. und 15.

# Jahresbericht

des

**Bruno Heydrich**

Konservatoriums für Musik und Theater

1. Hallesches Konservatorium

gegründet 1899

zu

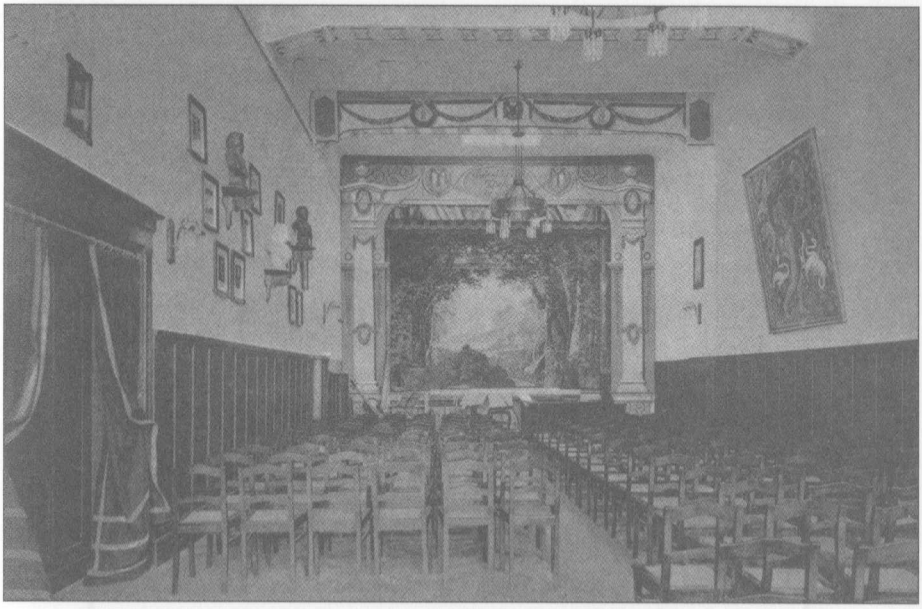
Halle a. d. Saale

Gütchenstrasse 20.

Halle a. S., im Mai 1915.

*Jahresbericht des Konservatorims in Halle a. d. Saale 1915*

*Konservatorium Bruno Heydrich für Musik und Theater in Halle*



*Saal und Theater in Bruno Heydrichs Konservatorium in Halle*

Streng geheim und gewissenhaft aufbewahren,

Wichtiges Dokument!

№ 101

**Ausweis.**

Der Inhaber dieses Ausweises,
Herr Reinhard Heydrich
ist Mitglied der Einwohnerwehr Halle.

Einwohnerwehr Nord Halle

Eigenhändige Unterschrift. Der Oberobmann.

dient auch als Waffenschein.

Einwohnerwehr Halle
Bezirk 21 „Friedrichsplatz"

*Reinhard Heydrich, Mitglied der Einwohnerwehr in Halle*

Nach langem Leiden hat mein lieber guter Mann, unser guter Vater und Großvater

**Konservatoriums-Direktor**

# Richard Bruno Heydrich

im Alter von 76 Jahren seine Augen für immer geschlossen.

**Frau Elisabeth Heydrich,** geb. Krantz
**Reinhard Heydrich,** SS-Gruppenführer und Chef der Sicherheitspolizei
**Heinz Heydrich,** SS-Obersturmführer und Schriftleiter
**Frau Maria Heindorf,** geb. Heydrich
**Frau Lina Heydrich,** geb. von Osten
**Frau Trude Heydrich,** geb. Werther
**Wolfgang Heindorf,** Abteilungsleiter im Zentralbüro DAF.
**und 7 Enkelkinder**

Halle, den 24. August 1938.

Es wird gebeten, von Beileidsbesuchen abzusehen.

Die Trauerfeier findet am Sonnabend, dem 27. August 1938, 11 Uhr, in der Magdalenen-Kapelle der Moritzburg in Halle a. S. statt.

Die Beisetzung erfolgt um 12 Uhr auf dem Stadtgottesacker in Halle a. S.

*Todesanzeige von Bruno Heydrich*

gut verstehen, zumal auch der Bruder Reinhards den gleichen »Fehler« beging und eine Frau heiratete, die nichts besaß. Auch Reinhards Schwester Maria blieb arm. Es muss 1937 oder 1938 gewesen sein, als Reinhard eines Abends nach seiner Heimkehr vom Dienst zu mir sagte: »Stell Dir mal vor, was mir heute passiert ist. Ich habe mir die jungen Assessoren vorstellen lassen, die sich um eine Anstellung beworben haben. Da fragt mich doch so ein junger Mann: ›Sagen Sie mal, was verdiene ich denn so bei Ihnen?‹ … den hab ich natürlich nicht genommen.« Den ganzen Abend hindurch hat er sich nicht beruhigen können. Und so blieb er in dieser Beziehung.

## Reinhard und seine Einstellung zu Finanzen

Während des Krieges, die sogenannte Reichskleidersammlung für die Soldaten in Russland war gerade im Gange, und ich hatte Kisten und Kästen ausgekramt, um Wollsachen zu suchen, die ich abgeben könnte, überraschte mich seine so geartete Weltfremdheit dennoch. Vorsichtshalber hatte ich alles das, was ich entbehren konnte, auf dem Esszimmertisch zur abendlichen Inspektion ausgebreitet. Reinhard »schlich« um den Tisch herum, fasste sich ans Kinn und fragte: »Sag mal, müssen meine Skistrümpfe auch dran glauben? Kann man da nicht lieber etwas Geld geben? Es kann ja ruhig ein bisschen mehr sein!«

Ich machte ihm klar, dass die Soldaten Strümpfe anziehen könnten, wogegen mit einem Geldschein in der Kälte nichts zu beginnen sei. Er war weder ein Finanztrottel noch ein Verschwender, sondern hatte ganz einfach keinen Sinn für den Wert des Geldes entwickelt. Im Elternhaus hatte er zwar erlebt, dass sein Vater, vom Friseur kommend, wie ein Weihnachtsmann mit Päckchen und Paketen beladen, mit Wässerchen, Seifen, Parfüm und allerlei Schnickschnack, den ihm der Friseur angedreht hatte, Geld ausgab, ohne sich darüber Gedanken zu machen. Aber diese Erlebnisse haben ihn in der Hinsicht nicht anders werden lassen, als sein Vater es gewesen war.

Dass das Notwendigste im Haushalt nicht zuletzt auch daher meist fehlte und Reinhards Mutter jeden Morgen mit gespitztem Bleistift am Esstisch saß und notierte, was für den jeweiligen Tag gekauft werden musste – und dass sie den Preis immer gleich daneben schrieb, hielten Vater und Sohn für selbstverständlich. Solange Reinhard bei der Marine war, brachte er es nicht übers Herz, seine Mutter zu bitten, seine schmutzige Wäsche zu waschen und zu bügeln. So blieb sie ungewaschen und ungebügelt

in seiner Badewanne liegen. Da im Dienst jedoch saubere Garnituren selbstverständlich waren, musste er immer wieder neue kaufen und regelmäßig bei der Marinekleiderkasse um Kredit bitten. Als ich später die Reste der Marinelaufbahn meines Mannes wäschemäßig aufarbeitete, zählte ich 34 weiße Diensthemden mit steif gebügeltem Brusteinsatz, doppelt soviel Eckenkragen und 107 weiße Taschentücher. Außer den Taschentüchern war nichts mehr zu verwenden, nicht einmal die vielen weißen Hosen, die ganz unmodisch waren. Manche seiner Schwächen hat Reinhard seinem zukünftigen Schwiegervater Weihnachten, dem Tage unserer Verlobung im Lehrerhaus in Lütjenbrode, »gebeichtet«. Die beiden Männer kamen sich rasch näher; denn die Inflation, die Zeitläufte, alles das war ja auch meinem Vater aus eigener Erfahrung sattsam bekannt. Zwischen Weihnachten und Neujahr wird erzählt – und erzählt. Pläne werden geschmiedet. Lange soll die Verlobungszeit nicht dauern. Meine Abschlussprüfung wird im März sein. Dann muss die Aussteuer genäht werden; auch das braucht Zeit. Wir können nicht zusammen nach Kiel zurückfahren. Reinhards Urlaub ist um. Meine Ferien dauern länger. Als ich nach ihrem Ende auf dem Kieler Hauptbahnhof eintreffe, erwartet Reinhard mich, der die Trennung als Ewigkeit empfunden hat. Doch er freut sich offenbar gar nicht über meinen Besuch. Warum ist er so still? Ich finde auch, dass er ein wenig blass ist.

## Das Marine-Ehrengericht und seine Folgen

»Ich muss mit dir sprechen. Es ist etwas Schreckliches geschehen«, beginnt er sofort und berichtet mir dann, was passiert ist. Er soll sich unehrenhaft verhalten haben und nun vor ein Ehrengericht gestellt werden. Ihm wird vorgeworfen, einem Mädchen die Ehe versprochen und dieses Versprechen nicht eingehalten zu haben. Ich kann das alles gar nicht so schnell fassen, und so bitte ich ihn, mir alles genau zu erzählen, was er auch tut. »Ich habe«, sagt er, »das Mädchen während einer Segelregatta in Rendsburg kennengelernt«. Dann erfahre ich: Reinhard segelte ein Zwölf-Fuß-Dinghi für die Marine. Am Abend fand ein Ball statt. Dabei lernte er die junge Dame kennen, die die koloniale Frauenschule besuchte, eine Anstalt für höhere Töchter, die ein wenig lernen wollen, aber meist kein Berufsziel haben. Sie hat ihn später in Kiel besucht, ist ihm, »auf die Bude gerückt«, wie er sich ausdrückt. Da das Mädchen kein Nachtquartier hatte, hatte Reinhard ihm angeboten, einfach bei seiner Wirtin zu übernachten. Mich irritiert dieser Bericht, und ich glaube nicht so recht an diese Version. Ich dringe in ihn und frage, ob das denn wirklich alles gewesen sei, was sein Verhalten als »Heiratsversprechen« bezeichnen lassen könne. Und ich höre heute noch seine Antwort: »Ach, Du kennst die Marine nicht. Die hat überall einen Zopf. Da sind ganz andere Fälle verhandelt worden. Einer der Kameraden beispielsweise bekam von seiner offiziellen Braut Besuch, als er krank war. Sie blieb bei ihm und pflegte ihn. Er musste gehen. So wird es auch mir gehen«. Harte Tage stehen uns bevor. Die Verhandlungen finden statt; den Vorsitz führt sein Crewältester, was ich als nicht fair beurteile. Wir denken an Intrigen, Futterneid, Ehrgeiz und Karriere. Alles Unmögliche erscheint uns plötzlich möglich. Das Ende: der erzwungene

Abschied Reinhards von der Marine mit Übergangsgebühren für zwei Jahre. Und das alles nur wegen eines Mädchens? Ich weiß es bis heute nicht.

1945, als ich nach einer langen, sehr zermürbenden Flucht mit meinen Kindern bei den Eltern daheim landete, traf ich diesen Mann, diesen Kameraden, den Vorsitzenden des Ehrengerichts. Er war Gefangener. Es bedurfte damals keiner großen Worte. Er sagte nur: »Es tut mir leid, es tut mir leid«. Was sollte ich damit beginnen? Wäre Reinhard 1931 nicht aus der Marine ausgeschieden, dann wäre ... nur Gott weiß, was geworden wäre. Nach meinem Examen fahren wir nach Halle. Großer Empfang auf dem Bahnhof, strahlende Gesichter – und Neugier. Für uns ist es schwer; denn noch ahnt niemand etwas von dem Ende der Karriere des Seeoffiziers. Am schwersten trifft es Reinhards Mutter, als sie erfährt, was geschehen ist. Nur sie ahnt die Folgen, und für sie bricht eine Welt zusammen. Auf diesen Sohn hatte sie ihre letzten Tage gesetzt, hatte gehofft, in seinem Hause ein ruhiges Alter zu verbringen.

Es wird nach dem letzten Strohhalm gegriffen. Ein Gnadengesuch an Paul von Hindenburg, den Reichspräsidenten, soll das Schicksal wenden. Wie lange wir auf die Antwort gewartet haben, weiß ich nicht mehr.

Der Einblick in die häusliche Not der Heydrichs macht mich krank. Die Schwiegermutter plagt sich. Sie, die früher immer nur mit Dienstboten im Hause gewirtschaftet hatte, steht alleine in der Küche, und am Nachmittag gibt sie Klavierstunden. Täglich »füttert« sie sechs Personen. Sogar der Bräutigam der Schwester Reinhards gehört zum Haushalt. Die Schwester gibt – wie die Mutter – ebenfalls Musik-Unterricht. Der Vater ist nach einem Schlaganfall mit teilweiser körperlicher Lähmung zu einem Pflegefall geworden.

An einem Morgen erhalten wir den abschlägigen Bescheid aus der Kanzlei des Reichspräsidenten. Reinhard Heydrich, der Oberleutnant zur See, ist entlassen! Aus, alles ist aus! Um in

Ruhe über unser Schicksal, über unsere Zukunft, nachdenken zu können, flüchten wir uns zu den Tieren in den Zoologischen Garten. Eine Löwendame hat Junge bekommen; vier Löwenkinder entzücken Mutter und Zoobesucher. Merkwürdigerweise finden wir uns immer wieder vor diesem Käfig. Irgendwie spüren wir in dem natürlichen Ablauf des Tiertages eine Ruhe, die auch uns langsam wieder ausgeglichener werden lässt.

Da ist nun ein Oberleutnant zur See, den man ausgestoßen hat. Was hat er gelernt? Wo und wie kann er seine erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten anbieten? Schmal, sehr schmal ist die Palette. Da ist einmal die Hanseatische Jagdschule in Neustadt, sozusagen eine Art Auffanglager für derartige Fälle. Reinhard ist 1927 deutscher Ostseemeister im Zwölf-Fuß-Dinghi geworden, ein Jahr später auch Nordseemeister. Segeln kann er. Durch den Segelsport hat er auch Kontakte mit Hamburg geknüpft und kennt dort eine Menge Leute. Vielleicht ist es ihm möglich, mit Hilfe dieser Beziehungen bei der Handelsmarine unterzukommen. Das sind unsere ersten Überlegungen. Und dann folgen andere; sie werden unser Schicksal endgültig bestimmen.

Abschrift.

D i e n s t l e i s t u n g s z e u g n i s.

Der Oberleutnant zur See Reinhard Eugen Tristan H e y d r i c h, geboren am 7. März 1904 zu Halle a.d.S., Staatsangehörigkeit Sachsen, trat am 30.März 1922 in die Reichsmarine ein.

Nach erfolgter Ausbildung und Bestehen der Seeoffizierhauptprüfung wurde H. am 1.10.1926 zum Leutnant zur See und am 1.7.1928 zum Oberleutnant zur See befördert.

Vom 3.1. - 23.3.1927 hat H. an einem Funkoffizierlehrgang teilgenommen und diesen mit gutem Erfolge bestanden. Im Geben und Hören hatte er ziemlich gute Leistungen zu verzeichnen.

Während seiner gesamten Dienstzeit wurde er abwechselnd an Land als Adjutant und Nachrichtenoffizier und an Bord als Nach - und Funkoffizier sowie als Adjutant verwandt.

Von allen Vorgesetzten wird H. als ein gewissenhafter und zuverlässiger Offizier mit ernster Dienstauffassung geschildert, der mit Eifer jeden ihm obliegenden Dienst versah.

Vorgesetzten gegenüber offen und militärisch, bei seinen Kameraden beliebt. Untergebene verstand er gut und gerecht zu behandeln.

H. ist sportlich gut durchgebildet und ein guter Fechter und Segler.

Seine Entlassung aus dem Marinedienste erfolgt mit dem 30. April 1931.

K i e l, den 30. A p r i l 1931.

Kommando der Marinestation der Ostsee.
Der Chef des Stabes.
( L.S. ) gez. G r o o s.
Konteradmiral, Dr. h. c.

Für die Richtigkeit !
K i e l, den 30. A p r i l 1931.
Kommando der Marinestation der Ostsee.
Im Auftrage !

Kapitänleutnant und I.Adjutant i.V.

*Dienstleistungszeugnis Reinhard Heydrich*

*Reinhard Heydrich als Oberleutnant zur See*

*Reinhard Heydrich als Offizier der Marine*

## Reinhards beruflicher Werdegang

Reinhards Patentante ist eine Baronin von Eberstein. Ihr Sohn soll in München sein, bei einer Art militärischer Organisation. Weiter finden wir nichts, was uns irgendwie Zukunft versprechen könnte. Und so setzt sich Reinhard hin und schreibt seinen Lebenslauf. Da ich ihm nur raten kann, wenn ich soviel wie möglich über ihn weiß, muss er mir noch manches ausführlich schildern. Und so erfahre ich: Da er von der Statur her schwächlich war, begann er früh schon Sport zu treiben. Er lernte rudern und fechten. Mit fünf Jahren fing er an, Geige zu spielen.

Während eines Sommeraufenthalts seiner Familie in Swinemünde erlebte er eine entscheidende Station seines Lebens, ausgelöst durch einen Besuch der deutschen Kriegsmarine. Die Ordnung, die Präzision und die Disziplin, die die Marine ausstrahlte, haben in ihm den Wunsch geweckt, dort einmal Dienst zu tun. Nach dem Ersten Weltkrieg sah er wie viele Männer seiner Generation in halbmilitärischen Organisationen so etwas wie eine Heimat, und er engagierte sich sowohl im Rahmen des Freikorps »Märker« als auch im »Freikorps Halle«. 1922 bestand er sein Abitur und meldete sich (mit seiner Geige im Gepäck) zum Dienstantritt bei der Marine. Mit dieser Berufswahl war er in eine ihm völlig fremde Welt eingetreten. Er war mit Kameraden zusammengetroffen, die beispielsweise mit einem Musikstück nichts beginnen konnten, die in bürgerlichen Verhältnissen groß geworden waren und zu seiner Welt, zu seinem Elternhaus, kein Verhältnis hatten. Für sie hatte es keine rauschenden Premieren gegeben, keine Ängste um das Gelingen einer Aufführung, keine Rücksichtnahme auf Presse, Publikum und Öffentlichkeit. Und bei vielen wohl auch keine damit verbundenen finanziellen Risiken. Es ist Reinhard sehr schwer geworden, sich in diesen

Kreis einzufügen. Die Experimente der Marine nach der Revolution, sich demokratisch zu zeigen, hatten zudem dazu beigetragen, Reinhards euphorische Vorstellungen zu dämpfen. Die getrennte Ausbildung von Mannschaften und Offiziersanwärtern war inzwischen abgeschafft worden. Die Marine-Kameraden begegneten dem mitteldeutschen Künstlersohn mit Misstrauen. Wo hatte es das schon gegeben, dass ein Seekadett Geige spielte.

Offen angefeindet, hat ihn indes nur einer. Er hieß Rehm und war ein ausgesprochener Prachtsoldat. Wo immer er Reinhard erwischen konnte, hat er ihn gehänselt und gekränkt. Reinhard blieb nichts anderes übrig, als zu tun, als sähe er ihn überhaupt nicht, was ihm allgemein jedoch als Hochmut ausgelegt wurde. Zugesetzt hat ihm auch ein Maat, der erfahren hatte, dass er Geige spielen konnte. Wenn dieser Maat recht spät am Abend bis über den Kragenknopf »voll« war, verlangte er in sentimentaler Weinstimmung nach Musik. »Heydrich soll kommen – und aufspielen«. Meistens rissen Kameraden ihn aus dem Schlaf. Und dann musste er spielen, was befohlen wurde. Immer wieder musste er die Toselli-Serenade spielen. »Sie haben mich gerührt, Sie können gehen«, war der Dank. Und das einen ganzen Winter lang. Seitdem konnte Reinhard die Toselli-Serenade nicht mehr hören.

So blieb sein Verhältnis in dieser Zeit – und überhaupt zu seiner Crew – nur formell kameradschaftlich, kühl. Zu fremd war ihm diese neue Welt.

Von April bis Juni 1923 war er Kadett auf dem Segelschulschiff »Niobe«, das 1932 in der Nähe meiner Heimat in den Fluten der Ostsee unterging. Von Juli 1923 bis März 1924 diente er auf dem Kreuzer »Berlin«. Am 1. April wurde er Fähnrich und kam mit seiner Crew auf die Marineschule Mürwik, wo er bis März 1925 blieb.

Bereits in Halle hatte er begonnen, Fechtunterricht zu nehmen. Während der Mürwiker Zeit focht er eifrig weiter und gewann Preise auf Turnieren, insbesondere im Degenfechten. Außerhalb des Dienstes war sein Leben nur mit Sport ausgefüllt: Segeln und

Fechten als Hauptsport, dazu aber auch Schwimmen und Reiten. Später schickte die Marine ihn auf die Heeressportschule Wünsdorf. Dort brach er sich zweimal die Nase beim Reiten.

Von April bis Dezember 1925 war Reinhard Teilnehmer einiger Waffenlehrgänge, von Januar bis September 1926 tat er auf der »Braunschweig« Dienst. Der IA dieses Schiffes hieß: Wilhelm Canaris.[4] Reinhard war Oberfähnrich, Canaris Kapitän. Dass diese beiden Männer später befreundet, Nachbarn, und wie nicht wenige meinten, Konkurrenten oder gar Feinde werden sollten, ahnten sie natürlich nicht.

Der Oberfähnrich Heydrich musste Ende des Jahres auf die »Schleswig-Holstein«, auf das Flaggschiff der Reichsmarine. Am 1. Oktober 1926 wurde er Leutnant. Erst dort, auf der »Schleswig-Holstein«, empfand er, dass er »teilweise anerkannt« wurde. »Ich hatte mich durchgesetzt«, meinte er später einmal und fügte sogleich zweiflerisch hinzu: »Vielleicht hatte ich mich auch nur endlich eingewöhnt.« Auf der »Schleswig-Holstein«, wo er bis Herbst 1928, bis zu seiner Versetzung als »Nachrichtenmittelspezialist« bei der Marinestation der Ostsee blieb, erhielt er eine Spezialausbildung als Nachrichtenmitteloffizier. Und dann waren jener Abend nach der Regatta mit unserer ersten Begegnung und Reinhards Entlassung aus der Marine gekommen. Jetzt stand Reinhard Heydrich vor dem Nichts.

Alles, was mein Reinhard Heydrich an Unverständnis erlebte, was ihm fremd war, und was er ablehnte, aber auch alles, was er liebte, wonach er sich sehnte und was er keinem Menschen sagen zu können meinte, vertraute er seiner Geige an. Sie war sein bester Kamerad, wie er es nannte; manchmal war sie sein einziger Freund. Und sie war ihm immer auch eine Erinnerung an sein Elternhaus. Eine Rückkehr in das elterliche Konservatorium, wie Mutter Heydrich vorschlug, erschien uns unmög-

4 Das erste Treffen mit Canaris müsste bereits früher stattgefunden haben und zwar nicht auf der »Braunschweig«, sondern auf der »Berlin«, wo Canaris ab dem 18. Juli 1923 als erster Offizier Dienst tat.

lich. Mühsam hatte Reinhard sich von der künstlerischen Laufbahn zur »bürokratischen« Welt der »Vaterlandsverteidigung« hin entwickelt. Ihn wieder umzukehren, war unmöglich, zumal für Künstler um 1930 nichts, gar nichts, zu erwarten war. Seiner Veranlagung und seinem Können nach war Reinhard immer Künstler. Er konnte Gefühle in Töne übersetzen, und wäre die Welt damals nicht so kaputt gewesen, wäre ich heute nicht die Frau eines »Kriegsverbrechers«, sondern sicherlich die Frau eines Violingenies.

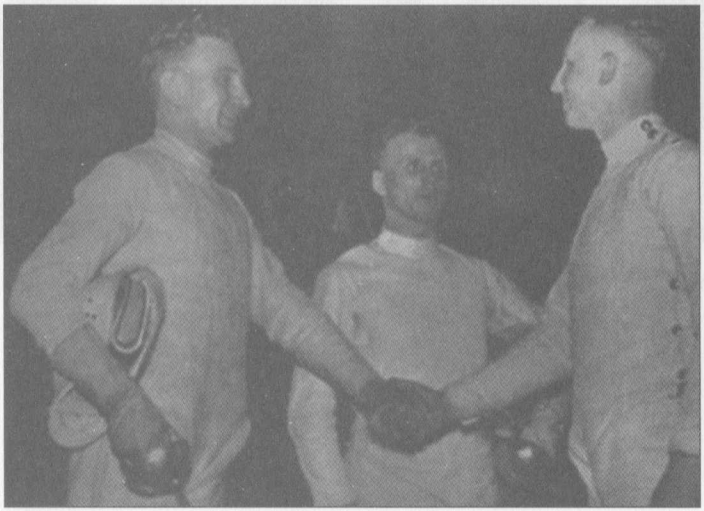
So sehe ich es heute. Die Erinnerung sieht so aus: Wir hocken immer noch vor dem Löwenkäfig des Zoos in Halle. Irgendwo – und irgendwie – wird es schon weitergehen, hoffen wir ... Es muss gehen.

Die Zeit in Halle geht zu Ende. Briefe und Bewerbungen sind verschickt. Wir fahren nach Lütjenbrode zu meinen Eltern. Ein Kloß sitzt mir im Halse. Merkwürdig: Einzelheiten über diese Begegnung fallen mir nicht mehr ein. Einmal hat Mutter angedeutet, dass ich die Verlobung doch lösen könne. Hat man sich Geld, Stellung und Ansehen versprochen – oder einen Menschen? Wir haben nie mehr darüber gesprochen; aber wir haben beide lange gelitten. Von Karl von Eberstein kommen positive Nachrichten. Auch die Hanseatische Jagdschule zeigt sich bereit, Reinhard als Segellehrer zu engagieren. Er soll 380 Mark monatlich bekommen. Damals eine Menge Geld. Aus München winken derartige attraktive Angebote nicht. Soweit habe ich Reinhard nun begriffen: Segellehrer mit Kindern reicher Eltern, verwöhnt, eigensinnig, schließlich nichts weiter als ein »Segeldomestik« für »Geldkinder«, will er nicht werden. Er schickt eine Bewerbung an Eberstein und kündigt zugleich auch seinen Besuch an. Doch dann kommt ein Telegramm aus München: Nicht kommen, es ist noch nicht soweit. Himmler ist krank. Am 14. Juni 1931, es ist mein Geburtstag, fährt Reinhard dennoch nach München. Es ist nicht nur mein Geburtstag. Es ist auch die Sternstunde meines Lebens, unseres Lebens.

*Reinhard Heydrich in Fechtkleidung*

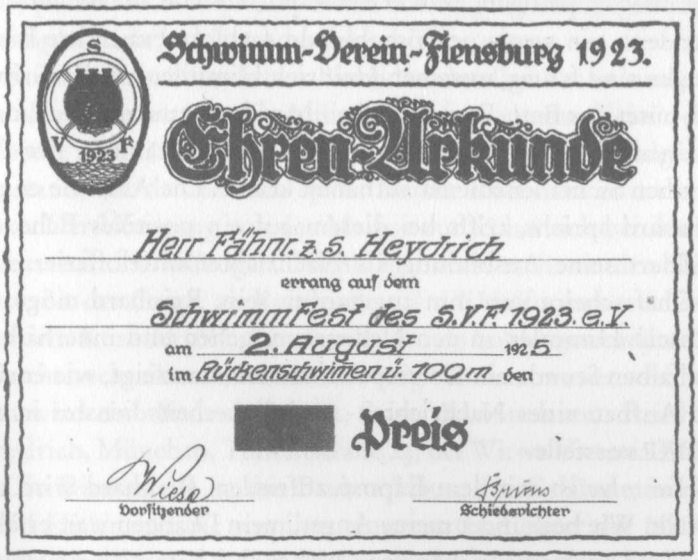
*Reinhard Heydrich mit seiner siegreichen Fechtmannschaft*

*Reinhard Heydrich im Gespräch mit Fechtkameraden*



*Reinhard Heydrich – Gratulation nach dem Fechten*

*Reinhard Heydrich beim Fechtturnier*



Schwimm-Verein-Flensburg 1923.

Ehren-Urkunde

Herr Fähnr. z. S. Heydrich

errang auf dem

Schwimmfest des S.V.F. 1923 e.V.

am 2. August 1925

im Rückenschwimmen ü. 100 m den

[redacted] Preis

Wiese
Vorsitzender

Brüns
Schiedsrichter

*Reinhard Heydrich – Mitgliedskarte des Schwimmvereins Flensburg*

## Vorstellung bei Heinrich Himmler

In München holt Karl von Eberstein, der völlig verzweifelt ist, Reinhard vom Bahnhof ab. Er macht ihm Vorwürfe, trotz des negativen Telegramm-Bescheides gekommen zu sein. Und er will ihn auch nicht zu Heinrich Himmler bringen. Doch Reinhard beharrt auf seiner Bitte, Himmler vorgestellt zu werden. So fahren beide schließlich nach Waldtrudering, einem Vorort von München. Ein schmales, bescheidenes Haus mit spitzwinkeligem Dach, mit winzigen, einfach eingerichteten Zimmern, sind der erste Verhandlungsort. Es ist die später so viel bespöttelte »Hühnerfarm« des Reichsführers SS. Reinhard wird von Frau Himmler empfangen. Sein erster Eindruck von ihr ist: eine bescheidene, ein wenig nervöse, blonde, farblose Frau. Ihre Bewegungen sind fahrig, unsicher. Heinrich Himmler hat die Grippe und hütet das Bett. Er erklärt Reinhard kurz und sachlich, dass er einen Nachrichtenmann brauche, der im Rahmen der Partei einen Sicherheitsdienst aufbauen könne. Die Art, wie er mit Reinhard spricht, trifft bei diesem auf ein positives Echo. Er schildert seine Ausbildung als Nachrichtenmitteloffizier. Der SS-Chef scheint von ihm angetan zu sein. Reinhard möge, so wünscht Himmler, in den Nebenraum gehen und innerhalb einer halben Stunde ein Konzept skizzieren, das zeigt, wie er sich den Aufbau eines Nachrichten- und Sicherheitsdienstes in der NSDAP vorstelle.

Himmler ist mit dem Exposé zufrieden. Reinhard wird eingestellt. Wie begründet meine Angst, mein Drängen war, erfährt Reinhard noch am gleichen Tage. Neben ihm hatte sich ein Hauptmann gemeldet, ein Herr Horninger. Nach der Machtübernahme fand Reinhard im Münchener Polizeipräsidium, in der Abteilung politische Polizei, eine Akte über jenen Herrn Horninger. Es wa-

ren Abrechnungen für Honorare, die Horninger als aktiver Spitzel der bayerischen Polizei ausgezahlt bekommen hatte. Er wurde inhaftiert und beging in seiner Zelle Selbstmord.

Himmler und Reinhard vereinbarten, dass Reinhard im August nach München übersiedeln solle. Himmler braucht diese Zeit, um die Finanzierung der neuen Partei-Dienststelle beim »Reichsschatzmeister« der NSDAP durchzusetzen. Reinhards Gehalt wird auf monatlich 180 Mark festgesetzt. Bei den Hamburger Seglern hätte er genau 200 Mark mehr bekommen; aber er ist damit zufrieden, zumal ihm noch die Übergangsgebühren von der Marine, 200 Mark monatlich, zustehen.

Von Juni bis August, bis zum Arbeitsbeginn bei Himmler, hält Reinhard sich in Hamburg auf. Dort tritt er in die allgemeine SS ein und erlebt am Dovernhof und in anderen Stadtteilen nach fast zehnjähriger politischer Isolierung bei der Marine, politische Kämpfe, in denen sozusagen jeder gegen jeden schimpft, sticht, schlägt oder gar schießt.

Kontakte zu öffentlichen Parteidienststellen hat er weder in Hamburg noch später in München aufgenommen. Seine »Einführung in die NSDAP« ist ausschließlich über die SS erfolgt, ein Umstand, auf den er auch später immer Rücksicht zu nehmen hatte. Der Übergang von der Marine zur SS hat sich bei ihm geradezu nahtlos vollzogen. Nichts erinnerte mehr an den »Knaben« mit der Geige, als Reinhard 1931 die Uniformen wechselte. Aus dem Künstlersöhnchen war längst ein Soldat geworden. Aus München schreibt mir Reinhard wenig von dem, was er vorfindet. Ihm wird eine Bude vermittelt. Seine Adresse lautet: Reinhard Heydrich, München, Türkenstraße 23, bei Witwe Victoria Etrich.

Die Dienststelle ist das Braune Haus, das Gebäude, in dem Adolf Hitler und die von ihm eingesetzten Führer der NSDAP residierten. Nur sind dort weder ein Raum noch ein Stuhl für den neuen Himmler-Mitarbeiter aufzutreiben, und so beschließt Reinhard, sein privates Domizil bei Victoria Etrich auch für dienstliche Zwecke zu missbrauchen. Die Frau ist Kummer ge-

wöhnt; denn an ihrem Mittagstisch essen sich einige Kameraden aus dem Braunen Haus satt.

Irgendwie ist alles dann in Fluss gekommen. Zuerst hat Reinhard eine Schreibmaschine beschafft. Der Stabsführer Sepp Dietrichs, Richard Hildebrandt, lieh sie ihm. Geld gab es bis 1933 wenig oder nie. Doch das war Reinhards kleinste Sorge. Ihn beschäftigte ganz etwas anderes. Er hatte festgestellt, dass an jeder Ecke, in jeder Organisation der NSDAP, bereits Nachrichtendienste bestanden, die jeweils für sich arbeiteten und sich manchmal sogar gegenseitig bespitzelten und bekriegten. Als er im November 1931 erstmals Gelegenheit hatte, zu mir zu kommen, erzählte er mir von diesen Merkwürdigkeiten und Schwächen der Organisation. »Ich werde diesem Wirrwarr ein Ende machen«, sagte er. Und er machte ihm bald ein Ende. Vorher jedoch, und das ist für mich ebenfalls sehr wichtig, vereinbarte er mit meinen Eltern in Lütjenbrode den Termin für unsere Hochzeit.

Die Hauptsache für Reinhard war in dieser Zeit, dass er eine Aufgabe hatte, die sich im Rahmen des Völkischen, des Nationalen bewegte und soldatisch war.

Adolf Hitlers Buch *Mein Kampf* hat er nie gelesen. Dieses Buch befand sich nicht einmal in unserem Bücherregal, und das war auch gar nicht nötig.

## Unsere Hochzeit

Unsere Hochzeit soll am Geburtstag meines Vaters, am 26. Dezember 1931, stattfinden. Und so geschieht es denn auch. Reinhard, angetan mit Frack und Zylinder, sieht wie ein Geschäftsführer eines Vergnügungsetablissements aus. Diese zivile »Verkleidung« paßt nicht zu ihm; aber es muss sein. In seiner SS-Uniform kann er nicht auftreten. Die SA und SS haben Uniformverbot. Dennoch versammelt sich eine Menge Volk in schwarzen Hosen, weißen Hemden und Reitstiefeln, der Ersatz-Uniform, vor der Kirche, über deren Altar ein Hakenkreuz aus Tannen angebracht worden ist.

Die Kirche ist voller Menschen. Unser Ehespruch ist, wie ich es mir gewünscht habe: »Eine feste Burg ist unser Gott«. Maria, Reinhards Schwester, singt mit ihrem hellen Sopran das »Ave Maria«, Vater Heydrich beendet den Gottesdienst mit einer eigenen Komposition. Er singt das »Vater unser«. Im Gang der Kirche stehen die Männer mit den weißen Hemden und schwarzen Hosen. Sie erheben die Hand zum Hitler-Gruß, und wir gehen durch diesen »Dom« hindurch. Die Orgel intoniert das »Horst-Wessel-Lied«, das Hitler 1933 an das Deutschlandlied als Teil der Nationalhymne anfügen lässt. Noch heute erinnern sich die alten Leute von dort an die Hochzeit der Lina von Osten. Ehrenpforten über der Straße, ein alter einheimischer Brauch. Die Schwiegermütter fanden schnell zueinander. Vettern und Kusinen knüpften Verbindungen zu der neuen Verwandtschaft an, die vollzählig erschienen war. Der Pastor, der uns traute, wurde kurz danach strafversetzt. Er hätte den Auftritt der illegalen SA unterbinden sollen.

Dass die Kirche und der Friedhof dem Zugriff der Polizei verwehrt waren, wurde übersehen.

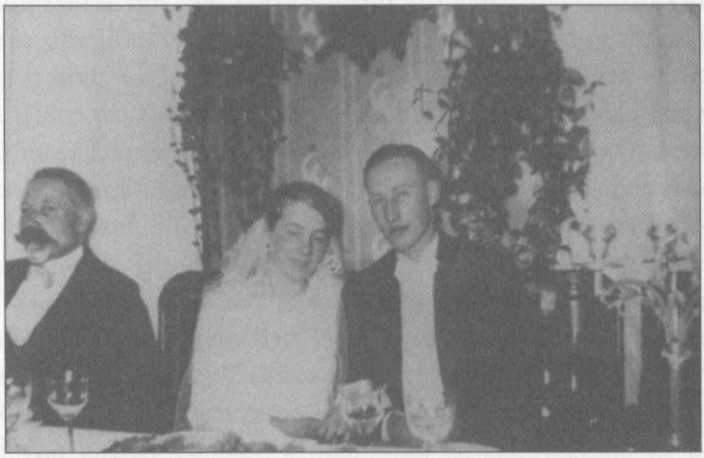
Nach der Hochzeit fahren wir hochgemut nach München. Unser Vorsatz ist, unser Leben nicht zum eigenen Nutzen, zum eigenen Wohlgefallen zu leben, sondern die hochgestellten Hoffnungen all derer zu erfüllen, die um ihr Dasein und um ihren Glauben kämpfen.

In München angekommen, überrascht mich Reinhard mit einer Wohnung, die er in Lochhausen bei München gemietet hat. Sie ist ganz auf meine Vorstellung zugeschnitten, von Tannen umgeben und ländlich bayrisch. Mein Vater hat mir eine Mitgift mitgegeben, die uns erlaubt, die Wohnung vollständig einzurichten. Dann beginnt der Alltag. Täglich fährt Reinhard zum Dienst. Was er berichtet, ist alltäglicher Büroklatsch, den wir nicht wichtig nehmen. Eines Tages überrascht Reinhard mich mit der Ankündigung einer Einladung zu seinem Vorgesetzten, dessen Name ich längst kenne: Heinrich Himmler.

Wir fahren mit dem Vorortzug bis München und von dort mit einem Omnibus nach Waldtrudering. Außer uns sind Richard Hildebrandt und eine sehr elegante Dame eingeladen. Edith von Coler, die Kusine von Frau Himmler. Ich kann nicht fassen, dass diese Dame von Welt die Kusine von Himmlers Frau sein soll. Ihre familiären Verhältnisse interessieren mich nicht; aber ich horche auf, als sie erzählt, dass die beiden Schulschiffe der hanseatischen Jagdschule in Neustadt nach ihr und ihrer Tochter benannt worden seien: »Edith« und »Jutta«. Am Nachmittag machen Himmler, Reinhard, Hildebrandt und ich einen Spaziergang durch das Dorf Waldtrudering. Himmler führt die Unterhaltung; aber auch ich muss erzählen, von meinem Elternhaus und von meiner Heimat. Hildebrandt ist schweigsam. Er hat seine Frau, die gerade ein Kind geboren hat, daheim lassen müssen. Offensichtlich ist diese Zusammenkunft mehr dienstlicher als privater Natur. Beim Kaffee wird von Rasse und Herkunft gesprochen. Als Frau Himmler bemerkt, dass sie aus Nakel bei Posen komme, widerspricht ihr Mann ihr mit der Belehrung, dass Nakel keine Herkunft sei, sondern eine preußische Kolonie.

Gefallen hat mir diese Art der Unterhaltung nicht. Mir wurde während der Heimfahrt im Omnibus sichtlich bange. Ich weinte sogar. Reinhard tröstete mich jedoch und versicherte, dass es durchaus nicht meine Pflicht sei, dort zu verkehren. Es ist mir sehr schwer gefallen, mich in Bayern einzuleben. Angefangen mit der Sprache, die ich nicht verstand, waren auch Reinhards Kameraden, soweit ich sie kennenlernte, mir innerlich fremd. Im Februar 1932, nur wenige Monate nach unserer Heirat, werden wir durch eine Nachricht geschockt. Crew-Kameraden aus der Marine haben, als sie erfuhren, dass der aus dem 100 000 Mann-Heer entlassene Reinhard Heydrich eine Stellung bei der SS der NSDAP in München erhalten hat, eine Anzeige beim Gauleiter der NSDAP in Halle erstattet und erklärt, dass Reinhard nicht eigentlich Heydrich, sondern Süss hieße und Jude sei.

*Hochzeitsfoto mit den Eltern von Reinhard Heydrich – Bruno und Elisabeth*



*Hochzeitsfoto mit dem Vater von Lina Heydrich – Jürgen von Osten*

## Gerüchte über Reinhards jüdische Abstammung

Angefangen hat diese Sache im Jahre 1926. Reinhards Bruder Heinz hatte sich in Dresden immatrikulieren lassen und sich um die Aufnahme in eine schlagende Studenten-Verbindung bemüht. Sie war mit der Begründung abgelehnt worden, dass er Jude sei. Der enttäuschte und bestürzte junge Mann ging zu Fuß von Dresden nach Halle, um seinen Vater um Aufklärung zu bitten. Von ihm erfuhr er, dass er seine Mutter auch nach ihrer Heirat mit dem Schlossermeister Süss finanziell unterstützt und ihr Briefe mit der Anschrift »Frau Heydrich-Süss« geschrieben hatte. Und er erfuhr auch, dass sein Vater, als er sich um die Zulassung für ein von ihm zu leitendes Konservatorium in Halle bemüht hatte, von einem Geigenlehrer als »Jud Süss« denunziert worden war, was sogar in einem Künstlerlexikon als Faktum wiedergegeben worden ist. Bruno Heydrich hat sich nicht besonders darum gekümmert. Im Gegenteil. Er fand es sogar amüsant, den »Jud Süss« zu spielen. Natürlich hat er nie geahnt, welch bösen Streich er seinen Kindern damit spielte. Das Gerücht hielt sich wie alles Böse. Als Reinhard seinem Dienst in der SS begann, hatten eifrige Crew-Kameraden nichts Eiligeres zu tun, als die Gauleitung der NSDAP zu »informieren«. Eine peinliche Befragung Reinhards ist die Folge. Ich schreibe meinem Vater und bitte ihn, mir das Ergebnis seiner gesamten Familienforschung zu schicken. Die Sache wird geklärt, und nachdem ein Schlachtermeister aus Halle als Denunziant ausfindig gemacht worden ist, wird er in einem Zivilprozess gezwungen, die Unhaltbarkeit seiner Behauptung einzugestehen. Damit ist zwar der juristische Teil dieser Angelegenheit aus der Welt geschafft, nicht aber das Gerücht, das nach 1945 erneut kolportiert worden ist.

Es wurden die unglaublichsten Kombinationen daran geknüpft. Die Hauptversion: weil Heydrich jüdisches Blut in seinen Adern gehabt habe, hasste er die Juden. Angeblich gute Freunde bemitleiden mich immer noch ob der Tatsache, dass ich Kinder habe, die ein Achtel oder ein Sechzehntel jüdisches Blut führen. Obskure Behauptungen werden von Zeitungen abgedruckt. So wurde kolportiert, dass Heydrich das Grab der Eltern geschändet und einen Grabstein mit der Aufschrift »Sarah Süss« bei Nacht und Nebel entfernt, sämtliche Standesämter durchstöbert und die Geburtsurkunden seiner Vorfahren entfernt habe. Ein »Genealoge« behauptete sogar, dass die besagte »jüdische Heydrich-Großmutter« Sarah Süss in Kopenhagen begraben worden sei und dass der Gestapo-Chef auch diesen Grabstein habe entfernen lassen. Und um das Maß gänzlich voll zu machen oder abzurunden, erschien auch Reinhards Großmutter Elisabeth Mautsch als »Sarah Süss«. Dabei gab es nur Ernestine Heydrich, geborene Lindner, die sich »angemaßt« hatte, nach dem Tode ihres ersten Mannes eine zweite Ehe mit dem zwar sehr viel jüngeren, aber kreuzbraven Mann, dem evangelisch getauften Schlosser Süss, einzugehen. Ein Teil dieser törichten Schwätzereien und Verleumdungen wird verbreitet, während wir in München leben. Besonders liebenswert ist dort die Großmutter, die mit der Familie in dem Haus lebt, dessen einen Teil wir gemietet haben. Sie führt mich in die bayerischen Lebensgewohnheiten ein, erklärt mir, dass rote Beete »rote Rüben« und Karotten »gelbe Rüben« sind, Bohnen »Fisolen« heißen und Kraut jeder Art »Kohl« ist. Und sie macht mich mit dem Geheimnis der verschiedenen Würstchen vertraut. »Wiener« kommen nicht aus Wien und »Regensburger« nicht aus Regensburg. Hingegen sind Weißwürste ein »bayrisches Essen«, an dessen Originalität und Herkunft niemand zu zweifeln wagen darf. Das Familienleben spielt sich hier in der Küche ab, in der »Kuchl«, dem größten Raum der Wohnung. Sie ist gemütlich eingerichtet und hat eine Wohnecke mit dem

Herrgottswinkel. Für mich ist das alles neu. Das Zusammensein mit Freunden und Bekannten findet meist in irgendeinem »Bräu« statt. Die komplizierten Einladungen in meiner norddeutschen Heimat, die große Vorbereitungen verlangen, sind hier unbekannt. Dennoch habe ich die bayerische Art des Zusammenseins sehr bald als gemütlich und praktisch akzeptiert.

## Reinhards »Gründerzeit«

Mit der Entscheidung für München beginnt auch für Reinhard ein Wandlungsprozess. Die ungewohnte Materie, die ein Studium anderer Nachrichtendienste notwendig macht, aber auch das Fehlen jeglicher Voraussetzungen, zwingt ihn zur Improvisation. Seine einstige möblierte Wohnung bei Frau Etrich gegenüber den Polizeikasernen ist sein Büro geworden. Er hat zwei Arbeitslose, einen davon aus Hamburg, eingestellt. Es gibt keinen Etat, und nur ab und zu wird etwas Geld für Anschaffungen bewilligt. Da Himmler auch nichts vom Nachrichtenwesen versteht, hat Reinhard genügend Zeit, sich mit der ihm neuen Materie vertraut zu machen. Wie er mir erzählt, hat er in München den Eindruck gewonnen, dass unsere Landsleute nicht gerade viel von dieser Sache halten, die in Ländern wie zum Beispiel in England und Frankreich in der Politik längst eine etablierte Funktion hatte. Alles, was mit Spionage, Agententum, Erforschung der gegnerischen Meinung und seines Tuns zusammenhängt, erscheint dem Deutschen offenbar als eine Art ehrenrührige Sache.

Reinhard beschließt in München, sich England als Beispiel und Modell zu nehmen. Er studiert die verschiedenen Organisationen und beginnt, in gleicher oder ähnlicher Form den Nachrichtendienst aufzubauen. Ihm kommt zugute, dass er als Nachrichtenoffizier in der Marine mit den modernsten Nachrichtenmitteln vertraut ist. Aber er stößt sehr bald auf Schwierigkeiten. Die SA hat unter der Leitung des Grafen Du Moulin gleichfalls einen Nachrichtendienst eingerichtet. Reinhard sieht es als notwendig an, das Nebeneinander aufzuteilen und die Dienste entweder zusammenzuschließen oder sie zu liquidieren, soweit sie nicht unter der Kontrolle der SS stehen. Er ist von An-

fang an bestrebt, alle Agenten, die lediglich wegen der Bezahlung arbeiten, auszuschließen. Augenblicklich wird von ihm die Organisation der »V-Männer« (Vertrauensmänner) aufgebaut, in der seine Vorstellung verfochten wird. Nachrichten zu sammeln, Dinge aufzuzeichnen und weiterzugeben, die dem Lande schaden können, soll für seine Mitarbeiter Pflicht und selbstverständlicher Dienst am Vaterland sein. Als der Winter 1932 zu Ende geht, stellt sich heraus, dass das Büro in der Türkenstraße bereits zu klein geworden ist. Ein größeres Domizil, das auch nicht vor den Toren der Polizeikaserne zu liegen braucht, soll ausfindig gemacht werden. Doch ehe es soweit ist, hat der Sommer uns besondere Überraschungen bereitet. Der Kampf um Hitlers Macht ist härter geworden. In Schleswig-Holstein sind Bomben der »Landvolk«-Bewegung explodiert. Bauern haben mit schwarzen Fahnen und Aufmärschen auf ihre Sorgen »aufmerksam« gemacht. Ihre Erzeugerpreise liegen höher als ihr Verkaufserlös. Es beginnt ein großer Schweinemord; überall gärt es. Reinhard fährt zu einer Dienstreise in den Norden. Die Lage hat sich so zugespitzt, dass wir, die Frauen, von der Parteileitung der NSDAP mit unbekanntem Ziel verschickt werden. Wir verleben einige Wochen beim »Dachsenwirt« in Unterwössen. Für mich ist es ein wunderbares Erlebnis. Schließlich kommt Reinhard wieder zurück und bringt mir viele Grüße von meinen Eltern, die er kurz besuchen konnte. Zusammen fahren wir nach München-Lochhausen zurück, wo wir mit der Suche nach einer neuen Wohnung beginnen. Wir finden ein Haus in München-Nymphenburg. Es ist das vorletzte Haus einer Sackgasse, die nur einseitig bebaut ist und parallel zur Parkmauer des Nymphenburger Schlossgartens verläuft.

Heute, 1976, bewohnt die Schauspielerin Ruth Leuwerik dieses Haus. Ich weiß nicht, ob ihr die Geschichte ihres Domizils bekannt ist.

Wir treten 1932 als Mieter des Hauses auf. Alles wird auf privat frisiert. Das Haus, ein wenig in den Garten gerückt, gibt uns

bei unerwarteten Besuchern die Möglichkeit, alles Belastende rechtzeitig verschwinden zu lassen. Unser Hund warnt uns rechtzeitig. Alles wird auf Sicherheit abgestellt, mein Bett wird zu einer Art »Festung« umfunktioniert. Von unten her kann mir so leicht nichts passieren. Diese Vorsichtsmaßnahmen sind notwendig geworden, vor allem seit das Tragen der Parteiuniform nicht erlaubt ist und im April 1932 die SA und SS vollständig verboten worden war. Wir waren gezwungenermaßen in die Illegalität gegangen. Nach Aufhebung des Verbots nennt Reinhard seine Organisation »PI-Dienst«. Das heißt Presseinformation, und ich werde »die PI-Frau«, was zu manchen Anzüglichkeiten Anlass gibt (»PI«, das ist im deutschen Volksmund nicht unbedingt eine mathematische Formel, sondern eher »Pissen« – oder wie ähnlich immer diese Abkürzung gedeutet werden kann).

Am 1. Oktober 1932 haben wir uns in der Münchener Zuccalistraße eingenistet. Für mich bedeutet das, dass ich künftig nicht nur Hüterin des Alarmversteckes, sondern auch Mädchen für alles sein muss. Es ist nicht möglich, eine Hilfe zu halten; das ist zu gefährlich. Außerdem ist für einen derartigen Luxus kein Geld vorhanden.

Jetzt, da mehr Platz zur Verfügung steht, werden auch die ersten technischen Geräte und Möbel angeschafft, die ersten Mitarbeiter, Sachbearbeiter und Angestellten engagiert. Doch mit den Mitarbeitern kommt auch die Sorge ins Haus. Die bewilligten Gelder für Gehälter und Neuanschaffungen kommen immer seltener und bangend sieht Reinhard die Schwierigkeiten auf sich zukommen, die er aus eigenen Mitteln nicht abstellen kann. Er wird immer wieder bei Himmler vorstellig, der ihm verspricht, alles zu tun, was in seinen Kräften steht; aber es geschieht in dieser Hinsicht letzten Endes doch eben gar nichts.

Zu meinen täglichen Pflichten gehört die Wartung der Öfen des Hauses. Diese Bemerkung zeigt, wie simpel noch alles zu der Zeit war. Zwei im unteren Flur eingebaute Koksöfen versorgten das ganze Haus mit Wärme. Über jedem Ofen befand sich ein

Brett, auf dem ich Streichhölzer aufbewahrte. Jeden Morgen, in aller Frühe, heizte ich die Öfen, um erträgliche Temperaturen während des Tages zu gewährleisten.

Es ist Himmler mit der Zeit gelungen, den Stabschef der SA, Ernst Röhm, für Reinhards Aufbauarbeit neugierig zu machen. Die SS ist bisher ein Bestandteil der SA, und Röhm formal ihr aller Vorgesetzter. Reinhard wird darüber informiert, dass Röhm und Himmler kommen und sich mit ihm unterhalten wollten. Ein Ameisengewimmel beginnt. Ich werde zum Kaufmann geschickt, Zigarren zu holen. Röhm kommt. Himmler kommt. Alles steht stramm. Die Besichtigung mit vielen Erklärungen beginnt. Mir scheint alles das eine Ewigkeit zu dauern. Ich horche nach oben, wo die meisten Diensträume liegen. Plötzlich stürmt einer der Mitarbeiter mit hochrotem Kopf die Treppe herunter: »Die Zigarren, die Zigarren bitte!«

Gott sei Dank. Es scheint alles gut zu gehen. Und dann geschieht es: ein furchtbarer Knall. Die Sylvester-Streichhölzer, die »Wunder- und Knallstreichhölzer«, die ich kurz zuvor scherzhaft mit den normalen Zündhölzern vertauscht hatte, die unsere Raucher ständig »mitgehen« ließen, waren »explodiert«. Ich haste die Treppe hinauf, reiße die Tür auf. Alles starrt entsetzt auf mich. Ein Attentat? Was ist geschehen? ... Langsam begreifen die hohen Vorgesetzten den Sachverhalt. Ich sehe, wie Röhm und Himmler sich lachend auf die Knie schlagen. Ich muss erzählen, welche Aufgaben ich habe. Und dann geschieht – für uns – ein Wunder. Röhm verspricht, uns Geld zu geben. Dass er es dann auch tatsächlich tut, ist das nächste Wunder. Als ein Jahr später unser Sohn Klaus getauft wird, ist Röhm sein Pate.

## Vor dem Umbruch

Wie wird die Zukunft aussehen? Wird es der NSDAP gelingen, sich durchzusetzen? Werden wir eine unblutige Machtübernahme erreichen können, oder wird Deutschland in einen Bürgerkrieg hineinschlittern? Das sind die Fragen, die uns bewegen. Alle Zeichen stehen auf Sturm. Reinhard glaubt nicht an eine »bürgerliche Machtübernahme«. Der Hass aller gegen alle ist nach unserer Auffassung zu groß. Täglich gibt es Tote auf den Straßen; selbst Kinder werden gemordet. Auch die Deutschen im Ausland, insbesondere in Polen und in der Tschechoslowakei, spüren diesen Hass. Ein Riss geht nicht nur durch das Land. Selbst in den Familien wenden sich die Kinder gegen Eltern und Geschwister. Die Vergangenheit hat ihre Spuren hinterlassen. Am wenigsten von ihr belastet war die Jugend. Und sie war, so sahen Reinhard und ich es, auch Adolf Hitlers treueste Gefolgschaft. Sie kümmerte sich nicht um Nützlichkeit und Ansehen, und sie brauchte nicht zu fragen, ob ihr Bekenntnis zu Hitler ihrer Existenz schadete; denn es waren ja alles Habenichtse, die weder eine fundierte Gegenwart noch eine aussichtsreiche Zukunft vor sich hatten. Sie hatten nichts zu verlieren, und sie waren meist in dem Alter, in dem der Mensch noch daran zu glauben pflegt, dass er nicht vom Brot allein lebe. Die älteren Menschen wollten ihre Existenz verteidigen, ihr Erworbenes erhalten und sich auch ihren Glauben bewahren. Mancher Vater rang die Hände, wenn sein Sohn sich zu diesem »Unmöglichen«, zu den »Nazis«, bekannte und mit ihnen auf die Straße ging. Nicht nur die gutbürgerlichen Söhne füllten die Reihen der SA und SS, sondern auch der Adel und der Hochadel. Aus Reinhards Unterlagen war dies nicht nur später herauszulesen. Wer anders als Röhm, Himmler und er hätten neben Hitler, Göring und Hess natürlich, damals wissen können, wer »dazu« gehörte?

## Die Machtübernahme

Zum Dienstantritt im Januar 1933 finden sich zwar nicht alle, aber doch die Mehrzahl unserer Mitarbeiter wieder ein. Um der drohenden Auflösung zu entgehen, beschließen wir, zunächst eine Gemeinschaftsverpflegung für unsere mitarbeitenden Parteigenossen zu arrangieren. Die meisten unserer »Bediensteten« sind amtlicherseits nämlich seit langer Zeit arbeitslos, was heißt, dass sie keine staatliche Unterstützung mehr erhalten. Ich selbst bin auch hier Mädchen für alles und koche vor allem Suppen aus Dörrgemüse. Das ist das Billigste. Ab und zu fabriziere ich auch einen Heringssalat, in dem sich allerdings gar kein Hering befindet. Im Laufe des Januar 1933, als die finanziellen Zuwendungen seitens der NSDAP schließlich ganz aufhören, verlassen uns weitere Mitarbeiter, darunter auch ein Verwandter, den wir aufgenommen hatten, weil er arbeitslos auf der Straße lag. Dann hören wir plötzlich, dass in Preußen die Politik einen überraschend erfreulichen Verlauf genommen hat. Hindenburg hat Hitler, unseren obersten »Chef«, auf den wir alle Hoffnung gesetzt haben, zum Reichskanzler ernannt. Er war sozusagen der letzte Notnagel, mit dem man hoffte, sich noch einigermaßen aus der Affaire ziehen zu können. Ein Fackelzug durch das Brandenburger Tor demonstrierte die legale Machtübernahme Hitlers. Wir in Bayern hören in der Nacht zum 31. Januar 1933 wohl die Mär: allein uns fehlt der Glaube. Für uns sitzt die bayerische Regierung immer noch fest in ihrem Sattel, und sie hat nicht die Absicht, sich »preußische Manieren« anzueignen. Zwar erhalten wir jetzt augenblicklich unsere Gehälter nachgezahlt. Auch die Miete des Hauses kann bezahlt werden, aber so, wie die Dinge sich hier in München anlassen, wird es wohl noch einen langen Machtkampf geben – denken wir …

Reinhard will auf eine »Machtübernahme« der NSDAP in Bayern jedoch nicht länger warten, sondern die »Festung Bayern« von Preußen aus erobern. Er beschließt, mit seinem Amt nach Berlin überzusiedeln. Am Branitzer Platz, Ecke Eichenallee, wird in Berlin eine geeignete Behausung gefunden, in der auch ich mit meinem häuslichen Krimskrams unterkommen kann. Während wir uns für den Wohnungswechsel rüsten und teilweise bereits umgezogen sind, ist plötzlich auch Bayern ein nationalsozialistisch regiertes Land. Für mich ist es heute zwar ein Wagnis, den Brief wortgetreu zu zitieren, den ich am 13. März 1933, rund 40 Tage nach Hitlers Machtergreifung, meinen Eltern schrieb; aber ich tue es dennoch, um auch hier der Wahrheit zu genügen. Er dokumentiert den Abgrund von Hass, den damals jeder gegenüber jedem Andersdenkenden empfand. Ich schrieb:

Liebe Eltern!

Ist das ein Leben! Von unserer kleinen Revolution habt Ihr sicherlich schon aus der Zeitung erfahren. Aus Reinhards Erzählungen denk ich, muss es köstlich gewesen sein. Nun will ich Euch mal erzählen, wie ich die Sache miterlebt habe. Also am Mittwoch kommt Reinhard früh mit der Nachricht nach Hause, er müsse sofort ins Braune Haus zurück, die bayerische Regierung wollte sich nicht fügen. Ich solle unterdessen den Vertrag mit dem Möbeltransport nach Berlin in Ordnung machen. Na, denk ich, das kann ja lecker werden. Um elf Uhr ruft Reinhard mich an, ich möchte sofort seine Pistole ins Braune Haus schicken. Ich denke natürlich gleich das Schlimmste und bekomme einen gehörigen Schreck. Um ein Uhr hätte die Regierung die Parole an die Polizei gegeben, sofort auf die SA zu schießen, falls diese auf Befehl des Reichskanzlers etwas gegen sie unternehme. Darauf fahren Röhm, Himmler und Reinhard zum Ministerpräsidenten Held und haben wohl eine ganze Stunde mit ihm verhandelt.

Röhm stellte die Forderung, die Regierung hier sollte aus sich heraus den Epp zum Kommissar wählen. Sie versprach es bis drei Uhr zu tun. Sie wollte mit dem Versprechen Zeit gewinnen und setzten sich inzwi-

schen mit Berlin in Verbindung. Die Uhr schlug drei. Keine Antwort. Ein Telefongespräch von Röhm an Hitler bewirkt das Telegramm. General Epp wird von der Reichsregierung als Kommissar eingesetzt. Auf noch ungeklärte Art und Weise kommt das Telegramm nicht an. Ein Zweites wird abgesandt. Reinhard fährt zum Telegraphenamt und in einer halben Stunde hat er das denkwürdige Telegramm in den Händen. Er überbringt es dem General Epp und nun geht es Schlag auf Schlag. Zuerst die Besetzung des Polizeipräsidiums. In vier Autos fahren sie vor. Im ersten schwarzen SA-Wagen sitzen Epp und Röhm, im zweiten Himmler und Reinhard. Die anderen beiden sind die Begleitmannschaft. Die Wache wird überrumpelt und verhält sich kleinlaut. Präsident Koch hatte das Haus bereits verlassen. Reinhard sagte, ihm sei es eine ganz große Genugtuung gewesen, dass die selben Leute, die noch vor einem halben Jahr die SA und die SS einsperrten, sie mit Gummiknüppeln niederschlugen, nun den Rücken nicht grade kriegen vor dienern.

Himmler wird Polizeipräsident, Seidl Ditmarsch Polizeidirektor und Reinhard, nun lacht ihr aber nicht: Kommissar der politischen Polizei. Ich habe so lachen müssen. Als Reinhard seinen Vorgänger, Oberregierungsrat Koch, von diesem Befehl Mitteilung machte, ist er ganz bleich geworden. Reinhard will aber dort nur »ausmisten« und sich dann von diesem Posten zurück ziehen. Er kann gegen soviel Mist nicht anstinken, sagt er, er käme sonst darin um. Nächste Woche fährt er auch nach Berlin und übernimmt wieder sein Amt. Himmler will auch wieder weg.

Also das war die Polizeiaktion. Zur gleichen Zeit wurden die anderen öffentlichen Gebäude besetzt. Alles verlief nach Wunsch, ohne dass ein Schuß fiel. Amüsant war die Räumung der Münchner Post (eine Zeitung). Das ist die Zeitung der Münchner SPD. Standartenführer Höflich rückte mit SA und SS Leuten ein. Das ganze Haus war wie ausgestorben. Erst in einem größeren Saal treffen sie etwa 300 Reichsbanner. Ein nettes Bild bietet sich ihnen. Alle 300 halten beide Hände in die Höhe. Höflich kommandiert: Hände runter, links um, marsch, marsch. Abends hatten die SA und SS ihr besonderes Vergnügen. Sie hatten die Aufgabe, alle politischen Gegner, soweit sie bekannt waren, zu verhaf-

ten und ins Braune Haus zu bringen. Das war was für die Jungs. Endlich einmal Rache nehmen dürfen für all das Unrecht, was man ihnen zufügte, für all die Schläge und Verwundungen und Rache nehmen zu dürfen für ihre gefallenen Kameraden. Über 200 sitzen jetzt, KPD, SPD, Juden und Bayerische Volkspartei. Einige interessante Begebenheiten dieses Abends sind mir bekannt. Höflich bekommt den Auftrag, mit einigen SS-Leuten, den Innenminister Stützel zu verhaften. Erst nimmt der Verhaftete einen rührseligen Abschied von Frau und Kind, dann weigert er sich, sein Bett zu verlassen, um mitzugehen. Als er bei der dritten Aufforderung nicht mitgeht, nehmen sie ihn so wie er ist und setzen ihn ins Auto – und auf ins Braune Haus. Die Gaudi könnt Ihr Euch vorstellen. In Socken und Nachthemd steht der Herr Innenminister in der Halle, umgeben von einer Menge SA und SS, die vor lachen nicht wissen wohin. Dann kommen sie und treten dem weinenden Innenminister mit ihren schweren Stiefeln auf die große Zehe, dass er zwischen ihnen hopst von einem Bein aufs andere. Ihr könnt Euch das Bild wohl vorstellen. Als nächster wird der Jude Lewy eingeführt. Mit dem machen sie kurzen Prozess. Sie hauen ihn mit Hundepeitschen durch, ziehen ihm Schuh und Strümpfe aus und so muss er barfuß in Begleitung von SS seiner häuslichen Behausung zuwandern. Sein Haus war unterdessen gut ausgeräuchert. Er war nämlich der Leiter der Münchener Juden. Das mag Euch ein Bild sein, wie man hier vorgeht. Viele Jesuiten und Juden sind hier geflüchtet. Keiner ist tot, keiner lebensgefährlich verletzt, aber Angst, Angst kann ich Euch sagen …

## Aus heutiger Sicht

Heute würde ich diesen Brief, zumindest in der Form und Art, natürlich nicht mehr schreiben. Damals war ich ganze 22 Jahre alt, und ich meine, ich habe seinerzeit alles wie eine Art Western angesehen und den Ernst des Umbruchs überhaupt nicht erfasst. Daher haben mich die Ereignisse, die dieser Machtübernahme folgten, immer wieder überrascht. Immer bin ich sozusagen hinter ihnen hergelaufen. Sobald ich einen Teil begriffen hatte, war bereits wieder so viel Neues auf mich eingestürmt, das ich wiederum erst nach und nach verarbeiten musste.

Natürlich habe ich eine Menge gar nicht begriffen. Vieles ist mir erst verständlich erschienen, wenn ich Reinhards Kommentare kannte, die mich von der Richtigkeit des Handelns und Geschehens überzeugten. Nur auf das überraschende Erlebnis von November 1938, das als »Kristallnacht« in die Geschichte eingegangen ist, wusste auch er keine positive Antwort. Dieses Ereignis war auch ihm zunächst unverständlich. Lange hat er gebraucht, ehe er mir eine Erklärung geben konnte. In zahlreichen Gesprächen erklärte er mir, dass der Antisemitismus kein Politikum, sondern ein »medizinisches Problem« sei. Wir haben uns gemeinsam der einschlägigen Momente unseres Lebens erinnert und versucht, aus dem Ergebnis eine Erklärung zu finden. Reinhard hat in Halle viele, alteingesessene und sehr renommierte Juden kennengelernt, die sich von den christlichen Honoratioren der Stadt nicht unterschieden und sich vollständig »eingegliedert« hatten.

## Erfahrungen im Umgang mit Juden

Meine Erinnerungen und Vorstellungen sahen ganz anders aus. Ich hatte Juden nicht als Honoratioren erlebt. Sie waren nach dem Ersten Weltkrieg als hausierende Fremde ins Land gekommen, hatten ein merkwürdiges Deutsch gesprochen und ihre Ware, oft in Pappkartons verstaut, aufdringlich angepriesen. Warf jemand einen jüdischen Händler aus seiner Haupttür hinaus, tauchten sie kurz danach wieder an einem anderen Eingang des Hauses auf, immer mit Ausreden zur Hand, die verblüfften. Persönliche Erlebnisse haben nicht nur meine Vorstellungen, sondern auch die Konsequenzen geprägt, die später die Spuren meines (und teilweise auch Reinhards) Leben nachzeichneten. Zu ihnen gehörte dies: als ich in Oldenburg zur Schule ging, zog eine ganz offensichtlich sehr arme jüdische Familie namens Rosenbaum in die Stadt, wo sie, Vater, Mutter und sechs Kinder, ein altes Haus bewohnte, das lange unbewohnt gewesen war. Die älteste Tochter kam in unsere Schule. Sie war sehr schön, hatte schwarze Locken und einen weißen Teint. Im geheimen haben wir Mädchen sie sehr bewundert. Dass sie in einem alten, schiefen Haus lebte, hat uns nicht gestört. Unterschiede, die der Besitz der Eltern ausmachte, gab es für uns Schüler nicht. Nur haben wir als merkwürdig empfunden, dass jene Schulkameradin am Sonnabend niemals in die Schule kam. Nachdem ihre Großmutter gestorben war, soll sie, wie unser Lehrer, der uns auf seine Weise informierte, einen goldenen Taler in den Mund gelegt bekommen haben, was uns unbegreiflich erschien. Für uns war »exotisch« allerdings schon eine Welt, wenn ihre Konturen außerhalb unseres Gesichtskreises lagen. Das jüdische Mädchen ist nur eine kurze Zeit in unserer Schule geblieben. Es war und blieb uns so fremd, dass wir nicht einmal gerne an dem Hause

der Rosenbaums vorbeigegangen sind, an dem ein Schild darauf hinwies, dass hier »Eisen, Lumpen und Papier zu Höchstpreisen gekauft« würden.

Für uns waren die vielen polnischen Juden, die (anders als die freiwilligen polnischen Erntehelfer) ins Land kamen, Eindringlinge und ungebetene Gäste. Während die polnischen Schnitter sich in Baracken kasernieren ließen und nach getaner Arbeit wieder verschwanden, blieben die Juden im Lande. Sie sprachen eine Art Deutsch, aber sie waren keine Deutschen, und sie nahmen Besitz, ohne zu fragen. Sie waren von einer ganz anderen Art als die Polen, hatten andere Gewohnheiten und Sitten, immer aber waren sie selbstbewusst und herrisch. Für sie war das neue Land kein fremdes Land. Es gehörte ihnen sozusagen »mit«, sobald sie eine Wohnung gemietet (oder ein Geschäft angemeldet) hatten. »Wir sahen in ihnen Gäste, die sich viel zu selbstsicher benahmen. Wir erwarteten, dass wir gefragt würden, ob sie bleiben dürften, was nicht geschah. So fühlten wir uns übergangen, übersehen. Eitelkeit, Selbstbewusstsein und der Instinkt, hier etwas ganz Fremdes im Lande zu haben, ließ Misstrauen in uns aufkommen. Die Religion der Juden, die wir zu kennen glaubten, bewirkte ein übriges in uns. Nach unserer Auffassung lehrte der Talmud, das Gesetz der Juden, dass jeder Jude jeden Nichtjuden betrügen und bestehlen könne, ohne sich dabei zu versündigen. Ihr Nächster war, wie wir es gelernt hatten, immer nur ein Jude, der sich nicht mit einem Nichtjuden »vermischen« durfte. So verbanden sich da Glauben, Geschäft, Gesellschaftsleben, Gewohnheiten, Aberglaube und Existenzkampf zu einem »Kitt«, der als Antisemitismus in unsere Geschichte eingegangen ist. Wir fühlten uns von den Juden provoziert und empfanden, dass wir sie hassen müssten. Das Zusammenleben mit ihnen verglichen wir mit einer erzwungenen Ehe, in der die Partner einander buchstäblich nicht riechen könnten.

Merkwürdigerweise begriffen die Juden dies und ihr Fremdsein in unserem Land überhaupt nicht, auch wenn ihnen der

blanke Hass entgegenschlug. Die Juden störten Reinhard weder politisch noch gesellschaftlich. Sie erschienen ihm und mir in der Seele, in der Psyche, unerträglich.[5] Und nur aus dieser Sicht hat Reinhard sich auch die »Kristallnacht« erklären können. Aus ihr meinte er wiederum gelernt zu haben, dass die Juden gezwungen werden sollten, aus Deutschland auszuwandern und sich für immer von den Deutschen zu trennen.

5 Lina Heydrich vertritt hier Auffassungen, wie diese nur aus der Sicht für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg mit all ihren Verwerfungen begreiflich sind. Diese waren keineswegs nur auf NS-Kreise konzentriert. Sie sind ein Dokument für eine Geisteshaltung, die im 21. Jahrhundert nicht mehr nachvollziehbar ist.

## Unsere Zeit in Berlin

In Berlin haben wir uns nicht so recht eingelebt. Das Haus mit seiner Freitreppe auch Eichenholz und einem Türmchen auf dem Dach, ist mir unbehaglich. Ich erblicke im Moment meine »Hauptaufgabe« darin, eine Wiege zu kaufen, die mir das Monstrum von Haus schließlich ein wenig behaglicher machen soll. Reinhard sehe ich in dieser Zeit wenig. Er ist nach München zurückgefahren. Dass er Sorgen hat, kann er – vor mir – nicht verbergen. Ich will ihn mit meinem seligen Gedanken, bald ein Kind zu bekommen, nicht stören. Eines Tages sagt er, er habe eine Einladung von einem Herrn Diels, dem Leiter der Gestapo in Preußen. Er frage, ob ich mich wohl genug fühle, einen Familienausflug in die märkische Heide zu unternehmen. Ich wollte, und so trafen wir uns mit Diels und dessen Frau zu einem Picknick im Freien. Es gibt nur wenige Menschen aus der damaligen Zeit, deren Erscheinung mir nach vielen Jahren noch bis ins Kleinste in Erinnerung ist. Frau Diels ist eine davon. Sie war eine geborene Mannesman, klein und zierlich, mit herrlich rotem Haar. Während sie anschmiegsam und zärtlich ihrem Mann zugetan war, wirkte er, seine Augen hinter einer dunklen Brille versteckt, grob und herrisch und fordernd wie ein Pascha. Dass diese Ehe nicht hielt, war für mich kein Wunder. Und dann, am 17. Juni, bei Blitz und Donner, ein lautes Gewitter tobte über Berlin, wurde mit Reinhards Hilfe unser Sohn Klaus geboren. Es war eine ausgemachte Schinderei, die ich allerdings selbst verschuldet hatte; denn ich war es gewesen, die das Kind unbedingt hatte zuhause gebären wollen. Als der Arzt zur Nadel griff, fungierte Reinhard als »Assistent«.

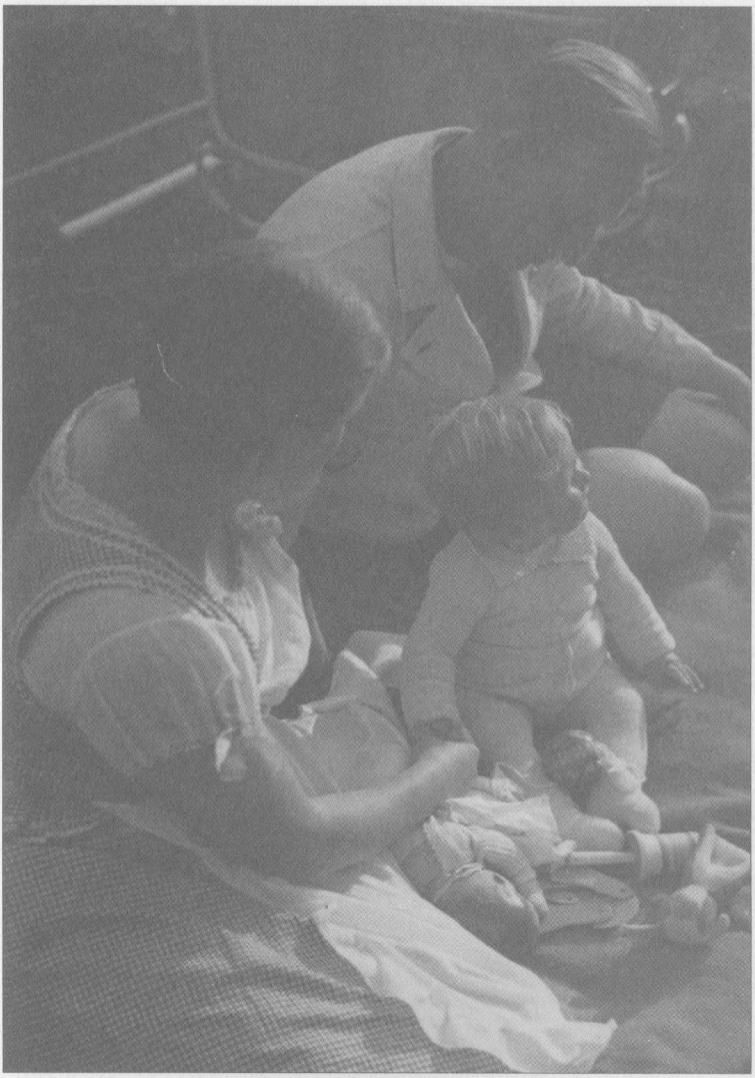
Auf jeden Fall hatten wir es geschafft. Wir waren eine glückliche Familie geworden.

Reinhard kommt täglich zu Mittag nach Hause. Mutter hat mir eine Hilfe geschickt, die für uns kocht.

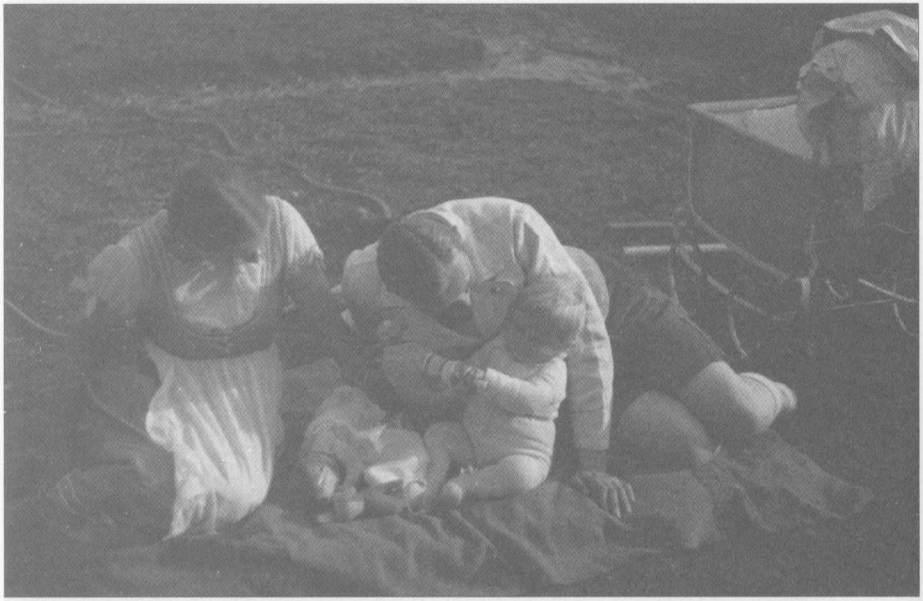
*Lina Heydrich mit Sohn Klaus und Reinhard Heydrich*

*Lina Heydrich 1933, Berlin, Eichenallee 18*

*Lina Heydrich mit Reinhard Heydrich mit Sohn Klaus im Garten*



*Lina Heydrich mit Reinhard Heydrich mit Sohn Klaus*



*Lina Heydrich mit Reinhard Heydrich mit Sohn Klaus im Garten*

*Lina Heydrich mit Sohn Klaus und Reinhard Heydrich in Uniform*

*Reinhard Heydrich mit Lina Heydrich im Kreis von Freunden*

## Der Kampf um die Polizei Preußens

Eines Tages erscheint Reinhard verstört, als er vom Dienst kommt. Er tritt an mein Bett und sagt: »Es ist möglich, dass Frau Diels zu dir kommt. Sie wird dich fragen, wo ich bin. Sag' bitte, ich sei nach München gefahren.«

Nach dem Essen, wir reden noch über dieses und jenes, wird uns der Besuch von Frau Diels gemeldet. Reinhard geht in sein Zimmer. Frau Diels ist sehr herzlich und überrascht mich mit Geschenken für Klaus und mich; es ist irgendetwas aus Wolle und – Rosen. Wir reden über Kinder, die Frau Diels zu ihrem Bedauern nicht hat. Plötzlich, so ganz nebenbei, erkundigt sie sich nach Reinhard und dessen augenblicklichem Aufenthaltsort. »Mein Mann ist nach München gefahren. Es war dringend«, lüge ich vereinbarungsgemäß, während Reinhard nebenan mithört, was wir sprechen. Am gleichen Tag fährt er jedoch nach München. Was dahinter steckte, erfuhr ich erst später. Der Kampf um die Polizei Preußens hatte begonnen und Göring einen Haftbefehl gegen Reinhard erlassen. Mehr erfahre ich erst später. Kurz bevor wir München verlassen hatten, war die amtierende bayerische Regierung von Berlin aus telegrafisch aufgefordert worden, zurückzutreten und einer nationalsozialistischen Regierung Platz zu machen. Das Münchener Telegrafenamt hatte das Telegramm zurückgehalten. Erst nachdem Reinhard dort erschienen war, seine Pistole gezogen und die Herausgabe des Telegramms erzwungen hatte, hatte München »kapituliert«. Himmler war Polizeipräsident, Reinhard Chef der Abteilung 6 der Bayerischen Polizei geworden. Für Himmler muss es deprimierend gewesen sein, sich mit einer so kleinen Rolle im Spiel um die Macht abgefunden zu sehen. Reinhard dagegen begreift seine Aufgabe nicht als Staatsfunktion.

Er ist mit seiner Funktion in der SS zufrieden und sieht große Möglichkeiten, sich nun aus staatlicher Sicht detaillierte Einblicke zu verschaffen. Doch Himmlers Stellung wird wenige Tage später aufgewertet. Er wird Politischer Polizeikommandeur Bayerns. Die Bayerische Politische Polizei (BPP) wird gegründet und Reinhard ihr Leiter.

Das alles ist geschehen, während ich in Berlin sitze und immer mehr den Kontakt zum Amt und zu den Geschehnissen verliere. Reinhard besucht mich. Allerdings geschieht dies heimlich. Er will es zu keinem Eklat kommen lassen. Wir bedenken unsere Situation und glauben, dass eine Rückkehr nach München für die Familie die beste Lösung sei, zumal auch dort die Verhältnisse in unserem Sinne geklärt sind. Das Haus wird vom Sicherheitsdienst der SS (SD) geräumt. Wir mieten es ausschließlich zur familiären Verwendung. In der Leopoldstraße wird für den SD eine neue Bleibe gefunden. Während die Möbel transportiert werden, fahre ich mit meinem Sohn nach München und kann einige Tage in der kleinen Wohnung Reinhards in der Leopoldstraße bleiben. In der ersten Nacht erwache ich vor Schmerzen in der Brust. Am Morgen wird der Arzt Dr. von Redwitz geholt. Ich werde mit einer Brustentzündung ins Krankenhaus eingeliefert. Meinen Sohn darf ich ins Krankenhaus mitnehmen.

Erst nach Wochen kann ich wieder nach Hause. Reinhard nimmt Urlaub, und wir fahren zu dritt zu der Familie Wülfert an den Ammersee nach Riederau. Ein wunderschönes, holzgetäfeltes Zimmer, nimmt uns auf. Reinhard freut sich auf das Segeln mit dem Hauptmann a. D. Wülfert. Doch in der Nacht muss ich ihn wecken. Hohes Fieber schüttelt mich. Im Morgengrauen fahren wir zurück nach München – und stehen erneut vor dem Eingang des Krankenhauses, dessen Ärzte mich kurz zuvor erst behandelt hatten.

Eine neue Leidenszeit beginnt. Nachdem ich sie überwunden habe, können wir endlich Ferien machen und unseren ersten Urlaub als Eheleute verleben.

Nach München zurückgekehrt, beginnt wieder der Alltag. Reinhard fährt früh morgens zum Dienst. Ich versorge den Haushalt. Unmerklich wandelt sich der Lebensstil bei uns. Die Sorge um das tägliche Brot ist verschwunden, dafür aber das Problem der einsamen Frau gewachsen, deren Mann sich der Politik verschrieben hat. Nur das Wochenende gehört uns noch uneingeschränkt. Kontakte mit den Kameraden, mit der einheimischen Bevölkerung, pflegen wir nicht. Jeder ist zu sehr mit seinen eigenen Schwierigkeiten beschäftigt.

Nach München-Waldtrudering sind wir nicht wieder gefahren. Himmler hat das Grundstück (seine »Hühnerfarm«) inzwischen aufgegeben und ist an den Tegernsee gezogen. In seinem Bemühen, im ganzen Reich die Polizei zu einer Einheit zu verschmelzen, ist er inzwischen recht weit gekommen. Ihm ist gelungen, Göring davon zu überzeugen, dass es am besten sei, ihm, Himmler, die Polizei in Preußen zu überlassen. Er hat die Übernahme dieser Funktion davon abhängig gemacht, dass er Reinhard »mitbringen« dürfe. Göring wehrt sich, gibt aber dann doch nach. Reinhard wird Diels Nachfolger und fährt nach Berlin, wo er für uns eine neue Wohnung mietet, diesmal in Südende. Reinhard verspricht mir, mich mit unserem einjährigen Sohn, dem sich im Dezember ein Bruder oder eine Schwester hinzugesellen soll, aus München abzuholen. Ich habe alle Möbel verpackt und bin in unser dienstliches Ausweichquartier in die Münchener Leopoldstraße gezogen. Dort ruft Reinhard mich plötzlich an und sagt, dass er auf keinen Fall kommen könne, da sehr ernste und für ihn nicht vorausgesehene Ereignisse eingetroffen seien. Er werde Herrn Oberg bitten, mich mit unserem Sohne nach Berlin zu bringen. Dort werde ich in die Prinz Albrechtstraße gefahren, wo die Geheime Staatspolizei ihren Sitz hat. Reinhard hat sich da eine kleine Wohnung eingerichtet.

## Die Röhm-Revolte

Drei Tage bleibe ich dort, solange, bis unsere Möbel angekommen sind. Dann beginne ich damit, unser Haus einzurichten. Unser Hausmädchen hilft mir. Reinhard kommt nicht nach Hause. Telefonisch berichtet er mir von einer »Röhm-Revolte«, allerdings ganz anders, als sie später von Leuten geschildert wird, die nicht dabei waren. Röhm hat seiner SA eine staatliche Basis geben wollen, wie Himmler es für die SS auf dem Wege über eine Eingliederung seiner »Truppe« in die Polizei auch getan hat. Nach der Machtübernahme Hitlers waren beide Organisationen ihrer eigentlichen Aufgaben beraubt worden. Es gab – für sie – nichts mehr zu schützen, nichts mehr zu verteidigen. Partei und Staat standen unter einer Leitung. Ernst Röhm sah seine SA plötzlich zu einem »sterilen Haufen von Veteranen« herabsinken. Nachdem Himmler, sein einstiger Untergebener, Teile seiner SS in die Polizei hatte integrieren können, wollte er nun versuchen, seine SA in die Reichswehr einzugliedern. Dies aber wollte Hitler nicht. Ihm erschien die »reine« Reichswehr für spätere Zeiten offenbar als solidere Grundlage für die Verwirklichung seiner Pläne. Röhm (ein Mann mit Landsknechtnatur, dem bequemen Leben nicht gerade abhold, wegen einer angeblichen homosexuellen Veranlagung nicht so ganz zuverlässig) hatte einen groben Fehler begangen. Er hatte, was Hitler nicht gutheißen konnte, sich auf eigene Faust durchzusetzen versucht. Sein Versuch, sich Hitler nicht unterwerfen zu wollen, sich dem Machtspruch des Führers nicht beugen zu wollen, zeugte nicht nur von Mangel an politischer Einsicht. So jedenfalls sah Reinhard es.

Später haben Reinhard und ich oft über das Schicksal Röhms gesprochen. Sicherlich hat es zuweilen so geschienen, als sei Reinhard sein Henker gewesen. Für uns waren es schwere

Tage, zu sehen, wie ein Mensch, den wir gut kannten, in sein Unglück lief. Röhm ist nicht der Mann gewesen, der allen ein Leitbild hätte geben können. Er war egozentrisch und dachte mehr an sich selbst als an andere, war jedoch auch zu Opfern bereit, wenn er überzeugt war, dass sie angebracht seien. Wäre die Machtübernahme Hitlers 1933 anders verlaufen, mit Blutvergießen, das aus falsch verstandener Humanität unterblieb, hätte die NSDAP später nicht als immerwährende Mörderin dagestanden. Hätte es damals eine »Nacht der langen Messer« gegeben, wonach die SA und alle Parteigenossen riefen, hätten wir Ruhe gehabt. So mussten wir immerfort Reparaturen vornehmen, die mit der Verhaftung und KZ endeten. Von Reinhard wurde dann verlangt, dass er die versäumte blutige Revolution in kleinen Prisen nachvollziehen sollte. Merkwürdig ist, dass er sich seiner Henkersarbeit völlig bewusst war und für sie sogar eine positive Rechtfertigung zur Hand hatte. Er erblickte in seiner Tätigkeit so etwas wie eine mit großen persönlichen Opfern verbundene Tat, die er um der Sache willen vollbringen zu müssen meinte. Und wenn ich ihn in Stunden der Verzweiflung bat, doch aufzugeben, sagte er, dass er dies weder wollte noch könnte. »Ich fühle mich frei von aller Schuld. Ich kann mich zur Verfügung stellen; andere könnten egoistische Ziele verfolgen«, höre ich ihn noch heute sagen.[6]

Reinhard, der auf eine blutige Revolution hoffte, wusste keine Lösung. Hitler hatte sie parat. Er ließ die Massen marschieren, mit Fackeln und Gesang, ließ sie »Heil« und »Heil« und immer wieder »Heil« rufen, bis sie heiser waren. Ihm war gelungen, einen Bürgerkrieg zu vermeiden. Viele Gegner wanderten ins Gefängnis; aber die Volksseele wurde nicht befriedigt. Zweimal versuchten sich Aggressionen Luft zu machen: im Röhm-Putsch und in den Nürnberger Gesetzen. Uns erschien

6 Bei der Behandlung der Röhm-Affäre durch Lina Heydrich handelt es sich um einen historischen Text, wie er sicher in der damaligen Zeit in der Diskussion mit Reinhard Heydrich ihr vermittelt wurde.

es zu billig, diese Aktionen den Rachegelüsten einiger weniger Verantwortlicher zuzuschreiben. Mit brutaler Gewalt hatte das nichts zu tun, eher etwas mit Seelenkunde.

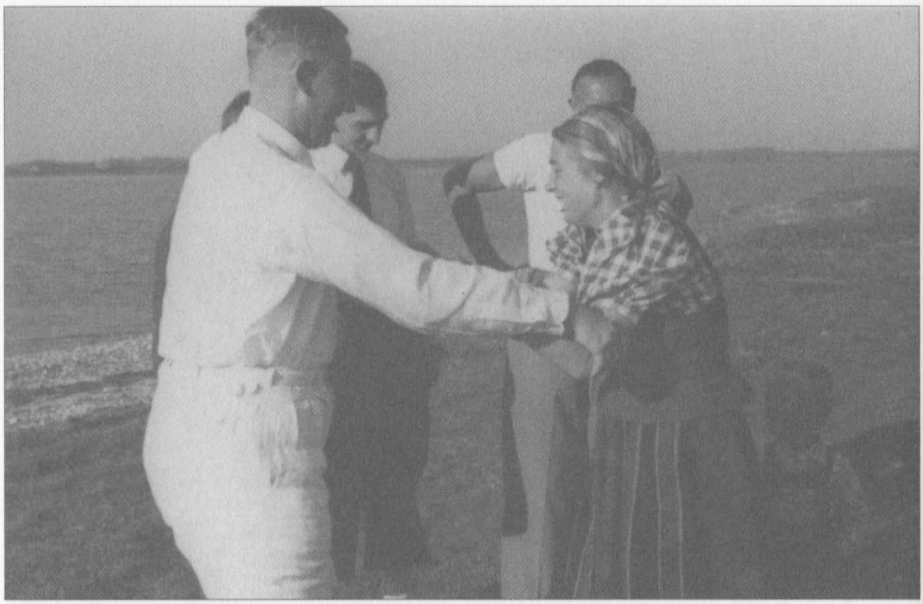
Reinhard hasste Goebbels, dessen diabolische Menschenführung er jedoch bewunderte. Dass die absolute Katastrophe abgewendet wurde, war sein Verdienst. Hätten die SA und SS 1933 zugeschlagen, wäre es sicherlich nicht an einem Tage erledigt gewesen. Auf beiden Seiten wäre viel Blut geflossen und die dritte Macht im Staate, die Reichswehr, hätte dem Ringen um die Macht ein Ende bereitet. Schleicher wäre Reichskanzler geworden, und es hätte eine Militärdiktatur geben können. Mit der Erdrosselung des Griffes der SA nach der Macht durch die Niederschlagung des Röhm-Putsches war die Gefahr eines Aufstandes der Unzufriedenen in der SA gebannt, und dass sozusagen in einem »Abwasch« zugleich auch Kurt von Schleicher noch miterschossen wurde, war nur als Warnschuss an alle Unbefriedigten in der Reichswehr gedacht, die eventuell Röhm-Gedanken hätten haben können. Und sie haben es wohl alle verstanden.

## Unser Sommerhaus auf Fehmarn

Kurz nach der Röhm-Revolte bin ich mit unserem Sohn Klaus zu meinen Eltern nach Fehmarn gefahren. Ich hatte Sehnsucht nach dem einfachen ländlichen Leben auf der Insel. Es war eine schöne Zeit. Doch irgendwie ist mir diesmal die alte Heimat als zu eng erschienen. Das Leben an Reinhards Seite hat meinen Horizont geweitet. Ich war da nicht mehr das harmlose blonde Lehrerstöchterchen, das so »eingesperrt« leben konnte. Alles, die Gedanken, die Räume und Gegenstände, ja selbst die Natur erschienen mir nun ganz anders, als ich sie in Erinnerung hatte. Dennoch liege ich meinem Mann nach meiner Rückkehr in den Ohren, sobald wie möglich ein Haus auf Fehmarn zu kaufen. Er kann dort, wie ich ihm in leuchtenden Farben ausmale, jederzeit segeln. Er freut sich, fragt aber, wie wir das wohl ohne Geld bewerkstelligen sollten. Ein guter Engel ist in dieser Stunde jedoch mit uns, der Konsul Willy Sachs, damals »Bayern-Willi« genannt. Er gewährt uns einen Kredit. Eigentlich tut er es nur mir zuliebe, weil er sieht, wie wichtig es für mich ist, mit allem zurechtzukommen. Im Grundbuch der Stadt Burg auf Fehmarn stehen noch heute die Schulden, die wir als Hypotheken aufgenommen haben. Ein Freund unserer Familie, der Baurat Rall, entwirft das Haus. Natürlich soll es schön, aber einfach sein, dem Stil der Insel angepasst. Wir wünschen ein einfaches Leben. Und als das »kleine« Haus dann fertig ist, stehen wir vor einem großen Haus. Es ist auch sehr viel teurer geworden, als wir es geplant hatten. Eine zweite Hypothek muss aufgenommen werden. Ein Abzahlungsplan wird entworfen. Bis 1952, so ist vorgesehen, soll alles bezahlt sein, mit Zins und Zinseszins. 42 000 Mark müssen auf den Tisch gelegt werden. Im Frühjahr 1935 beginnen die Handwerker mit dem Bau. Das Richtfest ist

*Reinhard Heydrich und Lina Heydrich in der Eingangstür ihres Hauses auf Burgtiefe*

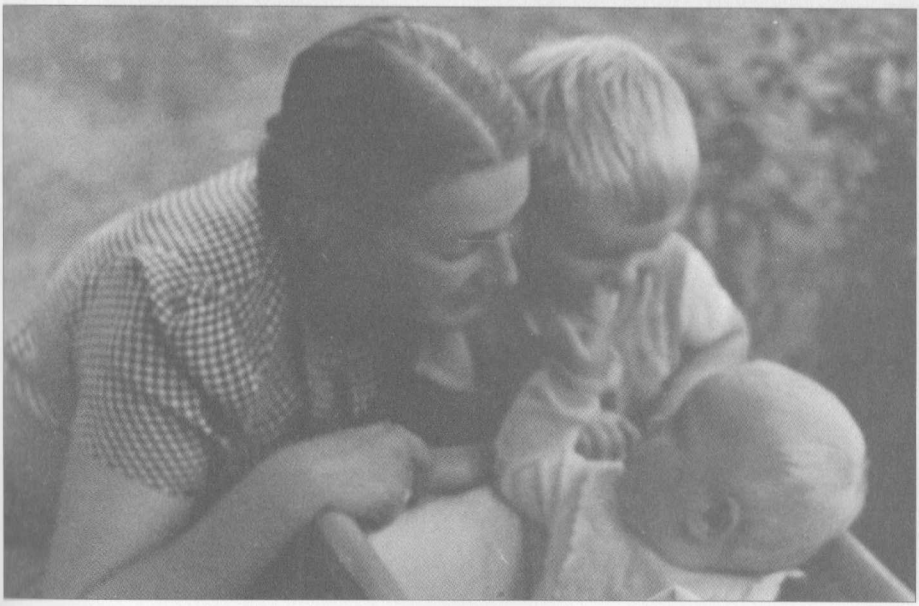
*Reinhard Heydrich mit seinem Adler-Sportwagen vor dem Ferienhaus auf Fehmarn*



*Lina Heydrich und Reinhard Heydrich mit Freunden auf Burgtiefe-Fehmarn*

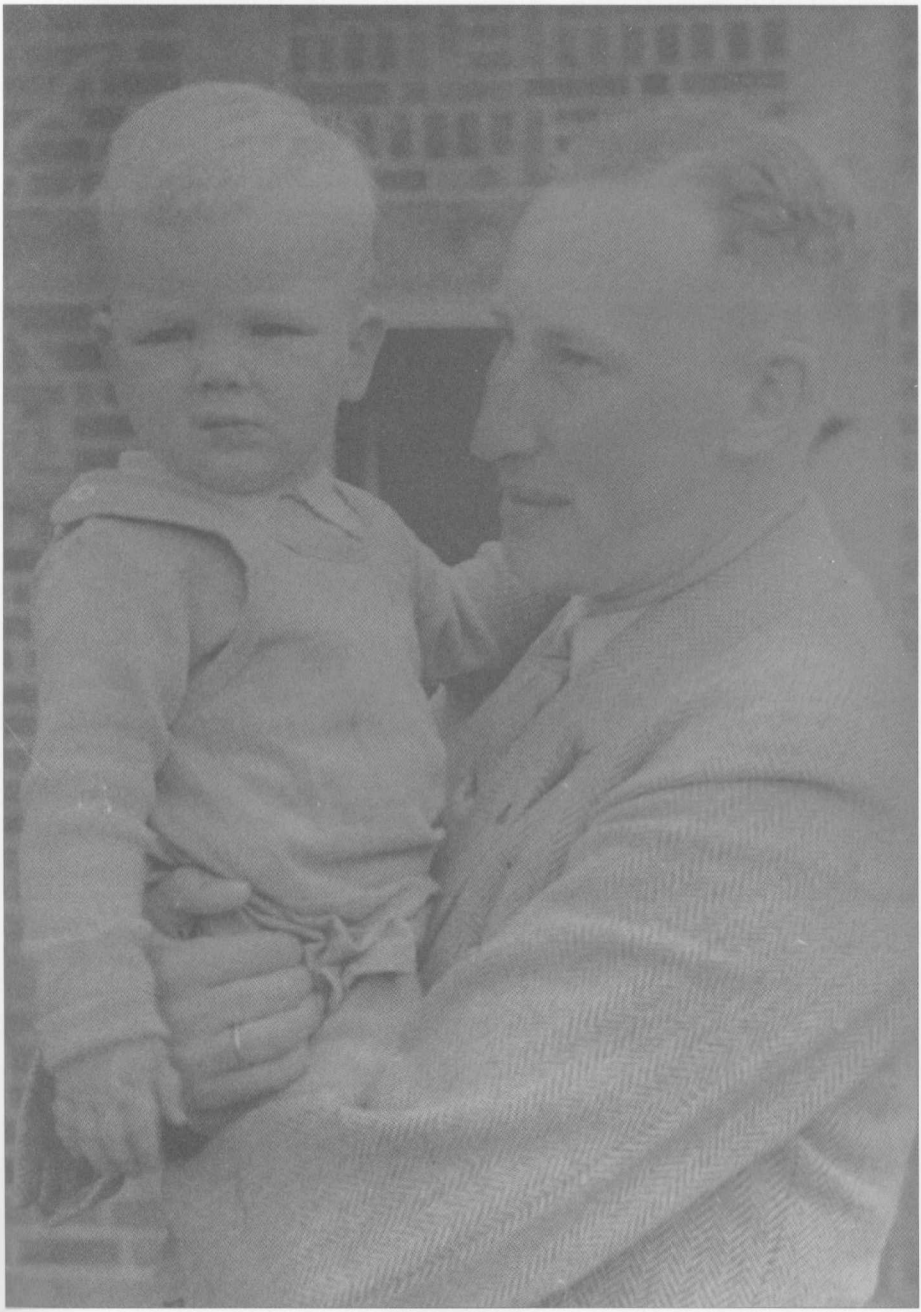
*Familie am Strand auf der Insel Fehmarn*

*Lina Heydrich mit Klaus und Heider*
*Sommer 1936 auf Fehmarn*



*Lina Heydrich mit Klaus und Silke*

*Reinhard Heydrich und der gerettete Ball*



*Reinhard Heydrich mit Sohn Heider*

*Das Haus auf Burgtiefe-Fehmarn 1960*

ein großes Ereignis. Heinrich Himmler tritt als Schirmherr auf. Einer seiner Schmiede hat ein großes handgeschmiedetes Türschloss gemacht, das unser Haus auch symbolhaft vor ungebetenen Gästen schützen soll. Heute verschließt es im Bungalow eines namhaften Historikers die handgeschmiedete Tür, die die Diele vom Wohnzimmer trennt.

## Die Kristallnacht

Reinhard hat seinen Urlaub mit dem Einzug ins eigene Haus gekoppelt. Doch die erhoffte Ruhe findet er nicht. In Nürnberg findet der Reichsparteitag statt, auf dem die »Nürnberger Gesetze« verkündet werden sollen. Heydrich muss zugegen sein. Ihn ärgert, dass er nicht früher über Einzelheiten informiert worden ist, die er nach seiner Meinung als einer der ersten hätte erfahren müssen. Schließlich ist er ja so ganz nebenbei auch noch Abgeordneter des Deutschen Reichstages. Inzwischen längst nicht mehr der Anfänger in dem Metier, für das er nicht erst nach 1945 Symbolfigur geworden ist, sieht er sich plötzlich vor Tatsachen gestellt, von denen er keine Ahnung hat. In Paris hat der Jude Herschel Grynspan in der deutschen Botschaft auf den deutschen Gesandtschaftsrat Ernst vom Rath geschossen und ihn tödlich verletzt. Allen denen, die eine »Lösung des jüdischen Problems« auf rasche, radikale Art wünschten, kam dieses Attentat offenbar zur rechten Stunde. Vor allem Goebbels schien einen solchen Anlass zu »brauchen«. Im Rahmen des Reichsparteitages mit seinen von Albert Speer arrangierten gigantischen Dekorationen, den Fahnen, der Musik, den Scheinwerferilluminationen, die Licht-Dome an den Himmel »malten«, war es nicht schwer, die psychologisch raffiniert eingestimmte Masse mit einem neuen Gesetz zu konfrontieren.[7] Ich hatte den Verdacht, dass der Umweg über das Gesetz Reinhard ausschließen sollte, auch wenn er als des »Deutschen Reiches Müllkipper«, als Ober-Verdachtschöpfer und Bierzähler für Prominente, letztlich die Suppe auslöffeln musste.

Eines Abends, wir waren früh schlafen gegangen, wurde ich durch ein Klopfen an unserer Schlafzimmertür wach. »Was ist

7 Zwischen der Verkündung der Nürnberger Gesetze und dem Attentat auf Herrn Ernst vom Rath liegen drei Jahre Abstand, daher gibt es auch keinen Zusammenhang.

los?«, fragte ich, »Wer klopft?«. Die Antwort: »Hier ist Schmidt (er bewachte nachts unser Haus). Der Gruppenführer möchte sofort im Amt anrufen!« Auf meine Frage, was »denn los« sei, erklärte Schmidt: »Die Synagogen brennen!«. Ich wählte die Amtsnummer und weckte Reinhard, und dann ging bei meinem Mann alles unglaublich schnell. Nur notdürftig bekleidet, die Knöpfe des Waffenrocks schloss er unterwegs, fuhr er ins Amt.

Erst nach Stunden kam er wieder zurück. Ich sehe ihn immer noch vor mir: schneeweiß im Gesicht, mit einem leeren Ausdruck in den Augen. Auf mein Drängen, mir doch zu erzählen, was geschehen sei, sagt er nur, geradezu verstört und geistesabwesend: »Bitte, lass' mich. Ich erzähle es Dir später.« Eine Zeitlang lagen wir still nebeneinander im Bett. Dann löschte ich das Licht. Keiner konnte schlafen, und dann »tröpfelten« die ersten Worte. »Sie haben alles zerschlagen, alle Geschäfte zerstört und geplündert, die Synagoge in Wilmersdorf brennt wohl noch. Und das schlimme ist, Goebbels hat es getan; es soll aber wie eine Spontanaktion aussehen. Das glaubt uns doch kein Mensch mehr. Von einem Abbau der Aggressionen gegen die Juden kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Warum hat Goebbels das nur getan?«

Dass eigentlich jeder, das heißt jeder vom Gauleiter bis zum Minister, nach freiem Ermessen über die SA, die SS und den SD verfügen konnte, wenn es ihm passte, erklärte Reinhard mir in dieser Stunde erneut. Ich glaube, in dieser Nacht, hat sich bei Reinhard ein Gefühl der Verachtung gegenüber Goebbels gebildet.[8] Und ich bin überzeugt, damals sind Reinhards erste Zweifel auch an Hitler wach geworden. Wir haben später einmal über den inszenierten Abschied von Werner von Blomberg gesprochen. Sie haben seine Heirat mit der »Lebedame« nur benutzt, um ihn loszuwerden, und Reinhard, der ebenfalls wegen einer Frau aus der Marine hatte ausscheiden müssen, musste dazu Hilfestellung leisten.

---

8 Lina Heydrich berichtet aus ihrer Erinnerung über das Erleben der Kristallnacht, ohne über historisch verbriefte Unterlagen zu verfügen.

## Die Nürnberger Gesetze

Mit den Nürnberger Gesetzen begann eine bürokratische, systematische Erfassung aller in Deutschland lebenden Juden. Wer der Erfinder des Judensterns ist, weiß ich nicht. Es stritten Goebbels und Canaris um das Urheberrecht.[9] Goebbels aus werbetechnischen Gründen, Canaris aus der Perspektive seiner Abwehr, sozusagen als Markierung. Mit den Nürnberger Gesetzen wurden alle diejenigen befriedet, die Aktionen und Pogrome statt Worte und Programme gegen die Juden sehen wollten. Der Tod des Legationsrats war für sie ein willkommener Anlass, endlich in Aktion treten zu können. Reinhard und der von ihm repräsentierten »Müllabfuhr« aber blieb die Arbeit ... eine Arbeit, die sozusagen eine körperlose Hingabe war, sobald man sich ihr einmal ganz und gar verschrieben hatte und an ihre Notwendigkeit glaubte. »Raus mit den Juden«, lautete zuletzt die Devise. »Juden haben keinen Zutritt«, war im Schaufenster eines Geschäftes zu lesen. Jeder musste seinen Stammbaum durchforsten und den Nachweis der arischen Abstammung erbringen. Wehe dem, der eine jüdische Großmutter hatte.

Wir, Reinhard und ich, haben uns oft über den Antisemitismus unterhalten. Er, für den die Juden zu den ältesten Kulturvölkern der Welt gehörten, was heute ganz sicherlich mit Erstaunen zur Kenntnis genommen wird, erklärte mir, dass die Juden, wo immer sie aufgetaucht seien, sich mit der geistigen Schicht ihrer Gastvölker verbanden – oder deren unerbittliche Feinde

9 Der Erfinder des Judensterns ist zweifelsfrei Goebbels, er schreibt in seinem Tagebuch: »In der Judenfrage fange ich nun sofort an aktiv zu werden. Da der Führer mir erlaubt hat, ein Abzeichen für die Juden einzuführen, glaube ich es aufgrund dieser Kennzeichnung der Juden sehr schnell fertig zu bringen, ohne gesetzliche Unterlagen die nach Lage der Dinge gegebenen Reformen durchzuführen«.

wurden. So hielt er das jüdische Problem erst in dem Augenblick für eine Sache des allgemeinen Volkes, in dem dessen Erwerbsinteressen durch jüdische Konkurrenz berührt wurden. Mit dem Auftreten der galizischen Juden nach dem Ersten Weltkrieg, so sah Reinhard es, durchdrangen die Juden die Mittelschichten des Gastlandes und wurden automatisch deren Erwerbskonkurrenten. Mit der Verschlechterung der Lebensbedingungen, mit dem bedrohlichen Anstieg der Arbeitslosigkeit, empfand der einheimische Handwerker und Händler die Konkurrenz immer härter. Sehr viele Juden haben den blanken Hass kennengelernt, sobald sie in den Bereich derer gerieten, die ihre Existenz durch Juden bedroht sahen. Und mit der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage stieg die Zahl der Hasser immer mehr. Der Antisemitismus, bislang eine Randerscheinung, wurde zu einer entscheidenden politischen Waffe. Und sie nutzte Hitler.

Reinhard sah bereits vor Beginn des Krieges die Ausweglosigkeit dieser Hasskampagnen. Irgendwie musste das Problem jedoch gelöst werden. Er gründete im Januar 1939 eine jüdische Auswanderungszentrale und organisierte die Abwanderung aller Juden aus dem deutschen Reichsgebiet. Jedoch: Vetos der Geldinstitute und der Reichsbank stellten sich seinen Bemühungen in den Weg; denn mit der von ihm geplanten Abwanderung der Juden wanderte auch das Kapital ab, und ohne dieses Kapitel konnte Deutschland nicht existieren. Die Folge war die Enteignung der jüdischen Auswanderungswilligen. Viele Juden reagierten rasch. Es tat sich ein schwarzer Markt auf, auf dem sie ihre materielle Habe unter der Hand zu veräußern versuchten. Die Preise, die sie erzielten, waren nicht gut. So mancher Deutsche hat sich damals bereichert, eben so »unter der Hand« – und unter dem Druck der Verhältnisse gegen die Juden.

## Möglichkeiten der Auswanderung für Juden

Eine andere große Schwierigkeit kam hinzu. Die Juden wollten nach Palästina. Palästina aber unterstand der englischen Krone und war mit Arabern besiedelt. Die Aufnahmefähigkeit war gering, und es gab zu viele, die auswandern wollten. Reinhard hielt Palästina als Territorium für einen jüdischen Staat, wie die Zionisten ihn sich vorstellten, für gänzlich ungeeignet. 1937 hatten Reinhard und ich eine Mittelmeerreise unternommen. Wir waren, als Bernd Rosemeyer sein großes Rennen fuhr, in Tripolis und in Tunis, in der Nähe des einstigen Karthago. Was einstmals blühendes fruchtbares Land gewesen sein muss, war nun öde Steppe, von Sand überweht, einer völligen Klimaverwandlung zum Opfer gefallen. Die Sehnsucht der Juden, in ihr altes Land zurückzukehren, erschien Reinhard als ein Versuch, die harte Wirklichkeit durch große Geschichte zu verklären. Er suchte nach einer anderen Lösung. Ins Gespräch kam die französische Kolonie Madagaskar.

Wegen ihrer Unwirtlichkeit wurde sie als Verschickungsort für hoffnungslose Strafgefangene benutzt. Dort, in dem fruchtbaren, an Bodenschätzen reichen Gebiet, hätten viele Menschen Platz und Lebenschancen. Es wurden Fühler nach Frankreich ausgestreckt. Doch Frankreich lehnte ab. Reinhard konnte den Juden nichts bieten. Sie mussten sich alleine helfen – und viele taten es auch. Ein Teil von ihnen emigrierte nach Amerika. Als der Krieg ausbrach, erklärte der Leiter der Zionisten »dem deutschen Reich den Krieg«, obwohl er nur der Leiter einer innerjüdischen Bewegung war und auch bei den Juden Kritik auslöste. Bei Ausbruch des Krieges war jeder Jude ein Feind, gleichgültig, ob er der Erklärung der Zionisten zustimmte oder nicht.

Während des Krieges versuchte Reinhard noch einmal, eine gravierende Lösung des jüdischen Problems auf seine Weise zu

erreichen. Die Tatsache, dass er im September 1941 Stellvertretender Reichsprotektor in Böhmen und Mähren geworden war und damit endlich auch das direkte Vortragsrecht bei Hitler bekommen hatte, erschien ihm als wesentliche Zäsur und Hilfestellung in dieser Sache. Er brauchte nun nicht mehr den Umweg über den immer zögernden, beim Führer nach »gut Wetter« Ausschau haltenden Heinrich Himmler zu wählen. Er wollte die Zeit nützen. Dass sie in Böhmen nicht immer währen würde, erschien ihm selbstverständlich. Er glaubte an eine nur vorübergehende, kriegsbedingte Abkommandierung nach Prag. Eines Tages erzählte er mir, dass in Hitlers Führerhauptquartier beschlossen worden sei, ein großes Reservat für die Juden in Russland zu errichten, das zu einem jüdischen Staat entwickelt werden solle. Im Zeichen des gewaltigen Vormarsches der deutschen Truppen in Russland hat damals alles sehr positiv ausgesehen. Eine Umsiedlung in so großem Rahmen erschien absolut möglich.

## Die Wannseekonferenz

Reinhard erhielt den Auftrag, die Vorbereitungen für diese Umsiedlung zu treffen. Er organisierte eine Konferenz, an der alle diejenigen teilnahmen, die mit dem jüdischen Problem zu tun hatten. Diese Konferenz fand am 20. Januar 1942 im Gästehaus des Reichssicherheitshauptamtes der SS in Wannsee statt.[10]

127 Tage nach der Wannsee-Konferenz wurde auf Reinhard in Prag das Attentat verübt, an dessen Folgen er starb. Er konnte das (Wannsee-)Vorhaben nicht mehr ausführen.

Rund sechs Wochen nach Reinhards Tod erscheint der SS-Gruppenführer Bruno Streckenbach bei mir und erzählt mir von seinem Kummer im Amt, zu dem ich den Kontakt nach und nach verloren habe. Dabei spricht er von der völligen Unfähigkeit Himmlers, Reinhard zu ersetzen. Auch sei er mit Maßnahmen, die Reinhard nie und nimmer gebilligt haben würde, nicht einverstanden. Kurzum, er wolle aus dem Amt ausscheiden und zur Truppe gehen. Der Chefadjutant Reinhards, Dr. Achim Plötz, hatte bereits seine Fahrt zur Truppe an die Ostfront angetreten. Es müssen unerträgliche Zustände geherrscht haben, und erst jetzt merkte auch Himmler, welche Lücke der Tod Reinhards gerissen hatte. Nach dem Tode Reinhards bitte ich meine mütterliche Freundin, Frau Rall, die Frau des Architekten, der unser Haus auf Fehmarn entworfen hatte, mir in der ersten schweren Zeit beizustehen. Im August 1942 kommt ihr als Baurat in Frontnähe eingesetzter Mann auf einen kurzen Besuch zu uns. Und er erzählt mir, was er gesehen und was er erlebt hat. Er spricht von Massenerschießungen, von systematischer Austilgung von

10 Vom Protokoll der Wannsee-Konferenz bestehen zwei voneinander abweichende Kopien des gleichen Ausgangsdokuments (16. Kopie). An der zweiten Konferenz nahm Reinhard Heydrich nicht teil und vor der dritten Konferenz erlag er dem Attentat.

Massengräbern, an denen er vorübergekommen ist. Und immer wieder sagt er dazwischen diesen einen Satz: »Wenn das der Chef wüsste«. Während ich überlege, wen er im Moment wohl mit »Chef« meine, höre ich ihn sagen: »Man nennt es Aktion Reinhard!« … In mir steigt ein furchtbarer Verdacht auf.

## Reinhards Einstellung zur Kirche

Oft bin ich nach 1945 gefragt worden, wie Reinhard und ich es mit der Kirche gehalten haben und wie es in dieser Hinsicht in unseren Elternhäusern bestellt gewesen sei. Reinhards Vater war evangelisch, seine Mutter katholisch getauft. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das Glaubensbekenntnis im Elternhaus des Vaters eine besondere Rolle gespielt hat. Die Sorge um das tägliche Brot ist dort wahrscheinlich wichtiger gewesen. Im Elternhaus der Mutter hingegen scheint die besondere Beachtung der katholischen Konfession eine Selbstverständlichkeit gewesen zu sein. Von Anfang an hat die Mutter in jeder Hinsicht in der Ehe der Eltern Reinhards dominiert. Reinhards Vater konvertierte und wurde katholisch. Sicherlich war es kein religiöses Urgefühl, das ihn zu diesem Schritt bewog, sondern eine rein praktische Überlegung. Später erzählte er mir, dass er von der Liturgie der katholischen Kirche beeindruckt und inspiriert worden sei. Reinhard wurde katholisch getauft und gefirmt und war einige Zeit hindurch sogar Messknabe. Eine innerliche Einstellung zur Kirche oder zum Glauben hat er nicht gefunden. In der Marine, wo der sonntägliche Kirchgang obligatorisch war, weigerte er sich einmal, einem befohlenen Gottesdienst beizuwohnen. Aufsässig erklärte er, dass er am Sonntag lieber in den Wald ginge, wo er seinem Herrgott nach seiner Meinung näher sei.

Mein Vater war als junger Lehrer einer kirchlichen Oberaufsicht unterworfen gewesen. Der dicke Propst Michler hatte einen schweren Schatten auf seine erste Lehramtszeit geworfen, nicht nur wegen seiner körperlichen Fülle, sondern wegen seiner völligen Unfähigkeit, eine gerechte Erziehung der Kinder zu bewerkstelligen. Ihm erschienen die Zehn Gebote und der große und der kleine Katechismus wichtiger als das Einmaleins. Mein Vater

war damals – durch den Propst – zu einem richtigen »Revoluzzer« geworden. Und wenn wir, seine Kinder, später im üblichen Rahmen die Kirche und den Konfirmandenunterricht besuchten, versuchte er immer wieder, uns von den anderen Kindern abzusondern. »Ihr bekommt nur kalte Füße«, meinte er zuweilen. Für mich hatte es zur Folge, dass ich erst recht zur Kirche ging.

Während meiner Schulzeit in Kiel war ich regelmäßiger Besucher der Lutherkirche, deren Pastor Paulsen mir als gewaltiger Prediger erschien. In dieser Zeit wurde ich bibelfest. Es gibt kein Bibel-Kapitel, das mir aus der Zeit nicht im Gedächtnis haften geblieben ist. Da ich zur katholischen Kirche keine Verbindung hatte, außerdem familienmäßig zu stark beansprucht war, besuchte ich in Bayern die Kirche nicht.

Einmal waren Reinhard und ich auf einer Parteiversammlung irgendwo in einer kleinen bayerischen Gemeinde. Als ich, die in jungen Jahren leider nie den Mund halten konnte, eine Antwort auf eine Frage zu geben versuchte, wies ein hochwohllöblicher Gottesmann, ein Monsignore, mich mit der sarkastischen Bemerkung ab: »Halten Sie den Mund, Sie sind Preuße!«. Mit diesem Satz wurde mir schlagartig klar, dass hier unter »Kirche« keine Glaubensangelegenheit, sondern politisches Engagement verstanden wurde. Während unserer Berliner Zeit bin ich regelmäßig in die Kirche gegangen. Niemals habe ich jedoch so etwas wie Christentum in ihr finden können. Ich fand, dass sie sich in Liturgie, in Oberflächlichkeit verbrauchte, so dass ich beschloss, aus der Kirche auszutreten. Meinem Mann durfte ich davon nichts sagen. Das war 1935. 1936 überraschte er mich mit dem Bekenntnis, aus der Kirche ausgetreten zu sein. Und in diesem Augenblick beichtete ich ihm auch meine Sünde. Er war jedoch aus einem ganz anderen Grund als ich aus der Kirche ausgetreten. Trotz unserer evangelischen Hochzeit war er immer noch Katholik geblieben Die Predigten von der Kanzel, die Einwirkung auf die Gläubigen, sah er nun als eine Gefahr für den Staat an. Und bevor er gegen die Kirche vorging, trat er aus ihr

aus. Ich war über den Weg des Glaubens, er über die politische Erfahrung, zur Erkenntnis gekommen, dass die Kirche für uns keine Heimstatt sein konnte.

Das Jahr 1936, es ist das Jahr der Olympischen Spiele in Berlin, beschert uns viele Überraschungen. Reinhard wird dank seiner fechterischen Erfolge, er ist 1935 mit seiner Mannschaft Deutscher Meister im Degenfechten geworden, in das Olympische Komitee gewählt. Das hat auch für mich Folgen. Ich bekomme eine Karte für einen ständigen Platz im Olympiastadion. Die Auszeichnung besteht darin, dass ich mitten unter den Frauen der Teilnehmer und Verantwortlichen sitzen kann. Dabei muss ich feststellen, dass ich einen besseren Platz als Frau Himmler habe. »Oh weh«, denke ich sofort, »wenn das man gut geht«.

## Mein Umgang mit der »Obrigkeit«

Nun, es geht nicht gut. Ich möchte zur Segelregatta nach Kiel, wo ich drei Jahre gelebt und Reinhard kennengelernt habe. Die Frau des Chefadjutanten von Himmler, Frau Frieda Wolff, bittet mich, sie mitzunehmen. Ich freue mich, will ihr meine alte Heimat zeigen und sie auch nach Fehmarn mitnehmen. Unterwegs erfahre ich, dass dieses »Mitfahren« programmiert worden ist. Frieda Wolff ist ausersehen worden, mich zu informieren, dass gegen uns eine Aktion nach dem Motto »Wer seine eigene Rotte nicht führen kann, kann auch keinen Haufen führen«, ins Rollen gekommen ist. »Man« ist mit mir nicht zufrieden. Ich mucke gegen alles auf, was meine eigene Bewegungsfreiheit einengt. Ich lasse mich nicht kommandieren, solange es sich um private Angelegenheiten handelt. Mit wem ich mich anfreunde, mit wem ich mich unterhalte, was immer ich auch unternehme, solange es nicht in dienstliche Bereiche meines Mannes fällt, will ich allein entscheiden. Wenn ich es nicht als schicklich betrachte, Heinrich Himmler als »Mein Reichsführer« anzusprechen oder Hofdienste für seine Frau Marga zu leisten, denke ich, ist dies meine rein private Angelegenheit. Ärger aber gibt es schon, als mein Chauffeur sich während der Olympischen Spiele einmal »erdreistet«, das vor uns fahrende Auto der Frau Himmler zu überholen.

Die »Hofintrige« läuft auf vollen Touren. Dass ich nur eine Art Vorhut bin, ist schnell erkennbar; denn ich selbst kann ja nicht wichtig sein. Dass es einen Menschen geben könnte, der so hirnverbrannt wäre, diesen scheußlichsten aller scheußlichen »Berufe«, den Reinhard ausübt, für sich ergaunern zu wollen, will mir anfangs nicht in den Sinn; aber dann erfahre ich, welch eine Schlüsselstellung in dieser Tätigkeit liegt. Und zum ersten Mal begreife ich Reinhards Bekenntnis: »Ich muss

es tun. Jeder andere könnte eigennützige Interessen vertreten oder den Apparat missbrauchen«. Herr Wolff hätte ihn sicherlich missbraucht.[11] Als im Jahre 1945 die Südarmee kapitulierte, hatte er, der inzwischen Oberkommandierender der Südarmee geworden war, sich zuvor mit Allen Dulles in der Schweiz geeinigt. Damals, 1936, war Karl, »Peter Wolff« genannt, lange schon von seiner Frau Frieda geschieden. Eine Gräfin hatte es ihm angetan. Dennoch, und das rechne ich ihm heute noch hoch an, hat er seine erste Frau nicht vergessen. Und als es bei uns in Böhmen neun Jahre nach den Olympischen Spielen so weit war, als der Feind vor den Toren stand, ist er in letzter Minute noch mit dem Flugzeug erschienen und hat mir empfohlen, rasch die Sachen zu packen.

Ende Februar 1937, eine Woche vor Reinhards Geburtstag, mussten wir umziehen. Ich bat Reinhard, eine Dienstreise zu unternehmen, um die ganze Sache allein arrangieren zu können. Er würde mir, das wusste ich aus Erfahrung, doch nur im Wege sein. Ich zog um, in die Augusta Straße 14 in Berlin-Schlachtensee. Ein Palast war es nicht, der unser neues Heim sein sollte, sondern eher eine Art vergrößertes Siedlungshaus im Rahmen einer neu erschlossenen Siedlung. Für uns, die keine Repräsentationssorgen hatten, genügte es. Für meine Freunde – Reinhard hatte keine – und für Verwandte, war genug Platz. Immerhin gab es ein Herrenzimmer, ein Damenzimmer, ein Esszimmer mit anschließender Freiterrasse, eine Küche und einen Keller. Im Obergeschoß waren ein Schlafzimmer für uns, eins für die Kinder und zwei Schlafräume für Besucher vorhanden. Und ganz oben hatten die Hausangestellten auch noch jeweils ein Zimmer. Von nun an hatte Reinhard mir eine zweite Hilfe zugesagt, die er auch bezahlte.

11 Wolff, Karl-Heinz, SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS (30.01.1942); ab dem 26.07.1944 ist er zugleich Bevollmächtigter General der deutschen Wehrmacht in Italien.

Als Reinhard am 7. März 1937 morgens zu seinem Geburtstag ankommt, herrscht große Neugier. Besonders bewundert er den Stand seines Nähtisches, und ich habe eine Überraschung für ihn. Das Hallesche Konservatorium seines Vaters ist aufgelöst worden. Ich habe daraus ein Klavier erstanden. Doch auch er hat eine Überraschung für mich: zwei Karten für eine Mittelmeerreise. Es ist wie Weihnachten. »Weißt Du«, sagt er, »ich bin Dir noch die Hochzeitsreise schuldig. Wir könnten sie jetzt endlich nachholen«.

## Unser neues Domizil

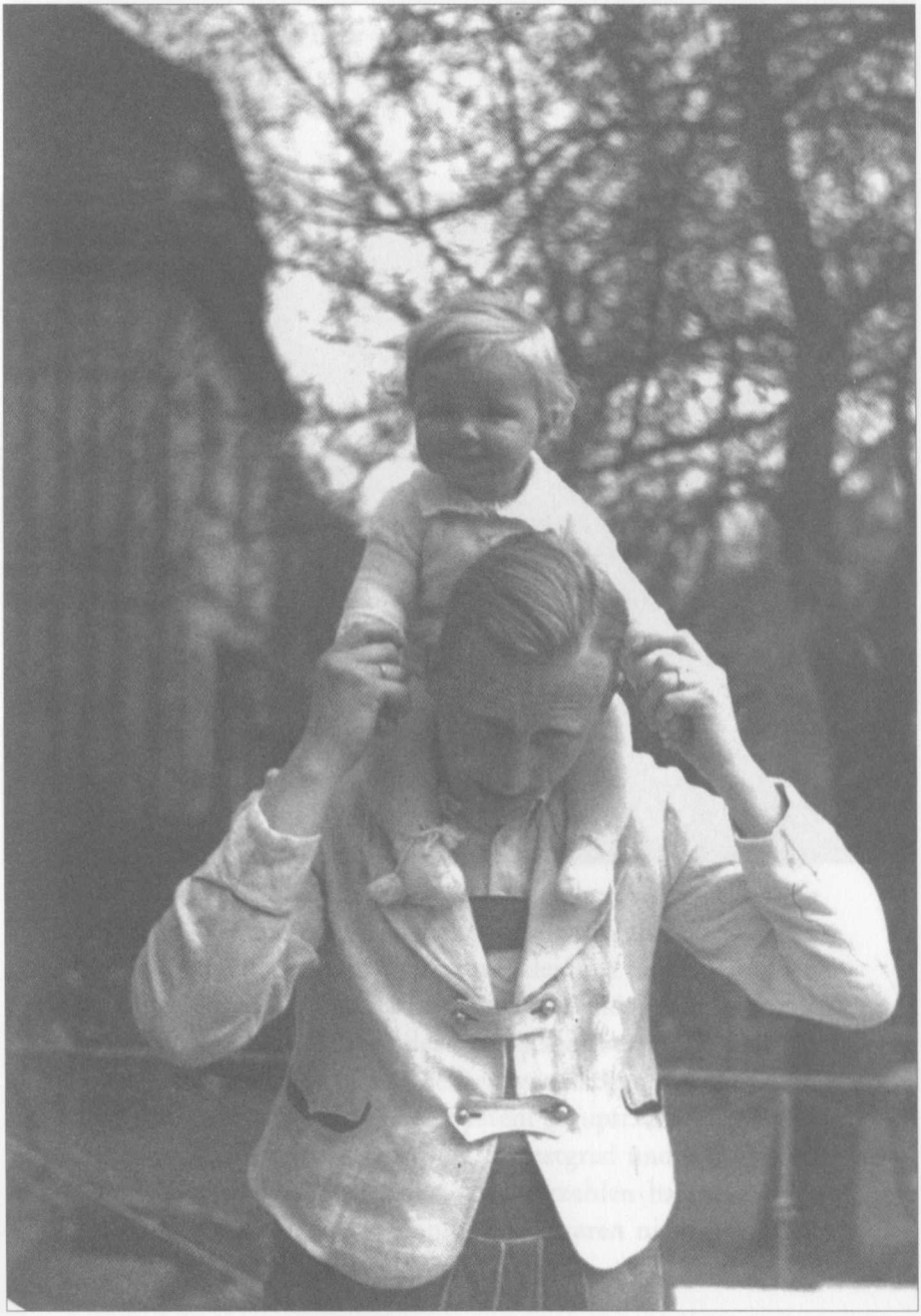
Es ist wunderschön, zumal auch die Finanzierung des Hauses gesichert erscheint. Der Bauunternehmer, von dem wir das Anwesen gekauft haben, lässt als erste Hypothek 25 000 Reichsmark auf das Haus eintragen. 10 000 Mark werden auf unser Haus auf Fehmarn eingetragen. Für die von Himmler geliehenen 10 000 Mark gibt es einen Schuldschein. Die 49 000 Mark, die das Haus gekostet hat, sind auf diese Weise zusammengetragen worden. An Zinsen haben wir 121,– Mark aufzubringen, an Amortisation noch einmal so viel. Hätten wir uns eine Etagenwohnung gemietet, wären monatlich 400,– Mark zu zahlen gewesen. Wir, Reinhard und ich, sind zufrieden. Er ist froh, dass ich alle häuslichen Probleme von ihm fernhalte. Kommt er abends müde und erschöpft nach Hause, bin ich für ihn da. Den ganzen Tag hat er für andere da zu sein, immer bereit, immer gegenwärtig und immer Entscheidungen, oft sehr schwere Entscheidungen, zu fällen. Dieses kleine Zuhause genießt er. Das ganze Grundstück misst 700 m², nicht gerade ein Park, aber doch Platz für Sandkasten und Rasen für die Kinder. Am Ende zäune ich einen kleinen Teil ab. Es wird ein Hühnerhaus darin gebaut. Die Kinder sollen auch hier in der Stadt zusammen mit Tieren aufwachsen können. Mein »Protestgarten« gegen die Stadt ist fertig, nachdem auch Obstbäume gesetzt sind und eine Quittenhecke den Abschluss zum Nachbargarten bildet. Nun können wir unsere Mittelmeer-Reise antreten. Und wir tun es.

Mit dem Einzug in unser Haus in Schlachtensee erhoffen wir eine Stetigkeit, eine Beständigkeit für unser Leben. In sieben Jahren sind wir siebenmal umgezogen, von Mietshaus zu Mietshaus. Auf Grund der Stellung, die Reinhard bekleidet, hat er Anspruch auf eine Dienstwohnung. Ich weigere mich jedoch

strikt, in eine Dienstwohnung zu ziehen. Als Lehrer hat mein Vater stets in Dienstwohnungen gelebt, die zum Teil sehr geräumig und gut eingerichtet waren. Ich habe gesehen, wie Beamte nach ihrer Pensionierung lebten. Hatten sie keine ausreichenden Rücklagen, standen sie dürftig da, und mit dem Verlassen ihrer Dienstwohnung begann ihr sozialer Abstieg. Oft lebt eine Familie jahrzehntelang in dieser Dienstwohnung. Die Kinder werden darin geboren, und ihre ganze Kindheit ist mit dieser Wohnung verbunden. Und dann, eines Tages, heißt es, »raus mit euch«; andere Leute ziehen ein. Man kann dann höchstens noch einmal kommen und höflich fragen: »Ach, könnte ich noch einmal hineinschauen ...« Ich habe alles das als Beamtentochter miterlebt, und ich will 1937 in Berlin nicht, dass meine Kinder dienstlich vorschriftsmäßig um die Erinnerung an ihre Kindheit gebracht werden. Zwar hatten wir seit 1935 bereits das Sommerhaus auf Fehmarn; aber es konnte nicht schaden, sich doppelt abzusichern. Sicherlich wäre alles viel schneller gegangen, wenn uns mehr Geld zur Verfügung gestanden hätte, aber wir hatten es nicht. Reinhards Gehalt reichte zum Leben aus. Da wir rundum abzahlen mussten, blieb nichts übrig.

*Das Haus in Schlachtensee 2002*

*Das Haus in Schlachtensee – Rückansicht*



*Reinhard Heydrich mit Klaus im Huckepack*

*Lina Heydrich und Sohn Heider in Schlachtensee, Berlin Frühjahr 1937*

## Der »Lebensborn«

In Berlin, in der Lichterfelder Kadettenanstalt, ist die »Leibstandarte Adolf Hitler« untergebracht, eine Mannschaft, die sich hauptsächlich aus gesunden, kräftigen Männern vom Lande zusammensetzt. Sie, die das großstädtische Leben bisher nicht kennen, finden sehr schnell Anschluss. Die Schönen der Großstadt sind ihnen besonders zugetan. Und bald sind aus den schmucken Soldaten auch eifrige Alimentenzahler geworden. Das zieht einen langen Schweif von Vaterschaftsprozessen nach sich. In der Wahl der Damen sind viele der jungen SS-Männer nicht anspruchsvoll gewesen. Wohin mit dem Nachwuchs? Wie löst man dieses Problem? Himmler findet eine Lösung, den Nachwuchs sorgsam zu »organisieren«. Er gründet den »Lebensborn«. Zuerst sind wir alle entsetzt. Viele spotten. Die tollsten Witze entstehen; aber Himmler lässt sich nicht beirren. Er kauft möglichst große leerstehende Villen, in denen keiner wohnen mag und richtet in ihnen Entbindungsstationen ein. Ärzte und Pflegepersonal werden engagiert. Die Entbindung und das Wochenbett sind kostenfrei. Die ledigen Mütter können ihre Kinder im »Lebensborn« lassen oder sie später zur Adoption freigeben. Sie können sie bis zum dritten Lebensjahr dort lassen, sie betreuen und für Unterkunft, Verpflegung und Kleidung und ein Taschengeld sogar dort arbeiten. Da kein Etat vorhanden war, mussten alle Angehörigen der SS und des Reichstages bestimmte Beträge zahlen. Und diejenigen, die keine Reichstagsabgeordneten waren, wurden nach einem besonderen System gerupft. Es wurde eine Tabelle verfasst, von der man über Dienstgrad und Kinderzahl ablesen konnte, was der Einzelne einzuzahlen hatte. Zu zahlen hatten nur Offiziere. Mannschaften waren nicht betroffen. Junge, kinderreiche Familien, waren befreit.

Viel, viel später, wird auch uns Lästermäulern klar, wie segensreich diese Einrichtung ist, zumal SS-Angehörige, die selbst keine Kinder haben, hier Kinder adoptieren können und dabei genaue Auskünfte über Herkunft und Veranlagung des Babys erhalten können, was sie weitgehend vor Überraschungen schützt. Als sich die Sache eingelaufen hat, können auch verheiratete Frauen im »Lebensborn« entbinden und damit sozusagen im Wochenbett bereits den unehelichen Kindern den Makel nehmen. Die ledigen Mütter werden mit »Frau« angesprochen und niemand erfährt, dass sie nicht verheiratet sind. Asoziale oder berufsmäßige Dirnen werden nicht aufgenommen. Soweit mir bekannt geworden ist, sind es meistens junge Mädchen vom Lande gewesen, die »in Dienst« nach Berlin gegangen sind, oftmals ihren Freunden aus der Leibstandarte nach dort folgten und dann eben dieses Malheur hatten.

## Das Verhältnis zur Familie Canaris

Himmler hat immer Gedanken verfolgt, die ganz und gar vom Herkömmlichen abwichen, und es war nicht leicht, sich mit seinen Vorstellungen zu identifizieren. Zu seinen okkulten Ideen hat Reinhard niemals einen Zugang gefunden. Immer wieder musste er feststellen, dass sich zwielichtige Gestalten auf diese Weise bei Himmler einschlichen, ihn ausnutzten und ihren Profit daraus zogen. Als einen der gefährlichsten Männer dieser Art bezeichnete Reinhard den Masseur Kersten, der später als Himmlers Leibarzt von sich reden machte.

Heinrich Himmler hat in Reinhards Leben eine entscheidende Rolle gespielt. Ähnlich schicksalhaft war nur noch Wilhelm Canaris, der Chef der deutschen militärischen Abwehr, mit Reinhards Leben verknüpft. Erstmalig sind sie sich auf dem Kriegsschiff »Braunschweig« begegnet, auf dem Canaris Kapitän zur See war.[12] 1934 sind wir nach Berlin Südende gezogen, wo wir bis 1937 wohnten. Im Frühjahr 1935, während eines Sonntagsspazierganges, trafen wir ein Ehepaar, das Reinhard überrascht und freudig begrüßte. Es waren Canaris und seine Frau. Sie wohnten in der gleichen Straße wie wir. Es wurde in den Kinderwagen geguckt und ein Treffen vereinbart. Bald gab es ein Hin und Her von Familie zu Familie. Das Ehepaar Canaris hat zwei Töchter, allerdings wesentlich älter als unsere Söhne. Doch sie selbst waren ja sehr viel älter als wir. Eines Tages erfahren wir, dass das Ehepaar Canaris seiner Etagenwohnung überdrüssig ist. Sie haben sich ein Haus an der Peripherie der Stadt gekauft und ziehen um. Wohin sie ziehen, erfahren wir von ihnen nicht. 1937 ziehen auch wir aus diesem Stadtteil fort. Das

12 Die erste Begegnung fand nicht auf der »Braunschweig«, sondern auf der »Berlin« statt. Canaris war derzeit erster Offizier auf der »Berlin«.

Spiel wiederholt sich. Wir spazieren mit unseren, nun schon laufenden Söhnen, an einem Sonntagmorgen durch Schlachtensee – und begegnen wiederum zufällig dem Ehepaar Canaris. Wir sind verblüfft: Sie sind unsere unmittelbaren Nachbarn. Unsere Gärten stoßen aneinander.

Das alte Spiel beginnt von vorn. Wir sehen uns. Wir besuchen uns. Frau Erika ist sehr musikalisch. Sie spielt Geige. Musikabende werden vereinbart: Erika Canaris und Reinhard spielen zweite und erste Geige. Ein musikalischer Winter, eine Art bürgerlicher Besuch mit Instrumenten, folgt dem Beginn. Es ist eine schöne, friedliche Zeit. Die Männer verabreden sich, treffen sich zum Ausritt im Grunewald und ziehen gelegentlich Mitarbeiter hinzu. Die Bindungen zwischen Canaris und Reinhard sind nicht nur dienstlicher Natur. Ihre Herkunft, die Tatsache, dass sie Seeoffiziere waren, ist wichtiger als alles andere.

Dienstlich allerdings, vermute ich, muss so allerlei im Argen gelegen haben. Da ich eine dienstliche Konkurrenz, zumal im Nachrichtendienst, niemals sachgerecht analysieren könnte, unterlasse ich es, Urteile zu fällen. Ich kann nicht sagen, was Angriff und was Finte war und wie viel Wert ein Wort in dem Rahmen hatte. Ich kann mich nur auf Tatsachen stützen, die ich zu übersehen vermag. Canaris und dessen Frau waren noch eine Woche vor dem Attentat auf Reinhard unsere Gäste in Prag, in Breschan, wo zwischen den beiden Nachrichtendiensten, zwischen Reinhard und Canaris, noch die sogenannten »Zehn Gebote« ausgehandelt wurden. Eine präzise Regelung war lange überfällig. Immer wieder hat es Kompetenzschwierigkeiten gegeben, insbesondere in den Augenblicken, in denen es um Probleme im Ausland ging. Ich entsinne mich einer Diskussion, die Reinhard mit Canaris anlässlich eines Aufenthalts in Spanien hatte. Reinhard vertrat immer den Standpunkt, dass alles, was zu tun sei, auf dem Wege der Organisation getan werden müsste. Für ihn gab es nichts, was nicht durch die Organisation getan werden könnte. Wilhelm Canaris hingegen hatte eine ganz an-

dere Meinung. Er glaubte, alles immer selbst machen, stets sozusagen sein eigener Spion sein zu müssen. Im Jahre 1936 bricht der Bürgerkrieg in Spanien aus. Als Franco Gefahr läuft, diesen Krieg zu verlieren, wendet er sich an Adolf Hitler und bittet ihn um Hilfe. 1935 ist in Deutschland die Wehrhoheit ausgerufen worden. Als Hitler Francos Hilferuf vernimmt, stimmt er freudig mit den Worten zu: »Einen besseren Truppenübungsplatz kann ich mir gar nicht wünschen«. In erster Linie schickt er Flugzeuge mit jungen Piloten. Schließlich ist seine Luftwaffe völlig unerprobt. Doch auch andere Waffengattungen gehen zur »Erprobung« nach Spanien.

Als der Zweite Weltkrieg ausbricht, hat jeder Deutsche es als selbstverständliche Dankespflicht Francos angesehen, nun eine Gegenleistung zu präsentieren. Geschehen ist es nicht, jedenfalls nicht in der von uns erwarteten Form. Allgemein wird auch heute immer noch behauptet, dass Hitler darüber sehr enttäuscht gewesen sei. Ich weiß von Reinhard, dass davon nicht die Rede sein kann. Im Gegenteil Hitler wünschte von dem spanischen Caudillo nicht ein Eingreifen, sondern nur neutralen Flankenschutz. Auch mit Benito Mussolini hat er, wie Reinhard mir erzählte, eine entsprechende Absprache getroffen. Doch als die deutsche Wehrmacht Frankreich angriff, war der Duce plötzlich dennoch dabei. Reinhards entsetzte Reaktion: »Das kann uns den Kopf kosten«. Die Schuld schob er Mussolinis Außenminister und Schwiegersohn zu, dem Grafen Ciano, der nach Reinhards Meinung mehr aus Eitelkeit als aus politischer Klugheit handelte.

Die Neutralität Spaniens machte es notwendig, dass sowohl der Sicherheitsdienst der SS als auch die Abwehr ihre wachen Augen auf die Geschehnisse in Spanien lenken mussten. Jedes neutrale Land ist im Kriege normalerweise der beste Tummelplatz für die »heimliche Front«. Spanien war durch den englischen Stützpunkt Gibraltar besonders geeignet, dem Reich Fallstricke dieser Art zu präparieren.

In diesen Tagen reden wir natürlich besonders viel über Gibraltar, über die kleinste britische Kronkolonie. Einmal ist sogar die Rede davon, dass die Festung von deutschen Truppen besetzt werden solle. Canaris will wissen, wie das gegebenenfalls am schnellsten und besten militärisch bewerkstelligt werden könnte. Einzelheiten interessieren ihn. Das mag auch ein Grund dafür gewesen sein, dass er glaubte, die für derartige Aktionen notwendigen, geheimen Voraussetzungen, selbst und sofort bis ins Detail hinein erkunden und arrangieren zu müssen. Er ist auf Erkundungstour gegangen. Nach einem dieser »Ausflüge« ist er, wie er uns erzählt, auf dem Heimweg in einen Schneesturm geraten und hat sich in Deutschland mit dem Wagen verirrt. Zu Fuß sind er und sein Fahrer losgewandert. Auf einem Bauerngehöft, dessen Bewohner ihn natürlich unerkannt aufnehmen, kann er sich orientieren. Sie erhalten Quartier und Essen, dazu ein Fußbad für die nassen, kalten Füße. Canaris schildert diese Begebenheit so plastisch und lebendig, dass ich ihn noch heute mit aufgekrempelten Hosen auf einem Bauernstuhl hocken sehe, die kalten Füße in einer Emailleschüssel. Und dann fragt Reinhard ihn augenzwinkernd: »Sagen Sie mal, Herr Admiral, wie lange haben Sie denn da gehockt?«. Ich weiß nicht mehr genau, wie die Antwort lautete; aber die von Canaris genannte Zeit kann nicht kurz gewesen sein; denn Reinhard gibt zu bedenken: »Und so lange sind Sie nicht im Amt gewesen?« Reinhard will mit dieser Frage nur andeuten, dass man mit einer solchen Methode kein so wichtiges Amt leiten kann.

Mein Mann führte die vielen Pannen der deutschen Abwehr eben auf diese unzureichende Führungsmethode zurück. Lange nach dem Tode Reinhards erfuhr ich, dass Canaris zu dem Kreis der Männer des 20. Juli gehört hatte. Dabei fiel mir diese Fußbadgeschichte wieder ein, und ich dachte mir: »Da musste er doch wieder selbst dabei sein, und nun hat es ihn erwischt«. Vier Wochen nach Canaris Tod informierte Himmler mich über die Hinrichtung des Admirals. Ich hatte den Eindruck, er hat es mir

sehr ungern gesagt. Schließlich wusste er von unseren familiären Bindungen. Nach dem Tode Reinhards erhielt ich von Canaris ein handschriftliches Dankesschreiben für genossene Gastfreundschaft zugleich auch einen Kondolenzbrief geschickt. Der letzte Satz lautet: »Seien Sie gewiss, ich habe einen guten Freund verloren«.

Niemals habe ich nach 1945 von Frau Canaris oder von den Canaris-Töchtern selbst etwas gehört. Einmal hat es geheißen, sie seien in Spanien, dann wieder, Frau Canaris wäre gestorben. Ich hätte sie gern so einiges fragen mögen, so zum Beispiel, ob es stimme, dass Wilhelm Canaris beizeiten Gold, das für die Abwehr bestimmt gewesen ist, zum persönlichen Gebrauch nach Spanien geschafft hat und Frau Canaris sich deshalb nach dem Kriege lange Zeit in Spanien aufgehalten habe. Ohne Belege möchte ich all' dies nicht glauben.

Eines Tages, es muss im März oder April 1941 gewesen sein, waren wir wieder einmal bei Canaris eingeladen. Zu unserer Überraschung wurden wir von einem Araber bedient, der auf den Namen »Mohamed« hörte. Natürlich fragte jeder Gast sofort: »Wo haben Sie, Herr Admiral, denn den her?«, und jeder hörte aus dem Munde des Admirals: »Den habe ich mir in Bordeaux gekauft. Er hat zwanzig Mark gekostet.« Zuhause angekommen, sagte Reinhard: »Ich möchte bloß wissen, was sich der listige Fuchs damit ausgedacht hat. Dass der Araber weder Deutsch sprechen noch verstehen kann, glaube ich nicht. Ich fürchte, der soll an der Tafelrunde alle Gespräche, die Canaris nicht selbst mithören kann, »abhören« und sie ihm dann mitteilen.«

Am nächsten Tag ruft Reinhard Canaris an und sagt ihm, welche Vermutungen er habe. Reinhard möchte nicht gern ein nach seiner Meinung so primitives Versteckspiel mitspielen. Canaris beteuert jedoch, dass er uns die Wahrheit gesagt habe. Wenige Tage nach diesem Gespräch, als Reinhard am frühen Morgen zum Dienst fahren will, bittet ihn der Kriminalbeamte Schmidt, der nachts unser Haus bewacht, ihm eine Mitteilung machen

zu dürfen. Er müsse ihn, so bedeutet er, über eine wichtige Beobachtung informieren. Nachts, gegen zwei Uhr, habe unser Schäferhund, der auf einer Polizeischule ausgebildet ist, angeschlagen. Das bedeutete: »Draußen ist etwas nicht in Ordnung.« Der Beamte schlich sich, wie er meinem Mann berichtete, leise und ohne Licht, nach draußen in die Richtung, die der Hund wies. Dort, vor unserer Gartenpforte, stand ein Pärchen, eng umschlungen. Schmidt wollte umkehren, weil er meinte, dass es sich offenbar um ein harmloses Liebespaar handelte. Aber dann lauschte er noch eine Weile, mehr aus Neugier, wie er Reinhard meldete. Dabei machte er die für mich immerhin erstaunliche Entdeckung, dass der Mann Mohamed und das Mädchen eine Berlinerin war. Und: »Mohamed« verstand nicht nur Deutsch, sondern er sprach es auch.

Im Amt angekommen, lässt Reinhard sich augenblicklich mit Canaris verbinden. Er berichtet ihm von dem nächtlichen Liebeserlebnis seines der »deutschen Sprache unkundigen »Spitzels« und meint, Canaris möge derartige Kindereien in Zukunft unterlassen. Ich habe die Art, wie Reinhard die Sache anpackte, sehr bewundert. Er liebte Ränkespiele nicht, sondern wollte immer klare Entscheidungen und klare Handlungen.

Im Hause Canaris hat es stets Dackel gegeben, die Canaris dem Gerede zufolge mehr als Frau und Kinder geliebt haben soll. Wer ihn genauer kannte, wusste jedoch, dass die Dackel für ihn immer nur Mittel zum Zweck waren. Wie die Engländer immer vom Wetter reden, wenn sie ein Gespräch einleiten oder eine Bekanntschaft machen wollen, so redete Canaris in solchen Situationen über Dackel. Was dem Engländer das Wetter, war für Canaris der Dackel. Mit Reinhard hat er nie über Dackel gesprochen. Die Triebfeder seines Handelns war nicht die Politik, nicht Pflichtbewusstsein oder sonst etwas, was Männer gewöhnlich als Leitbild ihres Tuns ansehen. Canaris war ganz einfach außergewöhnlich neugierig. In ihm steckte ein Urtrieb, alles erforschen, alles erspähen zu wollen, und darum wollte

er auch immer alles selbst tun. Nicht die Skepsis, dass ein anderer es womöglich nicht gut genug machen könnte, trieb ihn an, sondern die Neugier, die Spannung, das Erlebnis. Und so ist denn auch nach meiner Ansicht nicht verwunderlich, dass Ränkespiele hinter seinem Rücken aufkeimten, von denen er nicht immer eine Ahnung hatte und – über die er eines Tages selber fallen sollte.

Eines Tages erlebe ich durch eine seiner Töchter, dass ich ihn durchschaut haben muss. Sie ist am Nachmittag zu uns gekommen und hat uns ausgerichtet, Vater und Mutter ließen bitten, sie zu besuchen. Ausnahmsweise ist Reinhard im Hause. Er ist im Obergeschoß und zieht sich um. Ich bitte die etwa 13 Jahre alte Canaris-Tochter, in Reinhards Zimmer zu warten. Dann gehe ich nach oben und spreche mit Reinhard. Danach komme ich wieder ins Erdgeschoß zurück. Da zwischen Reinhards Zimmer und dem Esszimmer nur eine dicke Portiere angebracht worden ist, die meistens halb offen steht, kann man sehen und hören, was jeweils im anderen Zimmer geschieht. Als ich nun, verdeckt durch die Portiere, durch das Esszimmer gehe, entdecke ich, dass das Canaris-Pflänzchen die Schreibtischschublade meines Mannes durchstöbert ... So etwas nennt man, glaube ich, Vererbung. Ich verhalte mich ruhig und warte den weiteren Hergang ab. Als Reinhard plötzlich das Zimmer durch die andere Tür betritt, gelingt es dem Mädchen nicht, die Schublade schnell genug zu schließen. Reinhard tritt hinzu, schließt ganz ruhig das Fach und meint so nebenbei: »Du, das tut man nicht!«. Es ist kein Wort mehr darüber gefallen. Viel später hat Reinhard mir gesagt, dass er mit Frau Canaris darüber gesprochen habe, mehr aus Erziehungsgründen. Die Canaris-Kinder galten in der Schule als schwer erziehbar.

Reinhard hatte keine Freunde. Kein Mann kann sagen, er sei Heydrichs Freund gewesen. Er wollte keine Freunde. Er glaubte, keine Freundschaften schließen zu dürfen. Ich bedauerte dies sehr; denn wie viel Freude geht verloren, wenn man allein sein

muss. Und wie einsam kann ein Mensch werden, wenn er keine Freunde hat. Wahrscheinlich war er durch persönliche Erlebnisse vorprogrammiert. Die Entlassung aus der Marine, bei der seine Kameraden so energisch mitgewirkt haben und das Erlebnis mit Ernst Röhm, dem er sich so zugeneigt fühlte, dass er ihn zum Paten seines Sohnes machte, um dann später einem dienstlichen Befehl gehorchend, auf der Seite des Führers zu stehen, haben sicher ihr Teil dazu beigetragen. Ich glaube, diese Erfahrungen haben in ihm die Erkenntnis reifen lassen, dass es in seinem so negativen Beruf einfach keine Freundschaft geben durfte. Er ging so weit, dass er sich eines Tages bei Himmler melden ließ und ihn in einer sehr persönlichen Aussprache bat, ihm niemals das vertraute Du anzubieten. Nicht, dass er fürchtete, Himmler könnte es missbrauchen; er hegte vielmehr die Befürchtung, dass er bei all' den vielen Dingen, die Himmler in seiner üppigen Phantasie plante, ihm als »Duzfreund« nicht mit dem überzeugenden Nachdruck widersprechen könnte, falls es nötig wäre. Immer hat Himmler sich von der Weltfremdheit seiner Pläne durch Reinhards klare Logik überzeugen lassen müssen. Stets kapitulierte er mit dem Satz: »Ach Heydrich, Sie mit Ihrer verdammten Logik.«

Wir haben oft und lange darüber gesprochen. Auch ich habe dabei von meiner Vereinsamung gesprochen. Einmal hat er meinen Kopf in seine Hände genommen, mich angesehen und gesagt: »Brauchen wir überhaupt Freunde? Du bist doch mein bester Freund! Wir brauchen nicht zu teilen, mit niemandem. Machen wir weiter wie bisher!« Seitdem fühlte ich mich viel freier. Das Alleinsein hat einen besonderen Sinn und Inhalt bekommen. Von da an lebte ich mein Leben mit den Gedanken, Wünschen und Träumen meines Mannes.

Rein äußerlich geht unser Leben gleichbleibend weiter. Reinhard steht ziemlich früh auf und lässt sich rasieren. Pünktlich kommt jeden Morgen ein Friseur zu uns, den ich nicht leiden kann. Während der Rasur liest Reinhard Zeitung. Dann früh-

*Reinhard Heydrich mit Canaris in einer Besprechung*

*Besuch von Admiral Canaris auf dem Hradschin*

stücken wir zusammen. Pünktlich um acht Uhr ist Reinhard Heydrich stets im Amt. Sein erster Weg führt in die Turnhalle seines Amtes, wo Dr. Hoops, sein Fechtlehrer, bereits auf ihn wartet. Täglich absolviert er einige Waffengänge auf der Matte. Seit seiner Schulzeit ist der Fechtsaal sozusagen seine zweite Heimat gewesen; er ficht Degen und Säbel. Sein Ziel, Deutscher Meister zu werden, hat er in der Mannschaft erreicht. Ihn hat nicht gereizt, den Titel zu verteidigen und zu behalten. Es war ihm seitdem mehr ein Vergnügen, eine Bestätigung, auch körperlich fit zu sein. Das primäre Interesse am Fechtsport erlosch und wurde durch ein Routinefechten zur Erhaltung der Spannkraft abgelöst.

## Reinhards Liebe zur Fliegerei

Als die Polizei im Jahre 1936 unter die zentrale Führung Himmlers gestellt wird und Reinhards Befugnisse sich damit über das gesamte Reichsgebiet erstrecken, erhält er für seine Dienstreisen ein viersitziges Flugzeug. Kapitän Leopold ist sein Pilot. Reinhard und er hecken einen Plan aus. Reinhard soll fliegen lernen. Ich erfahre es erst, als bereits alles »läuft«. Sehr lange können wir einander nichts verheimlichen. Jetzt wird eine Stunde früher aufgestanden und in regelmäßigen Abständen geübt. Für die Kunstflugübungen bekommt Reinhard einen Doppeldecker. Damit kann er die tollsten Kapriolen fliegen, Loopings, Rollen und künstliches Trudeln üben – und natürlich auch auf dem Rücken fliegen lernen. Diese Ausbildungszeit benutzt Reinhard dazu, mich an Wochenenden im Sommer mit dem Flugzeug zu besuchen. Wir finden eine Wiese, auf der er nicht nur landen, sondern auch ein Häuschen errichten darf. Sehr bald beweist Reinhard mir, dass er rasch und viel gelernt hat. Wenn der Doppeldecker am Himmel rattert, weiß ich: Er kommt. Dann schaue ich hinauf und sehe Luftakrobatik, die mich immer wieder ängstigt. Bis die Maschine auf der Wiese landet, habe ich immer noch Zeit genug, die Bratkartoffeln aufzusetzen und den Tisch für »Krum und Milch«, ein altes Gericht von der Insel Fehmarn, vorzubereiten. Der Mann, der nun etwas geworden ist, ein Flugzeug besitzt, Macht hat, gefürchtet, gemieden und beneidet wird, liebt privat ein einfaches Leben: Bratkartoffeln, »Krum und Milch« – und das Fahrrad als Verkehrsmittel für den Weg zu den Verwandten.

»Flieg' doch einmal mit. Ich habe einen zweiten Sitz in der Schulmaschine, einen für den Lehrer – und einen für den Schüler«, sagt Reinhard, nachdem er mir seinen Flugschein gezeigt hat. Ich muss auf den Schülersitz klettern. Vorsichtshalber habe

ich einige Taschentücher eingesteckt. Ich kenne mich – und meinen Magen, und dann geht es aufwärts. Die Insel wird immer kleiner. Wir haben einen wunderbaren, sonnigen Tag. Als wir am Himmel kleben, ruft Reinhard mir zu: »Schau mal, dort unten ist Albertsdorf«, und ehe ich noch alles erfassen kann, sind wir schon darüber hinweg gehuscht. Der Sund, die nasse Unterbrechung zum Festland, liegt unten bereits schräg neben uns. Ich verliere jegliche Orientierung und suche nach meinen Taschentüchern ... Irgendwie hat alles dann ein Ende gefunden, und erst als es unter uns poltert und die Maschine wackelt, weiß ich: Die Erde hat uns wieder. Mein Bedarf an Luftfahrt ist gedeckt.

Reinhard, der dabei bleibt, steigt auf ein anderes Flugzeug um. Heimlich fährt er, wenn er Zeit hat, nach Staaken. Dort auf dem Militärflughafen in der Nähe von Berlin, übt er mit größeren Flugzeugen. Und eines Tages landet er in Werneuchen, einem Fliegerhorst für Jagdflieger. Immer mehr um die Verheimlichung seiner Tätigkeit bemüht, müssen Akten nach dort geschleppt werden. Sitzungen werden in primitiven Unterständen anberaumt. Für die Familie gibt es keine Sonntage mehr, und Überraschungen blieben mir niemals erspart.

Einmal, das Unternehmen »Barbarossa«, der Russlandfeldzug, ist angelaufen, kommt Reinhard verschmutzt, unrasiert und sehr verstört nach Hause. Er hat – an der Beresina – »heimlich« einen seiner ersten Feindeinsätze geflogen und ist dabei von den Russen abgeschossen worden. Hinter den Feindlinien gelandet, hat er sich zwei Tage und zwei Nächte verborgen und ist im Fußmarsch wieder zu den deutschen Einheiten gelangt. »Mein Gott«, denke ich, »wenn Himmler das erfährt – oder gar Hitler ...«. Doch niemand erfährt es. Was wäre das für ein Fressen für die Russen gewesen, über Nacht verbreiten zu können: »Wir haben Reinhard Heydrich« – vom Himmel heruntergeholt.

Es vergehen Monate. Plötzlich höre ich von Reinhard: »Ich fliege mit der Me-109 einen Einsatz am Kanal«. Er hat alles abgesichert. Niemand soll etwas erfahren. Und während er am Ka-

nal »sitzt«, seine Flüge absolviert, entschließt Rudolf Hess sich, nach England zu starten. Hess ist ein guter und erfahrener Pilot. Er kommt ungehindert nach England und springt dort mit dem Fallschirm ab. Reinhard, zu dessen Aufgaben natürlich auch die Aufklärung dieses Falles gehört, erfährt von diesem Hess-Coup, während er am Kanal »residiert« und die Me-109 ebenfalls gen England steuert. Eine heikle Situation. Die Suchaktionen bleiben erfolglos. Hess ist weg. Auch Heydrich und sein Apparat haben ihn nicht zurückbringen können.

In Norwegen lässt Reinhard sich als Erkundungsflieger einsetzen. Er wird zum Major befördert. Mag sein, dass Vor- oder Nachteile bei ihm im Spiele waren, weil er die Kriegsfliegerei unter Geheimhaltung seiner eigentlichen beruflichen Tätigkeit vollzog. Den Willen, sein Leben nicht zu schonen, kann ihm niemand absprechen. In Norwegen hat er besonderes Pech. Bei einer ganz gewöhnlichen Landung mit einer Me-109 überfliegt er eine zerschossene Maschine, macht »Bruch« und handelt sich einen Armbruch ein. Mit Mull und Gips hat er wenige Tage danach wieder den Dienst in der Prinz-Albrecht-Straße angetreten und sich einen gehörigen Rüffel eingehandelt. Das ist das Ende seiner Fliegerkarriere.

*Reinhard Heydrich in Fliegeruniform*

*Reinhard Heydrich mit Fliegerkameraden*

*Reinhard Heydrich vor der Ju-52*

## Die Zusammenfassung der deutschen Polizei

Im Sommer 1936, nach handfesten Querelen um die Zusammenfassung der deutschen Polizei, die bis dahin den Ländern unterstanden hat, wird die gesamte Polizei Heinrich Himmler unterstellt. Nicht nur Hitler verspricht sich dadurch größere Erfolge als bisher. Dies gilt besonders für die Kriminalpolizei und für die politische Polizei. Der SS-Gruppenführer Kurt Daluege wird Chef der Ordnungspolizei, zu der auch die ländliche Gendarmerie gehört. Reinhard erhält die Staatspolizei und die Kriminalpolizei. Darüber hinaus bleibt er Chef des SD. Da die politische Polizei und der SD von Reinhard bereits seit 1933 geführt und nach seinen Ideen ausgerichtet worden ist, braucht er sich im Grunde nur der neu hinzugekommenen Kriminalpolizei zu widmen. Zu ihrem Leiter wird der SS-Gruppenführer Arthur Nebe eingesetzt, der den Titel »Reichskriminaldirektor« erhält.

Nebe verfügt über ein ausgefeiltes Sachwissen. Er führt Reinhard in den ihm naturgemäß nicht hinreichend bekannten Sektor der Polizei ein. Reinhard gelangt rasch zu der Überzeugung, dass die Kriminalpolizei, bislang von Beamten nach traditionellen Leitsätzen geführt, sich mehr nach Erfahrungen als nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung richtet. Er glaubt, dass sich eine moderne Kriminalistik der Möglichkeiten moderner Praktiken und wissenschaftlicher Erkenntnisse bedienen müsse. Das hat Konsequenzen. Laboratorien, die sich der Chemie bedienen und alle verfügbaren Methoden der Nachrichtenübermittlung heranziehen, werden von nun an in Anspruch genommen. Für Schulungszwecke, aber auch für ein Archiv, wird das »Reichskriminalmuseum« gegründet. Aus aller Welt kommen Fachleute, die sich informieren und Erfahrungen austauschen wollen. Das Deutsche Reich hat nun, davon sind wir über-

zeugt, die am modernsten ausgestattete Kriminalpolizei der Welt. Sie bietet allen Interessenten die Möglichkeit, sich ihrer Apparatur und ihrer Erkenntnisse zu bedienen und eigene Organisationen entsprechend zu modernisieren.

Als nach 1945 die Nachricht verbreitet wurde, dass Ilse Koch, die Frau eines Konzentrationslagerkommandanten, Lampenschirme aus Menschenhaut in ihrem Hause gehabt habe, dachte ich an eine Geschichte, die Reinhard mir einmal erzählt hatte. Die Banden, die früher gemeinsam Verbrechen begingen, hatten an bestimmten Orten ihre »Zinken« hinterlassen, die nur der »Fachwelt« bekannt waren. Mitglieder der Banden ließen sich ihr »Bandenzeichen« sogar an nicht sichtbaren Körperteilen eintätowieren. Wurde ein Bandenmitglied gefasst, kam es irgendwie zu Tode, teils durch Gerichtsurteil, teils bei der Ergreifung oder aber auch durch Kämpfe innerhalb rivalisierender Banden, schnitt die Kriminalpolizei die Tätowierung aus der Haut heraus, präparierte sie und spannte sie in einen Rahmen. Im Kriminalmuseum wurden diese Menschenhäute vor eine Lampe montiert, so dass die Tätowierung deutlich sichtbar wurde. Ausländische Fachleute, auch das hatte ich von Reinhard erfahren, interessierten sich besonders für diese Art von »Beleuchtung«, da die Bandenzeichen auch für sie von Interesse waren.

Für die gesamte Kriminalpolizei, die eine hohe Erfolgsquote aufweisen kann, bleibt die Anerkennung nicht aus. Es wird eine internationale Kriminalkommission gebildet. Ihr Leiter heißt Reinhard Heydrich. Interpol ist ins Leben gerufen. Im Herbst 1939 soll in Berlin die erste Tagung dieser Kommission stattfinden. Auch ich, die Frau Heydrichs, und das ist ein Novum in der deutschen Diplomatie, habe einen Auftrag in diesem Rahmen zu erfüllen. Außerhalb des Reiches war üblich, dass auch die Ehefrauen der Männer des öffentlichen Lebens, sozusagen als liebliche Dekoration, an Veranstaltungen teilnehmen. Sie begleiteten ihre Männer auf offiziellen Reisen, erhielten offiziell Spesen und waren sozusagen diplomatisch eingeplant. Das alles

kannten wir, soweit es meine Kreise und meinen Status betraf, nicht. Als Reinhard es für erforderlich hielt, dem internationalen Brauchtum Rechnung zu tragen und mich mit der Wahrnehmung und Betreuung der mitanreisenden Damen zu verpflichten, war kein entsprechender Etat vorhanden. Im August 1939, unmittelbar vor Kriegsbeginn, wurde ich von Fehmarn nach Berlin gebeten, wo ich mit einer versierten Kriminalrätin den gesamten Veranstaltungsplan durchsprach. Mir hat diese Planung sehr viel Freude bereitet, zumal ich hoffte, auf die Weise im Ausland zeigen zu können, dass die Deutschen nicht immer mit dem Messer im Mund herumlaufen – und nicht immer mit grimmigem Antlitz ihrem Dasein frönen.

Aus dieser geplanten Zusammenkunft ist nichts geworden. Der Krieg kam dazwischen. Für mich war das nachträglich ein absoluter Beweis dafür, dass mein Mann nicht in die Vorbereitung des Krieges eingeweiht worden ist. Er hat, davon bin ich auch noch heute überzeugt, überhaupt keine Ahnung davon gehabt. Man kann Untergebene und Bekannte, Institute und Behörden täuschen, nicht aber die eigene Frau, die auf ihren Mann absolut eingeschworen ist.

Während des Ausbaus des Kriminalmuseums in Berlin haben sich fast alle Kriminalinstitute der Welt für die neue Institution interessiert und ihre Experten nach dort geschickt. Gleichzeitig hat sich das Ausland aber auch für die gesamte Organisation interessiert und unter dem Vorwand, kriminalistische Interessen zu befriedigen, auch andere Personen mobil gemacht. Eine bessere Möglichkeit, die Nase in die Machenschaften der Diplomatie der Gestapo, des SD und der Abwehr zu stecken, schien sich dem Ausland zu der Zeit kaum zu bieten. Seine »Dienste« konnten sich unverfänglich Einblicke und Erkenntnisse über die Organisation der Polizei und Abwehr verschaffen, ohne gleich als Agenten verdächtigt zu werden. Und so kamen sie denn auch. Unter dem Deckmantel, sich für Kriminalistik zu interessieren, erschienen die sonderbarsten Typen. An den Abenden wurden

die echten und unechten Kommissionen in das Nachtleben von Berlin eingeführt. Anfangs stellten sich Junggesellen zur Führung und Begleitung zur Verfügung. Kostenlos Berlin bei Nacht zu erleben, war für viele eine Sache, die ihren Reiz hatte. Die Begierde, die »Exoten« ausführen zu dürfen, erlahmte jedoch bald, da die »Fremdenführer« anderntags stets ihre Arbeiten pünktlich zu leisten hatten.

Wer auf die Idee gekommen ist, einen »Salon Kitty« aufzumachen, weiß ich nicht. Ich vermute, dass es Walter Schellenberg war. Es wurde ein Etablissement auf höchster Ebene für Diplomaten eingerichtet und die Elite der Berliner Damen des leichten Gewerbes aufgeboten. Bei gelegentlichem Geldausfall erhielten sie ihr Honorar aus der Staatskasse. Eine Nachrichtenzentrale entstand, die mit traditionellen, bürgerlichen Mitteln gar nicht hätte aufgebaut werden können. Auch hier ist modernste Technik angewandt worden – in den Wänden und Möbeln.

## Dienst und Familie – Ein Spannungsfeld

Von einem Familienleben kann bald (schon vor Beginn des Krieges) keine Rede mehr sein. Die Erziehung der Kinder, die Verbindung zu den Eltern und Geschwistern, ja selbst die wenigen Einladungen, die wir geben, alles das muss ich allein bewältigen und verantworten. Und dann beginne ich Reinhard Vorwürfe zu machen und ihn zu bedrängen, doch wenigstens übers Wochenende bei uns zu sein, bei der Familie. Das geht eine Weile gut. Doch bald gibt es Ausreden aller Art, und Reinhard nennt immer wieder Gründe, die das Zusammensein unmöglich machen.

Eines Tages stehe ich zwangsläufig vor der Frage ob es lohne, durch mein Verhalten die Ehe aufs Spiel zu setzen. Doch zur immer nur wartenden Hausfrau habe ich kein Talent. Es muckt und rumort in mir ... Ein Zufall kommt mir plötzlich zu Hilfe. In Reinhards Amt gibt es einen jungen Assessor, Walter Schellenberg. Er hat soeben geheiratet und kommt mit seiner Frau nicht zurecht. Er vertraut sich mir an und bittet mich, ihm zu helfen. Ich möge doch, so drückt er sich aus, seiner Frau »den Kopf zurechtsetzen«. Ich bin gern dazu bereit und lade Frau Schellenberg ein, mit mir zu unserer Jagdhütte zu fahren. Im Wald, bei einem Spaziergang, wird sie, wie ich hoffe, sich alles von der Seele reden können. Sie, eine ehemalige Schneiderin, ist viel älter als ihr Mann, dem sie – im Hinblick auf eine spätere Ehe – das Studium finanziert hat. Inzwischen haben beide jedoch einen Wandlungsprozess durchgemacht; nun stimmt es vorn und hinten nicht mehr. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen. Ich soll also schlichten. Ich versuche Frau Schellenberg klarzumachen, dass Großzügigkeit die einzige Möglichkeit sei, diesen Anpassungsprozess zu bewältigen. Den Ehemann bitte ich einige Tage später zu mir und berichte ihm von der Unterhal-

tung von »Frau zu Frau«. Dabei erfahre ich, dass das größte Verständigungshindernis die ungewöhnliche Eifersucht der älteren Frau darstellt ... Eifersucht? Bei mir fällt der Groschen. Reinhard ist ebenfalls sehr eifersüchtig. Damit müsste ich etwas beginnen können, und ich beschließe, den in Ehenot befindlichen Schellenberg »zwecks Regulierung seiner Ehe« häufiger – und betont ostentativ einzuladen.

Schellenbergs Ehe war nicht mehr zu retten, unsere dagegen überlebte und wurde wieder gut. Als Frau Schellenberg ihrem Mann eines Tages beim Betreten der Wohnung Salzsäure ins Gesicht spritzt, ist das Ende da. Die Ehe wird geschieden. Bei uns ist die Familie, für Reinhard lange nur so etwas wie ein »Refugium«, wieder zu einem fest umrissenen Bestandteil des gemeinsamen Lebens geworden. Am Sonnabendmittag (Reinhard arbeitete an Wochenenden mindestens bis zwölf Uhr mittags im Amt) kommt seitdem immer zuerst die »Vorhut« des Gestapo-Chefs mit riesigen Aktenbündeln und dickleibigen Taschen, und dann erscheint auch Reinhard selbst – und ist Familienvater. Zusammen mit den Kindern wird gegessen. Zwischendurch fällt jetzt stets auch eine Spielstunde für Vater und Söhne ab. Erst jetzt bekommt Reinhard ein »normales« Verhältnis zu unseren Söhnen, und erst jetzt erkennt er auch die Schwierigkeiten, die er bis dahin mir allein zur Lösung überlassen hat. Doch ich erlebe noch einmal einen ganz anderen Vater Heydrich. Es ist, nachdem am Ostersonntag 1939 unsere Tochter Silke zur Welt gekommen ist. Reinhard hatte sich immer nur Söhne gewünscht. Vielleicht hat er durch sie eine Unterstützung seiner männlichen Autorität erhofft. Es mögen unterschwellig auch alte Sippenvorstellungen im Spiele gewesen sein. Als jedoch diese Tochter, für uns eine »Sonderausführung von Baby«, zur Welt kommt, kenne ich meinen Mann gar nicht wieder. Er schleppt sie mit sich herum, gibt ihr später, als es so weit ist, selbst die Flasche und zeigt sie mit überquellender Bewunderung jedem, ob er sie sehen will oder nicht. Keiner kann sich dem entziehen, und jeder muss Be-

wunderungsworte suchen, um den stolzen Vater einigermaßen zufriedenzustellen. Manchmal habe ich das Gefühl, dass diese Tochter ein Auslösungsmoment für Reinhard gewesen ist, der in der Familie nun ganz bewusst das Glück und die Erfüllung sucht, die ihm sein Beruf nicht geben kann. In dem menschlich naturgegebenen Ablauf findet er nun mehr Wahrheit als in Thesen und politisch-weltanschaulichen Vorstellungen. Er fängt an, daran zu glauben, dass die Familie die einzig natürliche Bindung des Menschen ist. Und als er 1942 stirbt, sagt er nicht, dass ich sein Erbe verwalten oder für ihn eintreten solle, sondern: »Geh' zurück nach Fehmarn« (kehre in den Schoß der Familie zurück).

In der Zeit vor der Geburt der Tochter, nach dem Schellenberg-Theater, habe ich Reinhard geraten, ein gewisses Maß an privaten Kontakten zu seinen Untergebenen als unbedingt notwendig zu pflegen. Unser Haus reicht – nach meiner Ansicht – dafür aus. Als Ergänzung, so schlage ich vor, werde ich mich der Frauen annehmen, die wie ich, ein einsames Leben führen müssen. Reinhard ist einverstanden.

## Sport als Ausgleich

Ich gründe einen Turnverein. Reinhard stellt spontan sowohl eine Halle als auch einen Sportlehrer seines Amtes zur Verfügung, in dem Sport infolge einer seiner Anweisungen längst dienstliche Pflicht ist. Zuerst kommen die Frauen zögernd – und eigentlich nur, weil sie meinen, sie könnten sich diesem »Angebot« nicht entziehen. Alle sind verlegen, steif und unsicher. Hartnagel, der Sportlehrer, muss seine ganze Kraft aufbieten, um die Damen »aufzulockern«. Nach der Sportstunde gehe ich zum Duschraum und fordere die Frauen auf, es ebenfalls zu tun. Es gab keine Kabinen. Die rund 30 Duschen waren durch Rohrleitung verbunden. Keine der Damen rührte sich. So, als täte ich es täglich vor aller Augen, streifte ich meine Turnkleidung ab, ging nackt auf eine Dusche zu und zog die Schnur. Ich blieb allein. Niemand wagte zunächst, mir zu folgen. Doch plötzlich stand eine kleine Berlinerin neben mir. »Ach watt, dett kann ick och«, berlinerte sie – und der Bann war gebrochen. Acht dieser Frauen haben erfolgreich die Prüfungen für das goldene, zwanzig für das silberne Sportabzeichen absolviert. So habe ich versucht, ein »gesellschaftliches Problem« zu lösen. Natürlich ist alles das nicht ohne Gerede vor sich gegangen. Man hat mir nicht nur Geltungssucht, sondern auch schlimmeres vorgeworfen.

Bei den Sportabzeichen der »Gestapo-Frauen« bleibt es nicht. Im Verein haben wir eine ehemalige Tänzerin, die Frau eines Beamten, die uns den Vorschlag unterbreitet, uns tanzen zu lehren. Alles ist begeistert. Sie sucht sich zunächst geeignete Frauen aus. Dass ich dabei war, muss nicht unbedingt für meine körperliche Eignung gesprochen haben. Wir versteigen uns bald darauf, einen großen Kameradschaftsabend zu veranstalten. Die Ehefrauen, Bräute und Freundinnen der Männer der Gehei-

men Staatspolizei und des SD geben sich die Ehre, ihre Männer und Freunde zu einem geselligen Abend in die Berliner Kroll-Oper einzuladen. Die Gestaltung des Abends haben die Frauen übernommen. Ich fahre nach Fehmarn und organisiere dort eine Folkloregruppe von 15 oder 20 Mädchen. Sie singen alte, plattdeutsche Lieder und zeigen Tänze, die halb vergessen sind. Zum Dank wird ihnen Berlin »zu Füßen gelegt«. Wir produzieren uns als Revuegirls und tanzen Cancan. Noch heute sehe ich mich im »Froufrou« mit schwarzen Strümpfen und hohen Lackstiefeln. Die Männer, Beamte der Gestapo und des Sicherheitsdienstes, produzieren sich ebenfalls ganz besonders. Sie sind unter sich – und sehen ihren hohen Chef.

Der Sport als gesellschaftliches Bindeglied hat für mich einen besonderen Reiz gehabt. Ich ging mit Reinhard mit, kam mit Leuten zusammen, die nicht nur im Rahmen des Himmler-Imperiums maßgeblich fungierten und mir als Frau des Gestapo-Chefs so eine besondere Abwechslung boten. So kam ich beispielsweise auch zur Reiterei, und sie begann im Kreise der Ärzte Ferdinand Sauerbruch und Max de Crinis und dessen Frau Lilli, die neben Reinhard und Walter Schellenberg im Reitstall des ehemaligen Kavallerie-Hauptmanns Rose in Berlin ritten. Kein Mensch, der auf Reputation hielt, hätte hier ein Pferd bestiegen. Die Stallungen waren krumm und schief, die Türen hingen in den Angeln und das »Büro« konnte nur über eine wacklige Stiege erreicht werden. Der Reitstallbesitzer und seine Pferde hatten gemeinsame Eigenschaften: alt, treu und absolut zuverlässig. Rose war zudem fast blind; in jeder Hinsicht ging es ihm schlecht. Aber niemals zeigte er seine inneren und äußeren Gebrechen. Immer war er der verbindliche Kavallerist und Kavalier der alten Schule. Da ich am Beginn keine Ahnung von diesem Sport hatte, bekam ich ein Pferd, das wie für den Zirkus dressiert war. Es kümmerte sich überhaupt nicht um mich, absolvierte auftragsgemäß sein Programm, und so habe ich das Reiten von diesem Pferd gelernt. Der Grazer Apothekersohn

de Crinis, der sich betont großdeutsch gab, hatte nie die Absicht, reiten zu lernen. Für ihn war das Pferd ein reines Transportmittel, mit dessen Hilfe er am Sonntagmorgen ohne eigene Mühe als »Herrenreiter« durch den Grunewald streifen konnte. Wenn dann die abgegrenzte Galoppstrecke vor uns lag und auch sein Pferd vorschriftsmäßig angaloppierte, war ihm dies immer sehr lästig. Reinhard entwickelte auch hier sehr viel Ehrgeiz. Da er der einzige war, auf den die Bezeichnung »Reiter« zutraf, machte er immer Extratouren. Schellenberg war – wie ich – ein Neuling. Lilli de Crinis bekam, ihrer zierlichen Figur entsprechend, stets das kleinste Pferd des Stalles, das sich der »Allgemeinheit« anpasste.

Ferdinand Sauerbruch, der mir anlässlich einer großen Einladung vor aller Augen spontan einen Kuss auf den Mund gab, besaß fünf Pferde, von denen einige infolge der »Reitkunst« ihres Besitzers meistens lahmten. In den Monaten, in denen ich dort ritt, habe ich nur von zerschundenen Pferden gehört. Sauerbruch entwickelte beim Reiten – oder was er dafür hielt – ein ungeheures Temperament. Für ihn gab es nur die Gangart Galopp, besonders in unbekannten Gegenden. Erich Brandstätter, der bei ihm als Assistenzarzt arbeitete, bevor er als Dozent nach Prag ging, antwortete mir damals auf die Frage, ob er sich freiwillig von seinem Chef operieren lassen würde: »Um Gotteswillen nie, niemals«. Meinen Wissensdurst löschte er mit der Ergänzung: »Weißt Du, der Ferdinand ist ein Genialer, einmal operiert er wie ein Gott und einmal wie eine Sau, und den Tag möcht' ich nicht gern erwischen«.

Zusammengehalten hat unsere seltsame Schar eigentlich nur das Sektfrühstück, das Lilli de Crinis stets anschließend in ihrem Haus in Wannsee bereitete. Oft hatte sie noch andere Gäste, meistens Künstler, zu diesem Frühstück eingeladen. Auch Herbert von Karajan haben wir dort getroffen. Einmal, als wir bei de Crinis eingeladen waren, war Sauerbruch mein Tischherr, Reinhard saß neben Frau Sauerbruch, der zweiten Frau des Chirurgen, die als Ärztin auch an der Charité arbeitete. Über sie kann

ich nur wenig sagen. Meine Cousine Hilde Krantz dagegen, die seinerzeit in der Charité als Assistentin tätig war, kannte Frau Sauerbruch recht gut. Als ich sie einmal fragte, wie Frau Sauerbruch denn so eigentlich sei, meinte sie, das könne sie mir nicht so genau sagen; denn eigentlich spräche sie nicht viel über Anatomie, sondern meist nur über Aktien. Max de Crinis und Ferdinand Sauerbruch sah ich im Februar 1945 zum letzten Male. Beide nahmen dienstlich an einer Tagung des Roten Kreuzes in Prag teil, wo sie bei mir wohnten. Max de Crinis und seine Frau Lilli nahmen sich das Leben. Sauerbruch hat die Nachkriegszeit noch einige Jahre überlebt, nicht selten gedemütigt.

## Besuch bei der Familie Kaltenbrunner

Einige Wochen nach dem Anschluss Österreichs erreicht mich eine Einladung aus Linz. Frau Kaltenbrunner bittet mich, ihr Gast zu sein. Reinhard ist bereits einige Wochen in Wien, und so nehme ich diese Einladung mit großer Freude an. In Linz empfängt mich eine fröhliche, mit Charme und Schönheit ausgezeichnete Frau, die mich sogleich ins Haus ihrer Eltern führt. Mir ist, als führe man mich ins Mittelalter. Zumindest deuten die Häuser auf jene Zeit. Frau Kaltenbrunners Eltern sind Inhaber einer großen »Spezereienhandlung«. Sie haben das alte Haus in seiner ursprünglichen Art erhalten, und ich komme aus dem Staunen, aus dem Sich-wundern, aus dem Sich-freuen, nicht heraus. Wände hat das Haus, fast meterdick. Ein unbeschreiblicher Duft liegt in dem Gemäuer, nicht nur in der »Spezereienhandlung«, sondern auch auf den Treppenstiegen und überall. Er muss seit Jahrhunderten in den Wänden haften. Anders kann ich es mir nicht erklären. Hier, bei der Familie Kaltenbrunner, habe ich mich sofort wie zuhause gefühlt. Hier spürte ich nicht nur, hier sah ich echte Tradition, wirkliches Patriziertum.

Frau Kaltenbrunner und ich fahren gemeinsam zu unseren Männern nach Wien. Sie wohnen in getrennten Hotels, leben sozusagen von der Hand in den Mund. Reinhards Unterkunft, ich weiß nicht mehr, wie das Hotel hieß, gleicht einem Heerlager aus dem Dreißigjährigen Krieg. Alles ist Improvisation. In allem spürt man die Überrumpelung der Hotelleitung. Sie, die bislang auf die Betreuung ganz anders gearteter Gäste eingetrimmt ist, schwimmt sozusagen im Raum. Die Leute fuchteln mit den Armen, laufen herum und wissen schier nicht, wo ihnen der Kopf steht. Wir beschließen, mit unseren Männern am Abend ins Theater zu gehen. Es wird so etwas wie »Tirol, du mein lieb Heimat-

land« gespielt. Die Schauspieler agieren in Trachten. Einige jodeln. Alles ist irgendwie traurig. Tränen fließen sogar. Zum Schluss wird eine Hakenkreuzfahne auf die Bühne getragen. Alle erheben sich von den Plätzen, heben die Hände zum »deutschen Gruß« und singen das »Horst-Wessel-Lied«: »Die Fahne hoch. Die Reihen fest geschlossen. SA marschiert ...« Es ist zum Kotzen.

Ich finde, dass es nun Zeit ist, Reinhard zu überreden, nach Berlin zurückzukehren. Sollen die »Ostmärker« doch mit ihrem »Anschluss« nun alleine fertig werden ... Sie sind damit fertig geworden, und ich habe prächtige Menschen aus Graz und Umgebung kennengelernt.

An Ernst Kaltenbrunner, der im Oktober 1946 in Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher gehenkt wurde, habe ich keine gute Erinnerung. Er war dem äußeren Typ nach Reinhard verwandt, ein dinarischer Typ. Nur all das, was bei Reinhard ausgesprochen feingliedrig war, wirkte bei Kaltenbrunner, der in Linz Rechtsanwalt gewesen war, grob und ungeschlacht. Seine Hände waren Pranken, groß und breit, und sein Gesicht wies grobe Poren auf. Als ich abfahre, bringt Ernst Kaltenbrunner mich an die Bahn. Er macht mein Schlafabteil ausfindig und versucht mich beim Abschied an sich zu drücken. Ich weiche aus – und remple ungewollt einen anderen Schlafwagengast an. Es ist Hans Moser, der Schauspieler. Nuschelnd tastet er sich im Gang weiter ... Auch er ist betrunken.

Ernst Kaltenbrunner und dessen Frau habe ich nur noch einmal gesehen. Während eines vorübergehenden Aufenthalts in Berlin stattete das Ehepaar mir seinen Besuch ab. Ich hatte das Gefühl, dass sie mir gegenüber diesmal feindselig eingestellt seien. Irgendwelche Klatschereien mögen auch hier mitgespielt haben. Möglich ist allerdings auch, dass das Verhalten der engsten Mitarbeiter Reinhards zu Kaltenbrunner nicht gerade herzgewinnend gewesen ist.

## »Memmen« und »Hofschranzen«

Als Chef der Sicherheitspolizei und der Geheimen Staatspolizei hat Reinhard den Rang eines Staatssekretärs. Dennoch steht ihm kein Vortragsrecht bei Hitler zu. Himmler erhält von ihm jede Woche eine dicke Vortragsmappe. Nicht immer ist es Himmler möglich, Hitler die darin aufgezeichneten Vorgänge vorzutragen.

Oft wagt er auch nicht, sie vorzutragen; denn da sind manchmal Unterlagen dabei, die die euphorische Stimmungen trüben und den Österreicher Hitler beleidigen, wenn z. B. von Sabotageakten die Rede ist. Immer wieder kommt es vor, dass rasche Entscheidung heischende Ereignisse liegen bleiben und sich bei Reinhard schließlich langsam geradezu ein Komplex entwickelt. Er wirft allen Vortragenden vor, keinen Mut zu besitzen, sich nicht durchsetzen zu können und beschuldigt sie, Angst vor Hitler zu haben. Und wenn niemand es hört, wenn wir allein sind, spricht er verächtlich von »Memmen« und »Hofschranzen«. Aber auch Hitler treffen dann seine Vorwürfe. Er glaubt, auch Hitler wage nicht, hart durchzugreifen, auch er habe irgendwie Angst, womöglich Gefolgsleute zu verlieren. Er zeige insbesondere eine labile Haltung gegenüber den Gauleitern. Da mag einer noch so unfähig, noch so korrupt sein, Hitler hält ihn. Man spricht von »Nibelungentreue«. Dennoch hat Reinhard nie aufgehört, Machenschaften der Gauleiter oder korrupter Staatsbeamter aufzuzeichnen und die Ergebnisse seiner Feststellungen in Himmlers Vortragsmappe für den Führer zu legen.

Besonders empfindlich ist Hitler, wie Reinhard rasch feststellen muss, gegen Kritik an Vorkommnissen in seiner österreichischen Heimat. Dass Himmler Ernst Kaltenbrunner 1943 zu Reinhards Nachfolger machte, nur weil er aus Linz stammte, der österreichischen Lieblingsstadt Hitlers, ist durchaus möglich.

Mag sein, dass Kaltenbrunner, der die Materie nicht so wie Reinhard beherrschte, kein so harter Kritiker und Überzeugungsfanatiker wie Reinhard war – und daher leichter »eingeplant« werden konnte; sicher ist: Himmler hat es mit Kaltenbrunner sehr viel leichter als mit meinem Mann.

Die Stellung Reinhards erlaubt nicht, in unmittelbaren Kontakt zu Hitler zu treten. Die unmittelbaren Konfrontationen beschränken sich noch auf die alljährlichen offiziellen Massenempfänge in der Reichskanzlei und den »Führerbauten« in München. An zweien dieser Zusammenkünfte haben wir als Ehepaar Heydrich teilgenommen. Beim ersten Male geschah es in der Reichskanzlei. Hitler stand im Vestibül. Wir gingen auf ihn zu. Er reichte uns beide Hände und sagte spontan: »Welch ein schönes Paar. Ich bin sehr beeindruckt!« Reinhard schmunzelte. Dann wurden wir uns selbst überlassen. Wir fanden einen Tisch, an dem das Ehepaar Todt saß. Reinhard machte uns bekannt, und ehe ich mich versah, war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Es wurde ein sehr positiver und befriedigender Abend. Reinhard erzählte mir später vom Wirken und Können Todts. Zum ersten Male erlebte ich, dass er einen Menschen rückhaltlos anerkannte, sein Können, seine Zurückhaltung, seine Bescheidenheit. Dr. Fritz Todt war für ihn ganz und gar ein Mensch, wie er sich einen Nationalsozialisten vorstellte.

## Der tödliche Absturz von Fritz Todt, sein Nachfolger Speer

Anfang 1942 stürzte Todt mit dem Flugzeug tödlich ab. Er erhielt nach seinem Tode, für ihn geschaffen, den höchsten deutschen Orden. Reinhard folgte ihm ein halbes Jahr später. Nur Fritz Todt und Reinhard, die Adolf Hitler offenbar auf eine Stufe stellte, haben diesen Orden verliehen bekommen.

Albert Speer wird Fritz Todts Nachfolger. Reinhard hält diese Ernennung für die schwerste Fehlentscheidung Adolf Hitlers und zeichnet in einem Gespräch eine Entwicklung auf, die, wie ich meine, tatsächlich auch eingetreten ist. Hitler scheut Persönlichkeiten, die über ein exaktes Fachwissen verfügen und genügend innere Kraft besitzen, dieses Wissen, wenn es sein muss, auch gegen ihn selbst durchzusetzen. Speer gehört zu den »Obersalzbergern«, die täglich um Hitler herumagieren, immer bereit sind, »ja« und »Amen« zu sagen. Persönlich hatte Reinhard nichts gegen Speer einzuwenden. Der Architekt Speer jedoch, der noch nicht einmal einen eigenen Stil gefunden hatte, bevor Hitler ihn zu sich holte, schien ihm weder vom Wissen noch von der Härte her, die diese Schlüsselstellung erforderte, als Todt-Nachfolger geeignet. Reinhard erkannte an, dass Speer aus einer schaffensträchtigen Familie stammte und dass er, Albert Speer, charakterlich sauber war; aber das war für ihn auch alles, was er auf der Seite dieser Positivbilanz für Speer buchen zu können meinte.

Reinhard Heydrich erscheint Speer heute nicht erwähnenswert. Und das ist gut so; denn unmittelbare Kontakte zwischen Speer und Heydrich hat es – bis auf eine Ausnahme – nicht gegeben. Einmal ist Speer bei uns in Prag gewesen. Er hat sich die Stadt angesehen, und ich glaube, dass es damals auch irgendwel-

che Stadtpläne gegeben hat, die die Architektur Prags umwandeln sollten. Albert Speer zeichnet in seinen *Erinnerungen* ein Bild, nachdem Hitler so etwas wie einen menschlichen Sperrgürtel um sich errichtet habe, sozusagen eine vielschichtige, menschliche Abschirmmauer. Wir, Reinhard und ich, haben geglaubt, diese Abschirmmauer habe sich gebildet, um Hitler von der Außenwelt abzusondern, um jeweils selbst eine größtmögliche Macht zu entwickeln und behalten zu können. Nicht nur Martin Bormanns Verhalten bestätigte unsere Auffassung exemplarisch.

## Die Beziehung von Reinhard zu seiner unmittelbaren Umgebung

Ich habe Speers Buch nur gelesen, weil ich hoffte, eine Ausleuchtung Himmlers aus »oberster« Schau zu erleben. Mir ist unerklärlich, wieso Himmler am Gedächtnis von Speer sozusagen vorübergeglitten ist. Für uns ist Himmler immer unser schwerstes und größtes Problem gewesen. Im Gegensatz zu Speers Meinung habe ich Himmler als einen außerordentlich intelligenten, ungeheuer belesenen Mann kennengelernt, der das, was er gelesen hatte, unbedingt in die Wirklichkeit übersetzen wollte und dabei die Realität nicht nüchtern genug erkannte. Daher die Skurrilität. Wir haben über seine Hobbys mehr gelacht als sie gefürchtet. Nur hat es uns eben viel Mühe bereitet, sie ihm wieder auszureden. Wir sind mit zu den Exsternsteinen gewandert, haben die Irminsul von allen Seiten besehen und auch ohne Emotionen seine Theorien über heidnische Steine, Heldenhaine und dergleichen angehört. Das hat niemandem geschadet. Im Gegenteil! Er hat uns viele Denkanstöße gegeben; aber als eine gute »Stellenbesetzung« haben wir ihn nicht angesehen. Nach unserer Ansicht war Himmler, den wir ja nun wirklich gut kannten, der falsche Mann an dem ihm von Hitler zugewiesenen Platz. Er war weder Soldat noch Politiker, weder Sportler noch Organisator. Er war ein verhasster »Intellektueller«, und niemand erkannte dies besser als diejenigen, die mit ihm zusammenarbeiten mussten. Er, der uns viele sowohl brauchbare als auch unbrauchbare Denkanstöße gegeben hat und dank seiner Stellung in der Parteihierarchie durchaus auch nachgeben konnte, ist niemals der tatsächliche Führer der SS gewesen. Die SS hat ihn vor sich hergetragen, ihn beschützt, ihn unterstützt. Sie hat das Beste aus dem, was er zu bieten hatte, auch aus ihm gemacht. Die führen-

den Leute wie Reinhard sind nie seine blinden Gefolgsleute gewesen. Sie haben sich niemals das Heft aus der Hand nehmen lassen. Er war ja nicht einmal in der Lage, seinen Verantwortungsbereich und die sich in ihm vollziehenden Ereignisse denen gegenüber plausibel zu erklären, die infolge ihrer Positionen wussten, was vorging. So antwortete er mir, als ich ihn einmal fragte, was denn in den Konzentrationslagern geschehe, sie seien weitgehend zu Rüstungsbetrieben umfunktioniert worden.

Nach dem Polenfeldzug, als sich der Nachrichtendienst speziell auf den Westen konzentrierte, um in der Atempause zwischen den Kriegsphasen besondere Vorarbeiten zu leisten, schaltete Reinhard auch de Crinis ein. Er, Schellenberg und ein Mann, den ich, da er noch lebt, »Ch« nennen möchte, wurden beauftragt, mit den Briten Best und Stevenson ins Gespräch zu kommen, die als Leiter des englischen und des niederländischen Geheimdienstes fungierten. Unseren Leuten gelang es, mit den Engländern ins Gespräch zu kommen. Nach mehreren Treffs verabredeten sie sich in Venlo, nahe der Grenze. Ein SS-»Überfallkommando« hielt sich verborgen, und während de Crinis, Schellenberg und Ch im Wartesaal des Bahnhofs von Venlo mit Best und Stevenson zusammentrafen, wurde zugegriffen. Die leitenden Köpfe des englischen Nachrichtendienstes wurden »hopp genommen« und traten den Weg in die deutsche Kriegsgefangenschaft an. Max de Crinis, Walter Schellenberg und Ch erhielten im Westfeldzug als erste Deutsche das Eiserne Kreuz Erster Klasse. Dass dieser Feldzug so erfolgreich werden konnte und dass dabei so wenig Blut vergossen wurde, war diesen drei Männern und der Sorgfaltspflicht der geheimen Front zu verdanken. Nebenbei gesagt: beide Engländer kamen nach dem Kriege wieder wohlbehalten zu Hause an.

Zu den wenigen Menschen, die Reinhards uneingeschränkte Anerkennung fanden, gehörte Herbert Backe, der Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium. Im Ausland geboren und erst durch die russische Oktoberrevolution von der Krim zur

»Wanderschaft« gezwungen, hat er sich ein solides Maß an Wissen aneignen können und die Landwirtschaft »von der Pike auf« erlernt. Elend und Not, Begleiterscheinungen der bolschewistischen Revolution, waren ihm nicht fremd, als er sich für Hitler engagierte. Sein Chef wurde der Landwirtschaftsminister Richard Walther Darré, ein Freund Heinrich Himmlers.

Himmler und Darré haben der NSDAP den Rassemenschen und die Idee von »Blut und Boden« beschert. Beide glaubten, dass sie mit diesen Vorstellungen die Eitelkeit und das Selbstbewusstsein der ihnen anvertrauten Menschen zu willigen Gefolgsleuten umfunktionieren könnten. Und sie hatten Erfolg. Dass der »dümmste Bauer die größten Kartoffeln« habe, stimmte nicht mehr. Das Selbstbewusstsein der Bauern wurde gestärkt, unterstützt von der Vorstellung, von ausschlaggebender Wichtigkeit in diesem Land der Autarkie zu sein. Höfe mit Tradition wurden ausgezeichnet, Ahnenforschung betrieben und unterstützt, und es entstand so etwas wie ein »Adel aus Blut und Boden«. Dass diese Entwicklung große Gefahren in sich barg, dass daraus eine unerträgliche Überheblichkeit entstehen könnte und zum Teil auch entstand, wurde von den Initiatoren Himmler und Darré nicht erkannt.

Herbert Backe und Reinhard waren die unmittelbaren Untergebenen von Himmler und Darré. Sie waren stocknüchtern, durchforsteten ihre Arbeitsgebiete nach Leistung, Fähigkeit, Sachkunde und Lauterkeit des Charakters der Mitarbeiter.

Die Familie Backe ist in dieser Zeit die einzige Familie, zu der wir ein familiäres, fast freundschaftliches Verhältnis finden. Unsere Kinder spielen miteinander, und wir tauschen Kochrezepte aus, die uns ermöglichen, aus dem, was die Lebensmittelkarten während des Krieges hergeben, immer noch etwas zu machen. Backe lebt mit seiner Familie ausschließlich von Lebensmittelmarken, obwohl er neben seiner Tätigkeit als Staatssekretär auch noch eine preußische Domäne leitet. Für ihn ist dies nicht nur ein Aushängeschild, sondern auch ein ausgesprochenes Schutz-

schild. Auf diese Weise hat er sich das Recht zur Kritik erworben, von der er auch ausgiebig Gebrauch macht. Mein Gott, haben Reinhard und Backe geschimpft, karikiert und analysiert. Sie sahen die Schwächen des NS-Systems, der Menschen, und sie sahen auch die Grenzen Adolf Hitlers. Auch Backe hatte kein Vortragsrecht bei Hitler. Auch er war, wie Reinhard, auf seinen Chef angewiesen. Sowohl Himmler als auch Darré neigten zu Kompromissen. Ihre Staatssekretäre, die junge Generation, zu der auch Dr. Stuckart, der Staatssekretär im Innenministerium, gehörte, lehnten eine Politik der Kompromisse ab. Sie glaubten, dass jeder Kompromiss immer so etwas wie eine Feigheit vor der Entscheidung darstelle.

An einem Sonntag sind wir, wie man so sagt, »mit Kind und Kegel« bei Familie Backe zu Gast. Es bleibt nicht aus, dass die Männer fachsimpeln. Backe erzählt Reinhard dabei von der guten – nach der Wetterlage gar nicht erwarteten – Ernte, die das Problem der Volksernährung vom Tisch wischt. »Haben Sie es schon Goebbels mitgeteilt?« fragt Reinhard. Und Backe reagiert: »Um Gottes Willen. Ich denke nicht daran, der macht ja sofort das Dreifache daraus.« Das war für beide typisch, ihr beider »Geheimnis«. Sie ließen ihre Probleme und Erfolge nicht durch die Maschinerie der Propaganda laufen. Backe, im Kriege Nachfolger Darrés geworden, machte 1945 seinem Leben ein Ende, als er erkannte, dass auch das Wort der Sieger nichts wert war. Den einzigen »Vorteil«, den er vor seinen Amtskollegen hat, ist ein ordentlich gekennzeichnetes Grab. Backes Wirken hat vielen, sehr vielen Menschen das Leben erhalten. Er hat bis zuletzt vorgesorgt.

## Der Zwist um die Jagd von Parlow

Ein völlig unerwarteter Tiefschlag trifft uns, als Reinhard mitgeteilt wird, er habe die Jagdpachtung Parlow ab sofort an Hermann Göring abzutreten, den Reichsjägermeister. »Unser« Parlow, »unser« Winterasyl. Die Pachtung liegt direkt neben dem Forst Schorfheide, in dem Göring sich ein prunkvolles Jagdhaus gebaut hat. Er benutzt die Schorfheide als private Domäne und baut sie immer weiter und immer luxuriöser aus. Inzwischen ist sie ihm zu klein geworden. Wir haben unser Domizil gehegt und gepflegt, haben Pirschsteige und Wege angelegt, Hochsitze und Schirme gebaut, eine eifrige Hege und Pflege des Wildes betrieben. Im Jahr zuvor haben wir noch 38 Schwarzkittel, Frischlinge und Überläufer erlegt.

In der Schorfheide dagegen hat es in einem gleichgroßen Revier niemals einen derartigen Abschuss gegeben. Obwohl ich selbst (noch) nicht schoss, begleitete ich Reinhard stets auf die Pirsch. In Parlow hatten wir einen Heger, der eigentlich Zimmermann war und aus Liebe zum Waidwerk kurzerhand seinen Beruf gewechselt hatte. Uns nützte er nicht nur, weil er hervorragende Hochsitze zu zimmern verstand. Das neue Jagdgesetz schrieb jedoch exakte Kenntnisse zum Waidwerk, über Hege und Schusszeiten vor. Adolf Koeppen, so hieß unser Mann, hielt nicht viel von der Theorie. Uns wurde keine Extrawurst gebraten. Auch unser Heger-Zimmermann musste ein »Examen« ablegen und nunmehr Hilfsförster werden. Alleine kam er nicht damit zurecht. Und so bimsten wir Theorie, die Körperteile des Jagdhundes, die Unterteilung der Fährten und der Spuren, alles nach dem Lehrbuch. Er musste lernen. Ich hörte ihn ab, und »wir« bestanden »unser« Examen. Da ich dabei mitgelernt hatte, machten wir auch die Praxis gemeinsam. Bald durfte ich Gäste

führen, Spuren oder Fährten sichern, und im Winter fährte ich morgens regelmäßig alleine ab.

Mit einem Schlag, so durchfährt es mich, als ich von Görings Forderung höre, ist nun alles dies vorbei. Aber wohin mit uns? Wohin mit Koeppen? Er kann nicht gut in die »Masse« der Bediensteten der Schorfheide einrücken; seine Frau Mieken und er haben bisher eine viel zu individuelle Stellung bekleidet. Major Pomme, der Polizeiadjutant Reinhards, selbst ein passionierter Jäger, bietet sich an, für uns eine neue Jagd ausfindig zu machen, die nicht zu weit von Berlin entfernt sein soll. Er findet ein vakantes Revier. Der bisherige Pächter hat die Jagd wegen Verstoßes gegen das Jagdgesetz verloren. Unser neuer Jagdmittelpunkt ist Stolpshof, ein verlassenes Bauerngehöft mit einer Jagdhütte neben einem verfallenen Stall. Mit dem Haus hat sich so etwas wie ein Neoklassizismus – mit Freitreppe – auf das flache Land verirrt. Es ist offensichtlich ein Versuch, städtische Wohnvorstellungen aufs Land zu projizieren. Im Forst (bei Nauen), wo unsere neue Jagd liegt, gibt es Rehwild, insbesondere als Feldrehe auf den Rieselfeldern, Damwild im Forst, Rotwild nur als Durchzugswild. Sauen verirren sich nur vereinzelt zu uns. Im Frühjahr können wir im Sumpfgelände Schnepfen schießen und Hasen und Fasanen. Wir haben diese Jagd nur übernommen, weil Reinhard eine Möglichkeit brauchte, an Wochenenden der Enge der Großstadt zu entfliehen. Ein zweites Parlow war dies nicht. Ich erinnere mich noch genau an meinen Wutausbruch nach der ersten Besichtigung der neuen Jagd. »Göring, dieser Schuft, dieser Fettwanst, das vollgefressene Stück Mensch kann nicht genug erraffen, kann einfach seinen Rachen nicht voll genug bekommen. Er ist doch nichts weiter als ein schießwütiger Hund.« So tobte ich mich aus. Reinhard stand blass und stumm neben mir. Auch ihn hatte es bis ins Mark getroffen. Doch fand er noch Worte des Trostes und der Entschuldigung. »Das ist nicht Göring«, versuchte er sich selbst und mir etwas vorzumachen. Er fuhr fort: »Vielleicht weiß er gar nichts davon. Das ist bestimmt Körner«, sein Staatssekretär.

Ich bedrängte Reinhard nach dieser »Affäre«, mit Göring zu sprechen und zu versuchen, uns doch noch Parlow zu erhalten. Reinhard verspricht es. Was er erreicht, ist wenig. Göring verspricht eine Entschädigung für die »Verbesserung des Reviers«. Bis dahin bin ich stets zu den vorweihnachtlichen Einladungen Emmi Görings nach Karinhall gefahren. Nun nehme ich mir vor: »Dahin bringen mich keine zehn Pferde mehr!«

Meine augenblickliche Enttäuschung über Reinhard führt zu der Erkenntnis, dass er, wenn es um dienstliche Belange oder um andere Personen geht, zäh und zielstrebig ist und nicht locker lässt, bevor die Sache nicht zu dem von ihm angestrebten Ende gekommen ist, dass er sich jedoch grundsätzlich zurückhält und sich nur deutlich verhalten einsetzt, wenn es um eigene Dinge geht. Und so »wandern« wir also von Parlow nach Stolpshof. Ich glaube, wenn Reinhard gewusst hätte, welche Schwierigkeiten uns da erwarteten, Zimmerbrände und Reparaturen über Reparaturen, hätte er Göring Parlow vielleicht doch noch aus den Zähnen gerissen. Die uns von Göring »zugestandene« Entschädigung, die ich gern zur Abzahlung unserer Häuser verwendet hätte, muss restlos in die Jagd gesteckt werden. Doch damit ist es noch nicht getan. Zum Jagdgebiet gehören 20 Hektar Land. Nach dem nationalsozialistischen Erbhofgesetz darf jedoch eine Person, die nicht Bauer ist, nur bis zu sieben Hektar pachten oder kaufen. Bauer ist von uns niemand. Und so bleibt mir nur übrig, »Lehrling« bei einem Landwirt zu werden.

## Von der Hausfrau zum »Bauern«

Ich tue es. Der »deutsche Bauer« betreut und bewirtschaftet derweilen die 20 Hektar Land der Heydrich-Jagd. Es wird eine Intensivlehre, sie beschränkt sich ausschließlich auf die Belange, mit denen ich es auf diesem Territorium zu tun haben werde. Außer Hafer, Roggen und Steckrüben wuchsen auf dem Stolpshof nur noch Landsberger Gemenge und Lupinen. 1941, bevor Reinhard den Höhepunkt seiner Karriere erreicht, bestehe ich meine Prüfung als Bäuerin bei der Landesbauernkammer Brandenburg. Von nun an bin ich »Neubauer« und nach dem Gesetz unseres Staates berechtigt, mehr als sieben Hektar Land zu besitzen. Reinhards Stellung wog dabei – offiziell jedenfalls – gar nichts.

1940 war ich mit einem Lastwagen von Fehmarn nach Berlin gefahren. Meine Ausbildung zum Landwirt hatte Früchte getragen. Was der Garten geliefert hat, wurde nach Berlin mitgenommen: Kartoffeln, Steckrüben, Rote Beete und alles das, was sonst noch in ihm an essbaren Früchten gewachsen war. Darüber hinaus hatte ich Pilze gesammelt und konserviert und im Frühjahr auch noch Federvieh als zusätzliche Ernährungsgrundlage in mein Programm einbezogen. Meine Eltern hatten während meiner Kindheit ein Dienstmädchen, das später einen Siedler heiratete. In ihrer »guten Stube«, mitten unter rotem Plüsch, hatten die beiden eine Hühner-Brüterei installiert. Ich versuchte zeitlebens immer auszuschöpfen, was mir möglich und sinnvoll erschien. So auch hier. Und so war es denn auch nur zu selbstverständlich, dass ich damit begann, auch die zusätzliche Fleischversorgung in die eigenen Hände zu nehmen. Ich kaufte Hunderte Hähnchen und viele Gänse. Es waren so viele, dass ich selbst nachts von Hähnchen träumte. Ich

kaufte eine »Dosenverschlussmaschine«. Die Hähne wurden systematisch geschlachtet, gerupft und entbeint, der Fleischrest auf französische Art eingedost. In dieser Zeit entdeckte ich, dass ich mit schwierigen Situationen viel besser als mit dem sogenannten Wohlleben fertig wurde. Reinhard war über meine landwirtschaftliche »Invasion« entsetzt. Sofort meldete er Bedenken wegen der Kriegswirtschaft an, was wiederum mich entsetzte. Ich dachte: »Da müht man sich ab und tut alles, um die Familie satt zu bekommen und Gäste bewirten zu können – und erntet ausgerechnet von seinem Ehemann, der doch wissen muss, wie schwer das ist, Undank!« Reinhard hat strikt abgelehnt, sich um Sondermarken für repräsentative Zwecke zu bemühen, die er natürlich jederzeit bekommen hätte. Gelacht hat er, als ich ihm prophezeite: »Jetzt kaufe ich Ferkel und Färsen, damit wir auch Fleisch und Milch genug haben. Und wir bekamen von allem genug. Die 20 Hektar ackerbares Land, bislang nur für Wildäsung und Fütterung in Anspruch genommen, wurden nun kultiviert und zur Ernährung der Tiere, vor allem der Schweine und des Rindviehs, verwendet. Lange währte dieses »Glück« jedoch nicht. Alle Tiere fielen bald unter die Kriegsbewirtschaftung. Die Milch und die Schweine mussten abgeliefert werden. Was wir behalten durften, reichte gerade aus, das Hauswesen unseres Hegers zu versorgen. Unsere Hühner haben wir aus unerfindlichen Gründen nicht abzuliefern brauchen. Auch mit dem Wild ging es ganz gut. Das Ablieferungssoll war erträglich, und so konnten wir zu Weihnachten all denen, denen wir gewöhnlich etwas zu schenken pflegten, mit Wildbraten Festfreuden bereiten.

Weihnachten und Sylvester 1941 waren wir letztmals auf der Jagdpachtung Stolpshof. Reinhard und ich sind zur Mitternachtspirsch im Revier gewesen. Reinhard ist drei Monate in der Tschechoslowakei, in »Böhmen und Mähren«, und im neuen Jahr, 1942, werden wir mit der ganzen Familie auch nach dort ziehen. Für die Familie ist es ein Abschiednehmen von Stolpshof – und

vom bisherigen Leben, das sich nur um uns drehte, fernab jeder Öffentlichkeit. Das wird »drüben« nicht mehr sein. Dort muss ich ein anderes Leben beginnen. Das Rampenlicht der Öffentlichkeit wird unser Leben dort diktieren, für die Familie Heydrich ein neuer Lebensabschnitt beginnen. Einer hat so begonnen:

## Beginn des Krieges mit Polen

Eines Abends ruft Reinhard mich an und rät mir, am nächsten Tage das Radio ständig eingeschaltet zu lassen. Es sei sehr wichtig. Auf meine Frage, was denn morgen, am 1. September, so sehr wichtig sein werde, sagt er nur: »Morgen werden deutsche Truppen in Polen einmarschieren. Wir werden Krieg haben!« Krieg, frage ich mich und denke an meine Kindheitserlebnisse zur Zeit des Ersten Weltkrieges.

Wie war es damals, ganz am Anfang meines Lebens? Ich denke nach: da gab es Kaninchen, denen wir an den Straßen und Ackerrändern Futter suchen mussten; da waren »Specksucher«, Soldaten mit Säbeln, die die Heuhaufen der Bauern durchstachen und nach Speckseiten suchten. Und da waren auch Matrosen, die randalierend über die Insel herfielen und unser Obst aus dem Garten stahlen. Aber sonst? Unter Krieg konnte ich mir aus dem persönlichen Erleben nichts Besonderes vorstellen. Und dann höre ich am nächsten Tag vom Überfall auf den Sender Gleiwitz. Das Radio berichtet nur noch vom Krieg und von deutschen Siegen. Es wird Zeit, dass ich nach Berlin zurückkehre. Hier, auf Fehmarn, habe ich nur begriffen, dass es Lebensmittelkarten gibt und alles sonst eingeteilt ist. Irgendetwas vorbereitet habe ich nicht.

Mir ist dieser Krieg sozusagen aus heiterem Himmel »beschert« worden. Auch wir, die Heydrichs, sind auf die Marken angewiesen. Zu Beginn des Krieges reichen sie auch völlig aus. Da Deutschland autark regiert wird, empfinden wir keinerlei Mangel, obwohl lange schon keine Südfrüchte oder andere Erzeugnisse aus dem Ausland zu uns kommen. Uns beunruhigt etwas ganz anderes: wir haben von den Nöten gehört, von den untragbaren Quälereien an den Deutschen in Polen, und wir haben

den »Bromberger Blutsonntag« geschildert bekommen, Ereignisse, die nicht nur uns erregen. Und dann schmerzen die alten Stacheln im Fleisch der Nation ganz besonders wieder: die Trennung Ostpreußens vom Reich durch den Versailler Vertrag, die eingeschränkte Lebens- und Wirtschaftsfähigkeit der ostpreußischen Bevölkerung, die Behandlung der Westpreußen ... usw. usf. Viel hat sich im Laufe der Jahre angestaut.

Kriegsvorbereitungen, Verteidigung und Rüstung usw., sind Sache der Wehrmacht und deren Abwehr. Für Reinhard, der im Gegensatz zu Canaris zu der Zeit noch nicht das Recht zum Vortrag beim Führer hatte, ist der Ausbruch des Krieges überraschend gekommen. Er und seine Ämter müssen sich mit der Übernahme befohlener Aktionen zufriedengeben, die andere ungern ausführen – oder zu denen ihnen der Mut fehlt. Im Grunde hat sich auch im Kriege für Reinhard an der Art der Arbeit und der Ausführung nichts geändert. Wie schnell er mit diesem »Muss« des Krieges konfrontiert wird, ahnt er zunächst nicht. Als die deutsche Wehrmacht in schier atemlosem Tempo Polen überrennt, bleibt der polnischen Zivilbevölkerung kaum Zeit, fluchtartig aus der Kampflinie zu entkommen. Es entsteht ein unbeschreibliches Chaos. Die deutschen Truppen stoßen auf Zustände, die nicht nur aus der Überraschung resultieren. Insbesondere die ländlichen Bezirke sind der unmittelbaren Kriegseinwirkung schutzlos ausgesetzt. Auf dem flachen Lande befinden sich Klöster und Heilanstalten, die nahezu ausnahmslos von Nonnen geleitet werden. Sie haben in vielen Fällen ihre geisteskranken Schutzbefohlenen zurückgelassen, die sich nun, alleingelassen, hungernd und frierend über das geschlagene Land ergießen. Auf diese Elendsgestalten trifft die kämpfende deutsche Truppe, die den Befehl erhält, sie zu erschießen. Die Truppe kann für die Irren nicht sorgen. Caritative Einrichtungen der Wehrmacht liegen weit hinter der kämpfenden Front. Die Soldaten weigern sich, den Befehl auszuführen. Die Wehrmacht gibt ihn kurzerhand an die Männer des Reichssicherheitsdienstes der

SS weiter, die der kämpfenden Truppe folgen. Doch auch sie weigern sich, den Befehl auszuführen.

Inzwischen sind drei oder vier Tage vergangen. In Scheunen und Strohschobern, in allen möglichen Behausungen, finden Soldaten die verlassenen, verelendeten, verhungernden und kranken Kreaturen. Irgendjemand, ich kenne den Namen nicht, hat geschlossene Fahrzeuge zusammengesucht und sie so einrichten lassen, dass die Auspuffgase der Motoren in das Innere der Karosserien geleitet werden können. Sicherlich hat Reinhard seine Zustimmung dazu gegeben. Die Irren werden zusammengetrieben, in die Wagen gesperrt und durch die Abgase der laufenden Motoren getötet.

Im Herbst 1940 von Fehmarn nach Berlin zurückgekehrt, überraschen mich zwei Dinge: im Keller wühlen Handwerker, die einen Luftschutzkeller einbauen und aus der Garage ist unser Privatauto verschwunden. Da hatten wir es mühsam zu einem eigenen Auto gebracht und es so oft wie nur irgend möglich zu sonntäglichen Ausflügen benutzt, und nun hörte das so auf ... Auch Reinhard Heydrich und seiner Familie stand nun kein Privatauto mehr zu. Wir bildeten keine Ausnahme. Zur Jagd hatten wir ohnehin immer Reinhards Dienstwagen benutzt. Zu einem Problem wird diese Änderung erst, als wir im Frühjahr wieder nach Fehmarn gehen. Unser Haus liegt rund 4 km von der Stadt Burg entfernt, in der nicht nur die Geschäfte, sondern auch die Schule für unsere Söhne Klaus und Heider liegen. Doch wir lösen das Problem. Die Söhne bekommen Fahrräder. Ich werde stolze Besitzerin eines Motorrades, einer »Wanderer« mit Sachsmotor. So bewege ich mich nun durch die Landschaft. Jeder kennt mich hier – und inzwischen natürlich auch Reinhard, und mancher mag vielleicht denken: na ja, sie macht in »Vorbild« für die Volksgemeinschaft. Es war jedoch nicht so.

Irgendein Polizeischutz ist mir in all den Jahren meiner Ehe nicht zuteil geworden, weder auf Fehmarn noch während der Jagd. Lediglich im Haus in Berlin gab es immer eine Wache. Sie

*Reinhard Heydrich mit Familie 1941*

kam am Abend und ging am Morgen. Unser Leben ist stets einigermaßen zwanglos und normal verlaufen. Wenn ich mir vorstelle, die Söhne mit ihren Kinderfahrrädern hätten hinter sich einen radelnden Beschützer gehabt, oder mir wäre bei meinen Touren zum Einkauf oder zu den Eltern oder sonst wohin ein mit einem Kleinmotorrad fahrender Bewacher gefolgt. Ich glaube, die Leute auf der Insel hätten uns für verrückt gehalten. Wir brauchten keinen Schutz. Ich war ein Kind dieser Insel, und Reinhard hatte sich so selbstverständlich eingefügt, dass jeder Schutz hier nur als Angeberei empfunden worden wäre. Reinhard hat nichts ferner gelegen. Hätte er nur ein wenig mehr Wert auf eigenen Schutz gelegt, wäre das Attentat in Prag sicherlich nicht möglich gewesen. Er setzt ein ungeheures Vertrauen in sein Leben – und in ihm, als einstigen Katholiken, lebte bis zuletzt auch immer noch etwas von der Glaubensformel, dass der gottesfürchtige Mensch, wofür er sich hielt, »in Gottes Hand« sei.

## Gerede über Reinhard – dagegen meine persönliche Einschätzung

»Die Leute sagen«, so redeten die Leute auf der Insel Fehmarn, bevor sie bewiesene und unbewiesene Geschichten zu erzählen begannen, und so muss auch ich tatsächlich beginnen, wenn ich wiederholen soll, was der Vater meiner Kinder alles gewesen sein soll. »Der Heydrich«, so klingt es landauf, landab, »das war ein großer Mörder, ein Streber, ein rücksichtsloser Ehrgeizling, der voller schlimmer Gedanken steckte und Entscheidungen immer nur aus Rachsucht und Hass traf. Alles, was er tat, resultierte aus minderwertigen Motiven. Er war ein innerlich verkommener, mit allen schlimmen Eigenschaften ausgestatteter, vorsätzlicher Massenmörder, wie man ihn sich noch schlimmer gar nicht denken konnte. Er war ein typischer Kleinbürger, auch wenn er aus einer namhaften Künstlerfamilie stammte. Sein Tun war psychologisch erklärbar. Da er wusste, dass in seinen Adern jüdisches Blut floss, hasste er die Juden, und alle Mittel waren ihm recht, wenn es darum ging, sich auf der Erfolgsleiter durchzusetzen. Er kannte nur sich, seinen Ehrgeiz, seine persönlichen Ziele.«

Alle, die so reden und schreiben, können sich gewiss nicht vorstellen, dass Reinhard Heydrich tatsächlich ein ganz anderer Mensch gewesen ist. Dass Torheiten und Legenden über Schlüsselfiguren stets die Runde machen, ist eine Tatsache, die nicht nur alle diejenigen kennen, um die es jeweils geht. Darüber brauche ich kein weiteres Wort mehr zu verlieren. Schlimm ist nur, dass selbst Leute, die sich für ganz besonders intelligent und klug halten, gelegentlich die größten Torheiten in die Welt setzen. So hat Joachim Fest, der Mitherausgeber der auf Seriosität besonders bedachten *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Reinhard beispielsweise ernsthaft als den »Nachfolger« Hitlers bezeichnet.

Welch' ein Wahnglaube. Fest, offenbar von Meditationen über die eigene Psyche und Unzulänglichkeit befangen, ist sicherlich überzeugt, sachlich zutreffende Gedanken entwickelt zu haben. Doch es ist nicht so. Seine außerordentlich wortreichen Behauptungen haben mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Taten sind nun einmal nicht immer eine verlässliche »Auskunftei« auch über Gedanken und Überzeugungen. Zur Zeit der Hitler-Herrschaft konnten sie es schon gar nicht sein.

Nach dem Tode Reinhards, insbesondere 1945 und 1946, während des Nürnberger Prozesses, haben selbst seine einstigen Kameraden und Kollegen, die in Nürnberg auf der Anklagebank saßen, nach dem Motto verfahren: »Alles Böse hat der Heydrich getan!« Ernst Kaltenbrunner, Reinhards Nachfolger, sagte dies besonders deutlich. Alle glaubten, mit dieser »Abschiebetechnik« ihren eigenen Kopf retten zu können. Ich habe damals heftig – allerdings nutzlos – protestiert, als mir ein heimlicher »Abgesandter« aus Nürnberg diese Absprache vortrug. Doch jeder war sich damals wohl nur selbst der Nächste.

Es wäre total falsch, anzunehmen, dass Reinhard lediglich Befehlen gehorchte. Immer war er von der Notwendigkeit der Befehle auch überzeugt. Dass er im Zusammenhang mit der Wannsee-Konferenz den Befehlen und Weisungen Hermann Görings folgte, dem er menschlich überhaupt nicht nahestand, war nicht nur Konsequenz soldatischen Gehorsams. Reinhard war zutiefst davon überzeugt, dass die Juden von den Deutschen getrennt werden müssten. Die Juden waren in seinen Augen, um dies noch einmal zu wiederholen, hergelaufene, heimatlose Beutemacher, die darauf aus waren, sich Vorteile zu verschaffen und schließlich wie Blutsauger am fremden Volkskörper zu kleben.

Die Trennung der Deutschen von den Juden hat Reinhard stets nicht nur als eine »nationale Aufgabe«, sondern immer auch als eine seiner »dienstlichen Pflichten« angesehen. Einmal hat er sich über dieses Thema mit Hjalmar Schacht unterhalten, und beide kamen, so erzählte Reinhard mir, zu dem Ergebnis, dass

sie persönlich, das heißt gewissermaßen außerdienstlich, durchaus nichts gegen den Umgang mit Juden hatten. Schacht soll dabei u. a. geäußert haben: »Ich habe bisher jeden Juden angeschissen.«

Auch Reinhards Verhalten den Kommunisten gegenüber war ebenso wenig aus eigenem Erleben entstanden – wie sein Antisemitismus. Von seinen Dienststellen in »Böhmen und Mähren« hatte er seit langem Berichte erhalten, die auf Unruheherde im Lande hinwiesen. Dass die Informationen stimmten, zeigte sich bald. Es kamen Sabotageakte bei den Skoda-Werken in Pilsen vor. Die geforderten Getreidemengen und andere lebensnotwendige Versorgungsgüter wurden nicht abgeliefert. Bei der Eisenbahn gab es Sabotageakte. Kommunisten organisierten sie. Das Protektorat Böhmen und Mähren steht vor einer ernsten Revolte. Besonders schlimm steht es mit der Versorgung des Landes. Um den Tschechen die erforderlichen Lebensmittel zu garantieren, muss vom Reich zugeschossen werden. Das Protektorat selbst ist nicht in der Lage, genügend Getreide und tierische Produkte zu produzieren, obwohl Experten errechnet haben, dass das Land sogar einen Überschuss erzeugen müsste. Constantin von Neurath ist den Erscheinungen ganz offenbar nicht gewachsen. Reinhard erfährt täglich von der brisanten Lage, die sich immer mehr zuspitzt. Er bittet Himmler um eine Entscheidung – und wird vertröstet. Hitler selbst solle entscheiden, was zu tun sei. Es kommt und kommt jedoch keine Entscheidung. Himmler findet einfach nicht das rechte Klima im Führerhauptquartier vor, und Reinhard wird immer nervöser. Endlich gelingt es Himmler, einen günstigen Augenblick zu erwischen. Er kann Hitler das ganze Problem vortragen. Hitler weist Himmler an, Reinhard in Berlin anzurufen und ihm zu befehlen, ins Führerhauptquartier zu kommen. Ich packe seine Nachtsachen ein und meine, dass es sich um einen der routinemäßigen Rapporte handeln werde, bei denen Reinhard Himmler im Vortrag unterstützen solle. Nur so nebenbei bitte ich Reinhard, mich doch am Abend anzurufen, wenn ihm dies möglich sei.

## Ernennung zum Stellvertretenden Reichsprotektor

Gegen 20 Uhr läutet das Telefon. Es meldet sich das Führerhauptquartier. Die Vermittlung verbindet. Endlich höre ich Reinhards Stimme. »Du«, sagt er, »es hat sich etwas Außergewöhnliches zugetragen. Herr von Neurath wird abgelöst, aus gesundheitlichen Gründen. Ich werde Stellvertreter.« Auf meine überraschte Frage, ob er dann »von hier aus«, von Berlin aus, als Stellvertretender Reichsprotektor »das Land regieren wolle«, erklärt er kurz: »Nein, ich gehe nach Prag!« Ich mache ihm per Telefon eine Szene. Ich rege mich auf, protestiere und frage ihn, wieso er denn nicht »Postbote oder so etwas« geworden sei. Wir sind so selten beisammen. Uns »verbindet« immer das Telefon. Ich will das nicht so weitermachen, und ich sage es ihm auch klipp und klar; aber er unterbricht mich ruhig und bestimmt, indem er erklärt: »Lina, Lina, beruhige dich. Ich habe endlich eine positive Aufgabe. Es wird sich alles finden. Ich werde Euch nicht allein in Berlin lassen. Ich nehme euch mit. Ihr kommt mit nach Prag.« Immer hat er gewusst, wie er mich packen kann. Er wusste, ich wollte wieder mehr an sein Leben, an sein Tun herankommen. Ich fand mich einfach nicht damit ab, als »Familienglucke« abgestellt zu sein. Und als er am nächsten Morgen zurückkam, sich umzuziehen, zu waschen und zu frühstücken, erklärte er mir seinen Plan. Zuerst wolle er allein nach Prag. Noch meine Einwände vom Abend zuvor im Ohr – und meinen fragenden Blick auffangend, sagt er langsam, jedes Wort betonend: »Es ist dort vieles nicht Gutes zu tun. Wenn man ein Land regieren will, muss man erst einmal sehr streng zupacken und alle Widersacher besiegen. Dann kann man viel, viel leichter und erfreulicher regieren!«

Das habe ich eingesehen.

Wir wollen Weihnachten noch einmal zuhause auf der Jagd sein, in der Natur. Dann sollen die Zelte der Familie in Berlin abgebrochen werden.

Reinhard helfen sein Standvermögen, sein ungewöhnlicher scharfer Verstand, sein Organisationstalent und sein unwahrscheinliches. Gedächtnis. Vorgänge, die Jahre zurückliegen, die er einmal gelesen hat, sind sofort wieder da, wenn er sie braucht. Nicht ein Wort ist dann vergessen. Namen und Zahlen und was immer er sonst braucht, hat er stets im Kopf parat. Er hat nie ein Telefonbuch gebraucht. Die Nummern, die er brauchte, und es waren sehr viele, wusste er auswendig.

Als ich dann mit den Kindern von Berlin nach Prag fuhr, geschah es in einem Salonwagen. Noch niemals zuvor bin ich so »vornehm« gereist. Ich ahne, was auf mich zukommen wird. Zuerst ist mir der Umstand, den die Eisenbahn mit mir macht, ein wenig fremd vorgekommen; aber schnell habe ich mich daran gewöhnt. Nicht so schnell dagegen habe ich mich mit Prag abgefunden. Vom Hauptbahnhof fahren wir in einer Autokolonne zur Prager Burg. Absperrung, am Wegrand Polizei. Zur Besinnung komme ich erst wieder, als ich an einem Fenster der Burg stehe und auf das goldgelb schimmernde Prag hinabschaue. Erhabene Gefühle beherrschen mich: Ich bin »kein Mensch« mehr, empfinde ich. Ich bin eine Prinzessin und lebe in einem märchenhaften Land. Es gibt keinen Krieg, keine Feinde, keine Unterschiede. Ich stehe mitten in Gottes Garten und darf erleben, erschauen, genießen. Dann denke ich an die Geschichte dieser Schicksalsstadt, in der für mich alle politischen, nationalen und gefühlsmäßigen Fäden zusammenlaufen: Prag ist für mich nun Europa.

Wie hart und schwer die Zeit ist, erfahre ich mehr durch Zeitungen als durch Reinhard. Ausnahmezustand, Standrecht, Ausgehverbot am Abend. Mit einem furchtbaren, eisernen Besen, kehrt mein Mann hier. In der ersten Woche hat er drei Adjutanten verbraucht. Sie waren den Strapazen einfach nicht gewachsen.

Führer-Hauptquartier, 24. IX. 41

ADOLF HITLER

Ich befördere den

SS-Gruppenführer Reinhard Heydrich

( SS-Nr. 1o 12o )

zum

SS-Obergruppenführer

und ernenne ihn

zum

General der Polizei.

*Ernennungsurkunde zum SS-Obergruppenführer und General der Polizei*

*Das Arbeitszimmer von Reinhard Heydrich*

*Reinhard Heydrich mit Minister Dr. J. Krejci*

*Reinhard Heydrich mit Staatspräsident Hacha*

Er selbst ist innerhalb einer Woche nicht aus den Kleidern gekommen. So begreife ich relativ rasch, dass ich keine Prinzessin, sondern nur die Lehrerstochter Lina von Osten von der Insel Fehmarn bin, die niemand kennt. Ich, die jetzt als »Burgherrin« an einem Fenster des Hradschin steht, bin doch nur ein Werkzeug ohne Gewicht. Doch ich muss meine »Pflicht« erfüllen, und ich darf mein Dasein nicht nur dem äußeren Scheine nach ausfüllen. Ich, die Frau Reinhard Heydrichs, muss es innerlich begreifen und bejahen.

## Meine ersten Eindrücke im Protektorat

So versuche ich nun, mich einzugliedern und einzuordnen und bemerke dabei schon sehr bald, dass vieles nicht so ist, wie ich es haben möchte. Die Räume behagen mir nicht. Immer nur die Historie vor, hinter und um sich zu haben, entspricht nicht meinem Naturell. Für Reinhard ist alles ganz anders. Er lebt nur in Räumen, die ihn inspirieren. Für ihn ist die Wirklichkeit ganz da. Probleme hat der Stellvertretende Reichsprotektor Heydrich natürlich auch; aber sie sind anderer Natur. Er fragt sich, wie er dieses Land nun ganz und gar in die »Welt« Adolf Hitlers eingliedern kann. Reinhard hat die Tschechoslowakei nach 1919 als einen Staat angesehen, der infolge seiner geographischen Lage immer von einem Nachbarstaat abhängig sein müsse. Als Binnenstaat könne er sich, wie er meinte, nicht unabhängig und eigenständig entwickeln, so dass es für ihn jetzt nicht sehr schwer sein dürfte, das »Land zu erobern« – glaubte er. Sein Ziel war, die Menschen dieses Landes für Hitlers Europa zu gewinnen. Er hat besser als alle anderen begriffen, dass der Kommunismus in diesem Land auf fruchtbaren Nährboden stoßen müsse. Nicht nur die Regelung der sozialen Belange erschien ihm als »mittelalterlich«. Er monierte z. B. die Krankenversicherungen, die tschechische Altersversorgung und Urlaubsregelung.

Die Deutschen haben die Tschechen bei ihrem Einzug als Ausländer behandelt, und als der Krieg ausbrach und mit ihm die Markenwirtschaft eingeführt wurde, erhielten die Tschechen Lebensmittelkarten, die den Lebensmittel-Zusicherungen für Deutsche mengenmäßig längst nicht entsprachen. Die Tschechen versuchen sich jedoch selbst zu helfen. Sie melden sich massenweise zur »Eindeutschung« an. Reinhard nannte sie »Margarinedeutsche«, weil sie infolge der Statusänderung

zusätzlich Marken erhielten, die sie formal den Deutschen gleichstellten.

Reinhard schlägt Kapital aus den Missverhältnissen und Diskrepanzen. Er verspricht den Tschechen Straffreiheit, die ihr Soll nachträglich erfüllen. Seine drastischen Sanktionen haben der Bevölkerung unmissverständlich gezeigt, dass er nicht Constantin von Neurath ist. Der »neue Besen« kehrt sehr viel anders. Den Schwarzmarkt bringt mein Mann rasch unter Kontrolle. Die Tschechen liefern plötzlich so viel ab, dass die Versorgung des Landes für 18 Monate gesichert ist. Das verleitet Reinhard dazu, auch der Rüstungsindustrie Angebote zu machen. Wie im Reich, so werden auch hier nun Zulagen für Schwer- und Schwerstarbeiter und die Reichskleiderkarten nach deutschem Muster eingeführt. Alles in allem: die Tschechen werden den Deutschen – bis auf die den Deutschen vorbehaltene Wehrwürdigkeit – gleichgestellt. Es gibt im Lande keine Arbeitslosigkeit mehr. Handel und Gewerbe blühen auf. In meinen alten Aufzeichnungen lese ich:

»Es gibt mitten in einer Welt von Krieg und Zerstörung ein Land, in dem keine Väter und Söhne fallen. Das Einzige, was ihnen blüht, ist die Abkommandierung in deutsche Rüstungsbetriebe, in denen sie mehr Geld verdienen als die Soldaten an der Front, die schließlich auch für dieses Land ihren Kopf hinhalten müssen.«

Begriffen hat dies niemand. Die Tschechen haben sich nur »kommandiert« gesehen. Sie wussten nicht, dass auch eine »Strafe« ein Schutz sein kann. Natürlich sind viele Tschechen der Abkommandierung ins Reich nur sehr ungern nachgekommen. In ihrer Heimat fielen keine Bomben, und hier gab es natürlich auch keinen Fliegeralarm, so dass ihnen der Arbeitseinsatz im Reich schon als eine Art »Fronteinsatz« vorkommen musste. Frauen sind ihren Männern nachgereist, und nach dem Kriege sind viele von ihnen in Deutschland geblieben. Viele, die in Deutschland in Rüstungsbetrieben gearbeitet hatten, wurden

nach 1945 in ihrer Heimat nicht wieder als Tschechen anerkannt. Sie galten als Kollaborateure, und landeten entweder in Gefängnissen oder auf Umwegen wieder in Deutschland.

Auf der Prager Burg, wo wir im Gegensatz zu Constantin von Neurath den linken Flügel des ersten Gebäudes bewohnten, hatten wir ausschließlich tschechisches Hauspersonal. Nahezu alle sprachen jedoch deutsch. Alle waren sauber, fleißig, gewissenhaft und ehrlich. Für mich war es eine wahre Wohltat, über ein so zuverlässiges Personal verfügen zu können. Zu Mittag wurde offiziell mit Gästen und Mitarbeitern gegessen. Im Souterrain waren die Küchen-und Wirtschaftsräume, in denen auch unser Essen zubereitet wurde. Der ganze Rahmen, die Burg, deren Untergeschoss und das erste Obergeschoss dienstlichen Zwecken und der Repräsentation dienten, gab unserem Leben ein offizielles Gepräge, das mir sehr bald unbequem erschien. Ich wollte gern wieder mit meinen Kindern essen, meinen Mann dabei haben und über eine eigene Küche verfügen. Zeit meines Lebens war ich eine passionierte Köchin. Die Küche wurde eingerichtet. Vom Arbeitsamt, auch diese Einrichtung war in Prag neu, erhielt ich eine Köchin zugewiesen. Sie sprach ein wenig Deutsch und war, man merkte es kaum, Polin. Leider hatte ich kein Glück mit ihr. Mein tschechisches Personal meuterte. Es verweigerte die Nahrungsaufnahme. Es wollte nicht essen, was eine Polin gekocht habe. Zum ersten Male erlebe ich tschechischen Fanatismus. Kein Zureden, keine Erklärung, nichts nützte. Eisern beharrten sie auf der Forderung: »Die muss hier raus!« Noch immer sehe ich sie weinend die Burg verlassen. Vom Personal wurde dann eine andere präsentiert, und alles war wieder in Ordnung. Ich habe über diese Begebenheit mit befreundeten Frauen aus dem Prager Raum gesprochen. Sie sagten mir, dass es zu den Eigenschaften des tschechischen Volkscharakters gehöre, sich nur den Menschen zu unterwerfen, die unbedingt stärker seien als sie selbst. Sobald aber der Zwang nachließe, verlöre sich die Anerkennung. Das hat den Tschechen, so sahen wir es, den

Ruf eingetragen, unterwürfig und rachsüchtig zu sein, hinterhältig und gewalttätig. Allerdings habe ich während meines vierjährigen Aufenthalts in Prag keine dieser Eigenschaften feststellen müssen. Schlecht benahmen sich eigentlich nur Deutsche. So waren bald Klagen darüber laut geworden, dass deutsche Kaufleute sich in der Tschechei bereicherten, die Einwohner übervorteilten, sich frech benahmen und als Eroberer auftraten. Ich selbst habe einmal einen ganz gemeinen Fall erlebt. Als Frau sieht man meist zuerst auf die Kleidung, auf das Auftreten. Welch einen »Chic«, welch »unauffällige« Eleganz boten selbst einfache deutsche Frauen in Prag.

Als wir im April 1945 Prag verlassen mussten, waren meine tschechischen Angestellten es, die den Fluchtwagen packten, die Vorräte sammelten, das für das Leben Notwendigste zusammentrugen und es im Wagen verstauten. Vielleicht hatten wir uns so aneinander gewöhnt, dass es keine Unterschiede mehr gab. Beim Abschied, als ich die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, sagte Resi, eine tschechische Patriotin: »Nicht weinen, Exzellenz, wir sehen uns wieder!« Jahre danach habe ich erfahren, dass sie von ihren eigenen Landsleuten wegen angeblicher »Kollaboration mit dem Feind« umgebracht worden ist.

Reinhards Prager Position verlangte Umstellungen, gesellschaftliche Neufixierungen und neue Umrisse für sich selbst. Bislang hatte er immer im Hintergrund gelebt, sich (außer im Sport) nirgendwo hervorgetan. Das gesellschaftliche Leben hat ihn niemals befriedigt. Auf dem Parkett suchte er keine Anerkennung. Als Reichsprotektor aber musste er weiterdenken und sich auch anders verhalten. Er musste sich in der Öffentlichkeit zeigen, musste repräsentieren und zu seinem großen Kummer auch öffentliche Reden halten. Noch nie zuvor war von ihm verlangt worden, Reden allgemeiner Natur zu halten und viele Worte zu machen. Vor Fachleuten hatte er natürlich gesprochen, immer vor einem ausgesuchten kleinen Kreis, in dem es nicht um bloße Worte und Begriffe ging, sondern um Arbeitsan- und -ein-

sätze. Die Reden »An mein Volk« sind ihm sehr schwer gefallen. Irgendwie habe ich auch gefunden, er mochte dieses öffentliche Reden nicht. Wahrscheinlich hing das mit seiner militärischen Erziehung zusammen. Jedenfalls sahen seine Maximen so aus: Sich nicht hervortun, keine Gefühle zeigen, mit dem geringsten Wortschatz auskommen. Und so blieb es denn auch nicht aus, dass er mich zur Kritik einlud. Auf diese Weise habe ich die meisten seiner Reden vorher angehört, und er war stets geduldig, wenn ich hinterher zum Beispiel sagte: »Heute hast Du nur 14 mal ›äh äh‹ gesagt und Dich zehnmal geräuspert.« Damals hat von den führenden Leuten niemand einen Ghostwriter gehabt, einen in Sprache und Geist gewandten Schreiber, dem nur gesagt zu werden braucht, was allgemein gesagt werden solle – und der dann eine geschliffene Rede ausarbeitet und dann von dem Redner als eigenes Produkt vorgetragen wird. Reinhard hat so manchen Abend an einer kleinen Rede gearbeitet, Entwürfe gemacht und wieder verworfen. Seine Reden lernte er auswendig. Ablesen wollte er sie nicht.

Anders war seine Beziehung zu Diskussionen. Da war er in seinem Element, da brillierte er durch Spontaneität, durch rasches Tempo und durch geschliffene Formulierungen. Die wenigsten Teilnehmer konnten sein Tempo mithalten. Am schlechtesten kamen diejenigen weg, die zum Vortrag befohlen wurden und sich eine »wunderbare Rede« zurechtgelegt hatten. Meist waren nicht einmal zehn Minuten vergangen und Reinhard überfuhr sie, indem er ihnen knapp und präzise sagte, was sie selbst eigentlich hatten sagen wollen. Solche Methoden haben sich natürlich nicht dazu geeignet, in der Öffentlichkeit angewendet zu werden, und so suchte er als Redner nach schmückendem Beiwerk, um seinen Reden die Knappheit zu nehmen.

In Prag wurde er gezwungen, aus der Einseitigkeit seines bisherigen Denkens und Handelns herauszutreten und sich mit ihm bislang fremden Problemen zu beschäftigen. Hier machte er einen bemerkenswerten Entwicklungsprozess durch. Seine Ent-

schlüsse wurden sorgfältiger und überlegter, und mir schien, als würde er auch unabhängiger. Bislang hatte er sich immer bemüht, den Befehlen seiner Vorgesetzten (Hitler, Himmler oder Göring) augenblicklich gerecht zu werden. Jetzt versuchte er selbst zu entscheiden. Viel beigetragen haben zu diesem Wandel natürlich die äußere Anerkennung und der Umgang mit ganz anderen Menschen, was Reinhard als »Zurückfinden in normale menschliche Verhältnisse« begriff. Er begann sich mit der Geschichte des Landes intensiv zu befassen und gelangte zu der Überzeugung, dass der böhmisch-mährische Raum stets starke Ausstrahlung besessen habe, wenn eine politische Harmonie mit der westlichen Welt bestand und dass das Leben immer »gestört« gewesen sei, wenn sich das Land mit dem Osten arrangierte.

Reinhard war überzeugt, in Prag eine »Sendung« erfüllen zu müssen. Während ich mit dem Einleben und Zurechtfinden beschäftigt war, versuchte er auf seine Weise seine Ideen vom »vernünftigen Anpacken der Probleme« in die Tat umzusetzen. Viel Zeit stand ihm dafür in Prag allerdings nicht zur Verfügung; denn die Hälfte der Woche musste er stets im Berlin verbringen.

## Reinhard in seiner neuen Aufgabe

In Prag erlebte Reinhard seine hohe Zeit. Er schöpfte aus Quellen, die durch seine negative Arbeit als Chef der Gestapo usw. verschüttet wurden. Zu unseren ersten Besuchern gehörte dort das Ehepaar Speer, dem Reinhard seine Vorstellungen über die zukünftige städtebauliche Entwicklung vortrug. Wieweit Speer allerdings von Hitler animiert worden war, Reinhard aufzusuchen, weiß ich nicht. Reinhard zeigte sich jedoch außerordentlich erfreut, und gemeinsam mit Speer unternahm er eine Besichtigung von Prag, das er gern umgestaltet hätte. Was er wollte, war dies: Prag ein anderes Gesicht geben und aus dem Land, das bislang von Einfuhren hatte leben müssen, ein Exportland machen, das attraktiver Teil des Reiches sein sollte. Durch persönlich gefärbte Kontakte zu Backe, dem Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium – und durch meine Beziehungen zur Landwirtschaft animiert, begann Reinhard damit, sein besonderes Interesse der Landwirtschaft zuzuwenden. Im Moment erschien es ihm nicht wichtig, den Acker gewinnträchtig (womöglich mit Zuckerrüben) zu bestellen, sondern die Ernährung zu sichern und die Preise behördlich festzusetzen, um Preisspekulationen auszuschließen. Vom Landwirtschaftsministerium wurden auf sein Betreiben Fachleute entsandt, die passiv bewirtschaftete Betriebe, besonders natürlich Großbetriebe, übernahmen und Intensivwirtschaft einführten. Zuchtvieh kam aus Deutschland. Doch nicht nur in der Viehwirtschaft fanden gravierende Umstellungen statt. Auch die Bearbeitung des Bodens und dessen Nutzung wurden in deutsche Regie genommen.

## Überlegungen zur Auswanderung der Juden

Bei aller Begeisterung für seine neue Aufgabe hat er sein Amt in Berlin nicht vernachlässigt. Sein Schicksal ereilte ihn ja auch auf einer der routinemäßigen Fahrten nach Berlin. Schon Ende 1941 übertrug ihm Göring einen Auftrag, der sich nachträglich als die größte Anschuldigung und Belastung herausstellen sollte: Die »Endlösung der Judenfrage«. Durch seine Unabkömmlichkeit in Prag wurde eine Zusammenkunft aller maßgeblichen Herren und Dienststellen auf den Januar 1942 verschoben. Als Reinhard mir von diesem Auftrag erzählte, stellte er die Sache verhältnismäßig sachlich dar. Es handelte sich, wie er sagte, um die Organisierung der »Auswanderung aller europäischen Juden nach Zentral-Russland«. »Du willst«, fragte ich ihn, »damit doch wohl nicht sagen, dass alle Juden nach Sibirien deportiert werden sollen?« Seine Antwort: »Ja, das will ich damit sagen. Sibirien ist nicht das Land des Schreckens. Es ist nur durch die Strafgefangenenlager der Russen zu einem Schreckgespenst gemacht worden. Denk' doch mal an den Vater von Pomme.« Was sagte der? Ich besann mich. Major Pommes Vater (Pomme war bei Reinhard Chefadjutant für die Polizei) war im Ersten Weltkrieg Kriegsgefangener in Russland gewesen und nach Sibirien verschickt worden. Er hat immer wieder zu seinem Sohn gesagt: »Einmal noch möchte ich als freier Mann nach Sibirien. Es ist ein wunderbares Land.«

In Sibirien, so erzählte Reinhard mir, gäbe es alles: fruchtbares Land, Erze, Mineralien und Kohle. Als ich ihn skeptisch fragte, ob die Juden denn mit den neuen Verhältnissen auch fertig werden würden, sagt er nur: »Aber sicher. Sie sind intelligent, und sie brauchen einen neuen ›Anfang‹. So wie es jetzt ist, geht es nicht mehr weiter. Wir wollen dieses Problem ein für alle

Mal aus der Welt schaffen. Jetzt, im Krieg, bietet sich eine einmalige Gelegenheit!« Und dann skizzierte er seinen detaillierten Plan, der selbst den Wegebau einschloss. Natürlich würde ein großer Prozentsatz, so hob er hervor, diese Umsiedlung nicht überstehen, insbesondere nicht die alten Juden. Mit einem natürlichen Schwund müsse man rechnen. »Die Juden, die wir nach dort bringen«, fuhr er fort, »werden sich einleben.« Und als ich ihn fragte, wo dieser Staat denn entstehen solle, sagte er: »Im Norden, im Süden, vor oder hinter dem Ural. Hinter dem Ural und in der Mitte.« Und dann zeigte er mir das Gebiet auf der Karte. Die »Sache« hatte nur einen Fehler. Das Gebiet musste erst erobert werden. Warum, so fragte ich mich danach, sollte eine solche Menschenverschiebung nicht möglich sein. Die Männer Reinhards würden das schon schaffen. So hat für mich die berüchtigte »Wannseekonferenz« begonnen. Seit langem bedrückte Reinhard das Verhalten einiger Gauleiter und anderer Parteifunktionäre in besetzten Gebieten. Als besonders heiklen Fall sah er »Frank II.« in Krakau an, der sich als »Stanislaus der Letzte« einen berüchtigten Namen gemacht hatte. Er war als Generalgouverneur eingesetzt und übte die Funktion eines absoluten Herrschers aus. Die Informationen, die Reinhard über Franks Tätigkeit erhielt, überstiegen jedes vernünftige Maß. Es wurde von großen Transaktionen zu seinen Gunsten gesprochen. Das Wort Bereicherung kehrte immer wieder. Man sprach von Gemälden, Pelzen und anderen Wertgegenständen. Reinhard sagte mir, dass er das Recht des Erstvortragenden benutzen und Hitler über diese Misswirtschaft aufklären würde, und als er sich am 27. Mai 1942 auf den Weg nach Berlin machte, äußerte er sich kurz vorher noch:

»Jetzt fällt der Frank!« ... Doch der Frank ist nicht gefallen.

## Umzug von Prag nach Jungfern-Breschan

Ich habe, ich weiß nicht mehr wo es war, von jemandem gehört, dass Constantin von Neurath im Sommer stets auf dem Lande gelebt habe. Der Wohnsitz sei ihm vom tschechischen Staat zur Verfügung gestellt worden. Ich bat Reinhard, dieser Sache nachzugehen, und er erzählte mir von einem Sommersitz in der Nähe von Prag, einem Schloss Jungfern-Breschan. Vor Ostern fuhren wir nach dort – und sahen ein herrliches Landschloss inmitten eines Parks, umgeben von Land und Wald, ein Traumschloss. Ein wenig Angst beschlich mich, als ich die vielen Räume besichtigte. »Was macht man überhaupt mit 30 Zimmern«, fragte ich mich, »mit sieben Hektar Park-Garten?« – Ostern waren wir da, waren wir Herren des Schlosses, das Hitler mir nach dem Tode Reinhards schenken wollte, was noch im Nürnberger Prozess eine Rolle spielte. Und das ist so gekommen: Nach dem Tode Reinhards muss ich mein Leben neu einrichten. Der Alltag muss zu seinem Recht kommen. Vorerst gilt es, das Kind gesund zur Welt kommen zu lassen. Eine Woche nach der Beisetzung habe ich Geburtstag. Reinhard hat vorsorglich ein Bild für mich deponiert, das mir nun als Geburtstagsgeschenk übergeben wird. Der Reichsführer SS bestimmt sich selbst zum gesetzlichen Vormund und ordnet an, dass bis zur Geburt des Kindes eine Ordonnanz in steter Verbindung mit mir bleibt. Riesige Mengen Kondolenzschreiben müssen beantwortet werden. Zu meiner persönlichen Betreuung kommt Frau Lise Rall. Meine Mutter konnte nicht kommen, da sie bei der Todesnachricht meines Mannes ohnmächtig zusammengebrochen war und selbst der Hilfe bedurfte. Behutsam hat Frau Rall, die um ihren Sohn, der am zweiten Tage des Polenfeldzuges als Leutnant von einer Partisanin aus dem Hinterhalt erschossen worden war, trauerte,

mich betreut. Die Überlegenheit dieser reifen, älteren Frau, hat mir die Kraft gegeben, alles zu bewältigen. In der Nacht vom 22. zum 23. Juli wird unsere Tochter Marte geboren. Ich halte ein Kind in den Armen, das keinen Vater mehr hat. Was nützen da all' die Schwüre, der beste Wille, dem Kind alles zu geben? Kaum bin ich wieder auf den Beinen, spüre ich auch schon, dass mein Betreuer unruhig wird. Er möchte fort. Seine Aufgabe sieht er als beendet an. Für mich gilt es nun, finanzielle Dinge und Versicherungsfragen zu regeln und die drängende Frage zu beantworten, wo wir bleiben sollen. Zurück nach Berlin-Schlachtensee? Alleine mit vier Kindern in eine Stadt gehen, in der es bereits jede Nacht Alarm gibt? Nach Fehmarn, in unser Sommerhaus, kann ich nicht; denn da gibt es nicht einmal einen ordentlichen Ofen, was ich den Kindern nicht zumuten darf. Zu meiner Erleichterung meldet sich Heinrich Himmler an. Er hat seine Schwierigkeiten. Er, der Reinhards Amt spontan übernommen hat, muss einsehen, dass ihm das entsprechende Fachwissen fehlt. Reinhard muss einen Nachfolger haben. Himmler fragt mich, ob Reinhard irgendwann einmal geäußert habe, wen er eventuell als seinen Nachfolger ansehen könnte. Da Reinhard mit mir niemals über diese Frage gesprochen hat, muss ich passen. Meine Vermutung, dass Reinhard vielleicht Richard Hildebrandt gewählt hätte, nützt wenig, und so leitet Himmler das Gespräch auf unsere Zukunft über. Ich berichte ihm von meinen Bedenken und Befürchtungen und sage schließlich: »Reichsführer, am liebsten bliebe ich hier. Hier ist mein Mann mir so nahe. Hier hat er die einzigen glücklichen Stunden seines Lebens verbracht. Lassen Sie uns hier, wenigstens solange der Krieg dauert.« Wenige Tage nach diesem Gespräch höre ich, dass Hitler die Absicht habe, mir das Schloss Jungfern-Breschan zu schenken. Zu gleicher Zeit erfahre ich auch, wie hoch meine Witwenpension und die Waisenzulage für die Kinder sind. Insgesamt werden wir, die vier Kinder und ich, rund 1 500 Mark monatlich zur Verfügung haben. Damit können wir vielleicht leben; aber

ein Schloss ist damit nicht zu unterhalten, und so lehne ich vorsorglich ab, mich darauf einzulassen, auch wenn bislang nur von der Absicht Hitlers die Rede ist. Dennoch erhalte ich einige Tage danach einen Schenkungsentwurf. Nicht nur das Schloss, sondern auch alle Ländereien und Inventarien usw., sollen mir übereignet werden. Ich bin mir der Tragweite dieser Schenkungsabsicht bewusst, und ich danke Hermann Göring nun nachträglich dafür, da er uns von Parlow verjagt hat und mich dadurch gezwungen hat, die Landwirtschaft von der Pike auf zu erlernen. Ich sage zu. Danach hat Hitler sich persönlich nicht mehr um den Fortgang der Dinge gekümmert, sondern sie durch seine Staatskanzlei erledigen lassen. Das Resultat der Besprechungen zwischen Lammers und Himmler wird mir vom Leiter des deutschen Bodenamtes vorgelegt. Aus einer einfachen Schenkungsabsicht hat sich eine dicke Akte entwickelt. Es stellt sich heraus, dass Jungfern-Breschan nicht Besitz des deutschen Reiches, sondern tschechischer Staatsbesitz ist. Der ursprüngliche Besitzer lebte in der Schweiz. Die sogenannten »Ödhöfe«, die beim Einmarsch der deutschen Truppen von ihren Besitzern verlassen worden waren, wurden automatisch in den tschechischen Besitz eingegliedert und vom deutschen Bodenamt bzw. von der deutschen Generalgüterdirektion lediglich fachlich betreut. Bevor mir Jungfern-Breschan also übereignet werden konnte, musste ein Besitzwechsel stattfinden. Da das Deutsche Reich nicht als Käufer auftreten konnte – oder dies nicht wollte, sollten die Kinder und ich mit je einem Fünftel als Käufer fungieren. Der Kaufpreis sollte uns aus der Kasse der Reichskanzlei erstattet werden. Weitere Einzelheiten folgen. Es werden Einschränkungen eingeflochten, wonach die Töchter lediglich die Nutznießung ihres Anteils erhalten. Da mir die Gedankengänge des Reichserbhofgesetzes selbstverständlich erschienen, habe ich dieser Art der Dotation zugestimmt. Umso erstaunter bin ich, als eines Tages ein Beauftragter erscheint und mir eine völlig andere Version zur Unterschrift vorlegt. Nicht nur die Rechte unserer Töchter

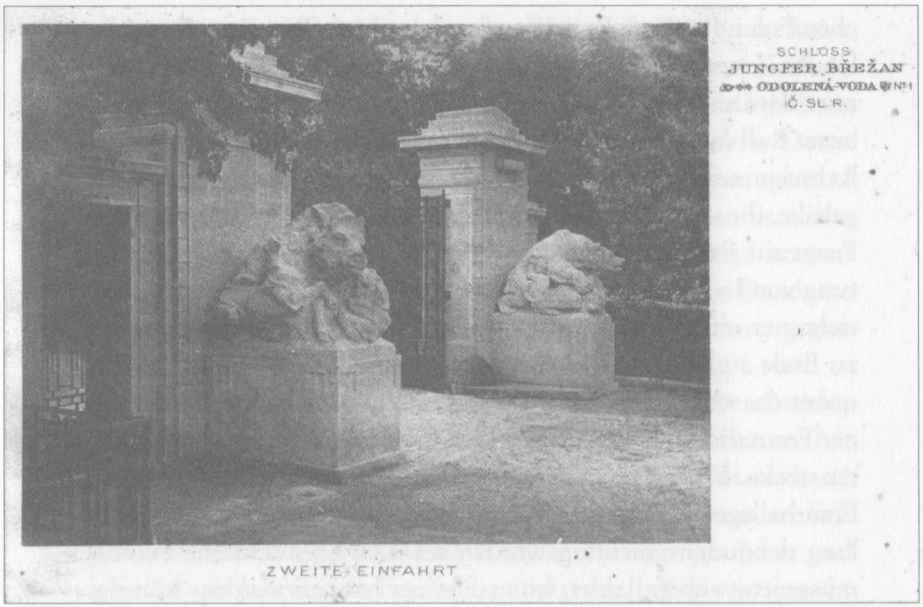
sind darin eingeengt, sondern auch wird mir zugemutet, was ich nicht akzeptieren zu können meine. Ich darf nicht wieder heiraten. Tue ich es dennoch, muss ich nicht nur auf Lebenszeit auf meinen Anteil verzichten, sondern auch Jungfern-Breschan verlassen. »Ich weiß, Frau Heydrich«, beugt der Mann vor, »diese Urkunde können Sie nicht unterschreiben. Ich habe das Papier schon vor einigen Tagen erhalten und mir inzwischen überlegt, wie man Ihre Situation klärt, ohne Sie zu kränken. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Sie verfügen doch ...« und dann spielt er auf meinen Neubauernschein an, »über einen kleinen Einblick in die Landwirtschaft. Werden Sie Angestellte des deutschen Bodenamtes. Sie erhalten von uns Wohnrecht auf Schloss Breschan und freie Station. Ich werde Ihnen Gelegenheit geben, Ihre Kenntnisse in der Landwirtschaft zu erweitern. Es werden Ihnen fachkundige Mitarbeiter zur Belehrung und Hilfe an die Seite gestellt.« Da die Ländereien unter dem Pflug an eine Aktiengesellschaft verpachtet sind, bleiben mir 125 Hektar Wald, der Park und die Gärtnerei zur Bewirtschaftung. Der Vorschlag leuchtet mir ein. Hauptsache ist für mich, wir können hier bleiben. Ich schreibe an Himmler und bitte ihn, die Dotation bis nach dem Kriege aufzuschieben. Ich habe nicht die Absicht, in diesem Falle nachzugeben; aber inzwischen weiß ich, dass Reinhard bei einer Lebensversicherung eingeschrieben war, was er wohl selbst nicht gewusst hat. Sie war von der Reichsführung SS für alle diejenigen abgeschlossen worden, die über keine gesetzliche Versorgung für ihr Alter verfügten. Anfang August habe ich die Policen bekommen. Den weitaus größten Teil von den 200 000 Mark lasse ich auf ein Konto bei der Deutschen Reichsbank überweisen. Ein kleiner Betrag geht auf mein Konto bei einer »böhmischen« Bank. Wieder hatte die Geldfrage vor der Tür gestanden; denn alle diese Dinge liefen auf Reinhards Namen. Erst ein amtsgerichtlicher Bescheid musste die Erbfolge regeln.

Erbfolge-Schwierigkeiten gab es bald auch mit Jungfern-Breschan, nicht für mich, sondern nach 1945 für seinen einstigen Be-

sitzer, den in der Schweiz lebenden Wiener Juden Bloch-Bauer, der das Schloss, das Land und die Vorwerke von den 1904 in Konkurs gegangenen Vorbesitzern Ledburs und Riese von Stallburg erworben hatte. Da er kinderlos war, hatte er nach dem Ersten Weltkrieg seinen Neffen Karl Bloch-Bauer als Erben eingesetzt, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg erfolglos darum bemühte, dieses Erbe antreten zu können. Die Tschechen wiesen ihn und seine Ansprüche ab. Danach bemühte er sich, von der Bundesrepublik Deutschland eine Entschädigung für den verlorengegangenen Besitz zu bekommen. Mitten in seinem Kampf starb er. Nach seinem Tode trat sein in Kanada unter dem Namen Bentley lebender Bruder Robert das Erbe und die Klägerposition an. Ich, die einstige Beinahe-Besitzerin, habe sowohl ihm als auch seinem Bruder Karl Bloch-Bauer geholfen. Robert bekam schließlich eine Abfindungssumme als Wiedergutmachung, und er und ich sind seit Jahren nun Freunde – und reden, wenn wir uns einmal treffen, über das Schloss »Jungfern-Burg«, wie die Nonnen es tauften, die dort einst ihre Novizen unterbrachten.

Himmler jedenfalls, war, um über die nach 1945 viel kolportierte »Schloss-Schenkung« weiter zu berichten, mit der Verschiebung der Dotation einverstanden. Doch just in dem Moment tauchte ein anderes Problem auf: Breschan war seit langer Zeit immer nur Sommerresidenz gewesen. Die Besitzer hatten stets eine Stadtwohnung besessen, die sie ab Herbst bewohnten. Es waren im Schloss zwar Öfen vorhanden; aber es bedurfte jeweils einer ganzen Mannschaft von Heizern, die diese kunstvollen Gebilde aus Mosaik und Kacheln bedienten. So soll denn eine Zentralheizung installiert werden. Wir rechnen natürlich damit, dass sie für uns eingebaut werde, für die Deutschen, denen alles dies hier auch weiterhin gehören wird. Der Sommer geht vorbei. Die Heizung ist noch nicht eingebaut. Ich werde gebeten, mit meinen Kindern das Schloss zu verlassen, da es »Schmutz und Unruhe« geben werde. Bevor ich mich jedoch mit dieser Frage auseinandersetze, widerfährt mir ein unheimliches Erlebnis. Der Mann meiner mütterli-

chen Freundin, Frau Rall, besucht uns auf Jungfern Breschan, wie ich im Zusammenhang mit der »Endlösung der Judenfrage« bereits erwähnte. Nachdem die familiären Probleme »geklärt« sind, bittet Rall mich zu einer Unterredung. Erregt erzählt er mir: »Im Rahmen meines Kriegseinsatzes habe ich seit Wochen Erlebnisse gehabt, die mich sehr beunruhigen. Meine Einheit ist hinter der Front auf Erschießungstrupps gestoßen, die eine Massenvernichtung von Lagerinsassen, speziell Juden, betreiben.« Und dann berichtet er mir, wie das geschieht. Ihm fällt es schwer, seine Sätze zu Ende zu bringen. Nervös sagt er am Schluss nur noch: »Man nennt das ›Aktion Reinhard‹«. Ich bitte den erregten Mann meiner Freundin, sich zuverlässig zu erkundigen, was wirklich dahinter stecke. Eines Tages schreibt er mir dann, einen Brief an seine Frau beilegend, dass aus der von Reinhard geplanten »Aussiedelung der Juden« nichts geworden sei. Der »gemeinsame Feind« müsse jetzt »überall dort, wo man seiner habhaft werden« könnte, vernichtet werden. Das sei nun die Parole.

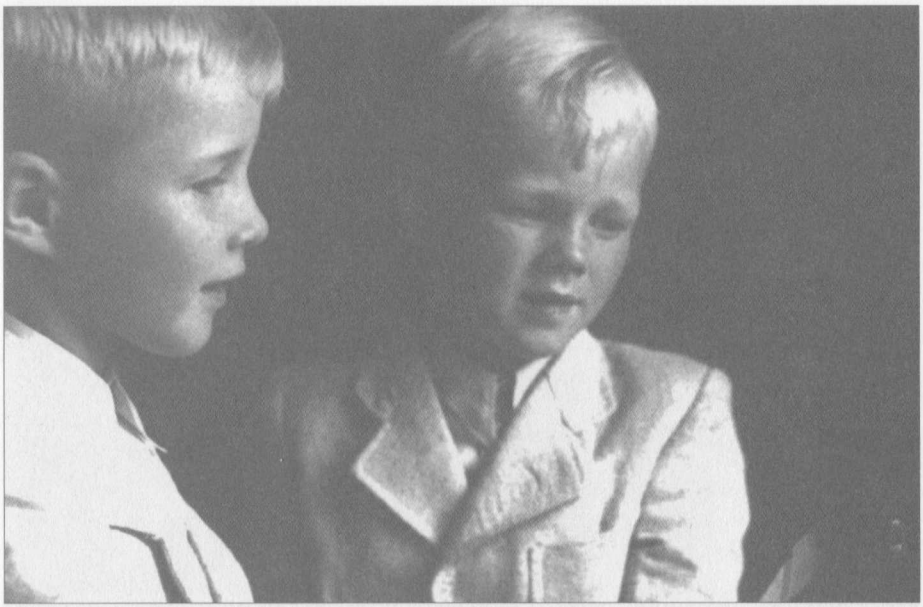



*Einfahrt zum Schloss Jungfern-Breschan*

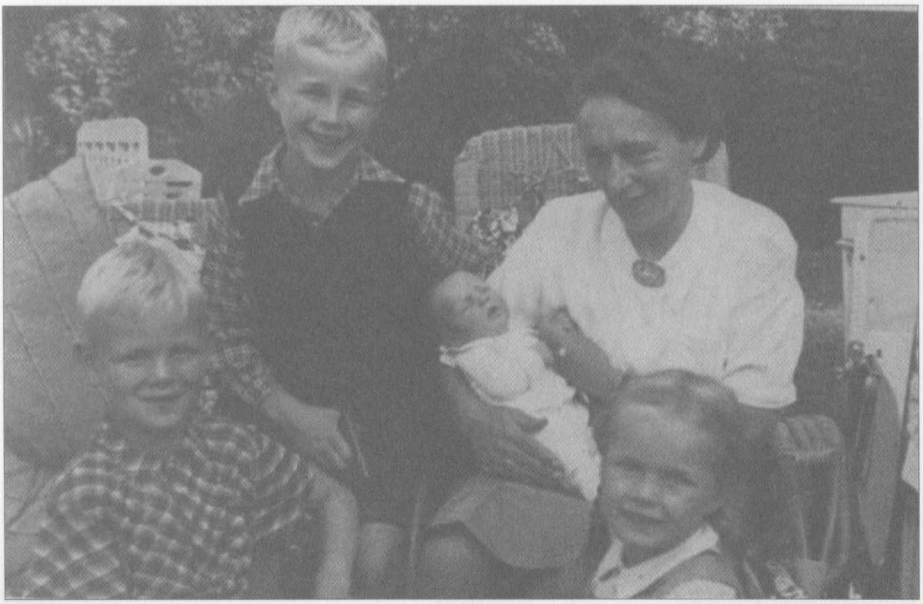
*Schloss Jungfern-Breschan Vorderseite*

*Schloss Jungfern-Breschan Rückseite*

*Ansicht vom Schloss in den Park*



*Besichtigung in der Schokoladenfabrik*

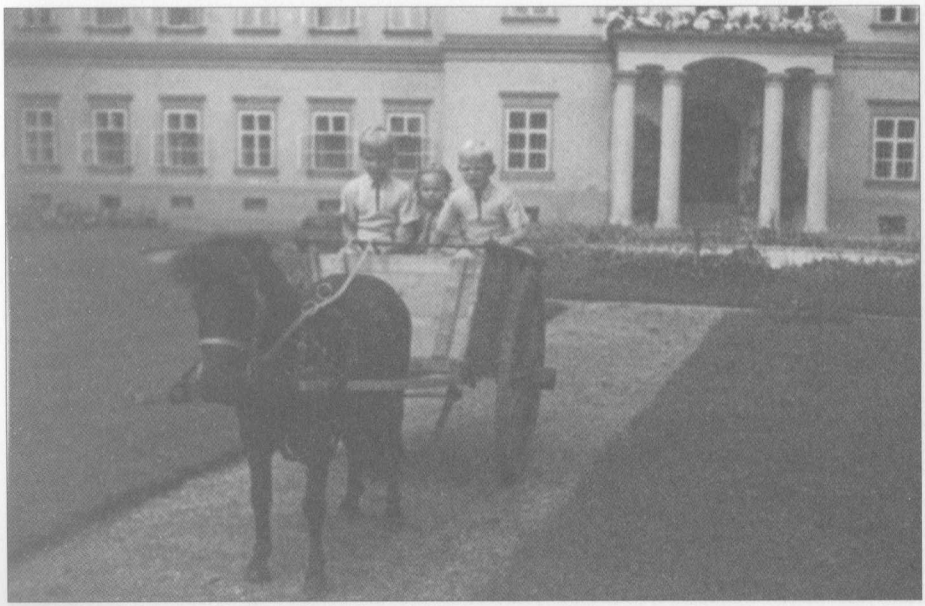


*Frau Rall mit den Kindern 1942*

*Gedenken zum 1. Todestag von Reinhard Heydrich in Jungfern-Breschan*

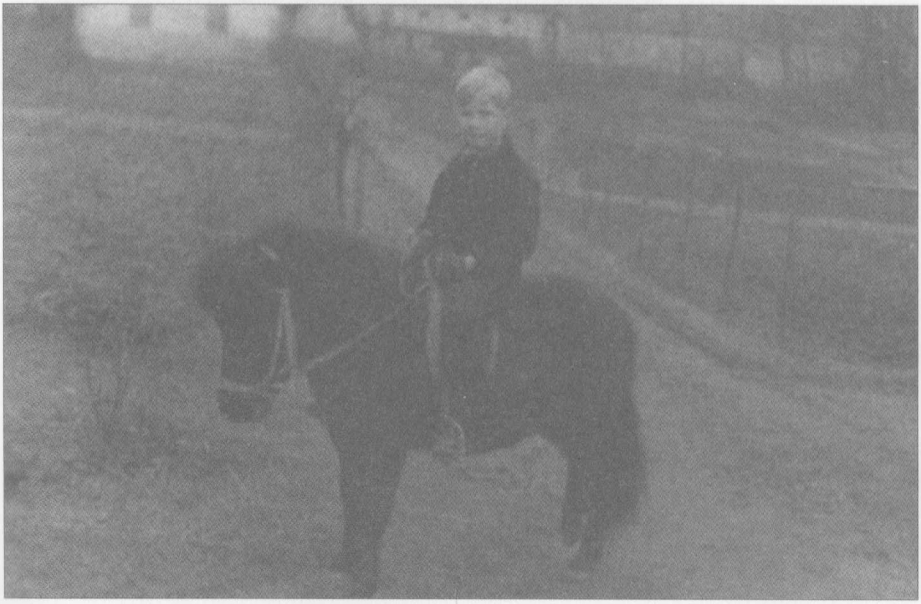
*Elisabeth – Mutter von Reinhard Heydrich – mit Sohn Heinz Heydrich in Breschan*

*Rundgang von Elisabeth Heydrich, Mathilde von Osten in Jungfern-Breschan*

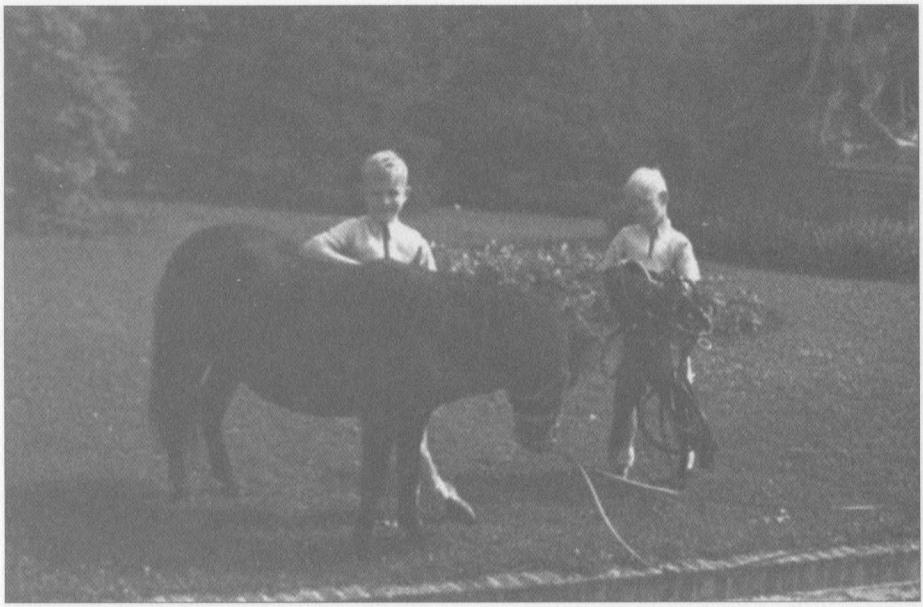


*Ausfahrt mit dem Pony*

*Heider auf dem Ponny*

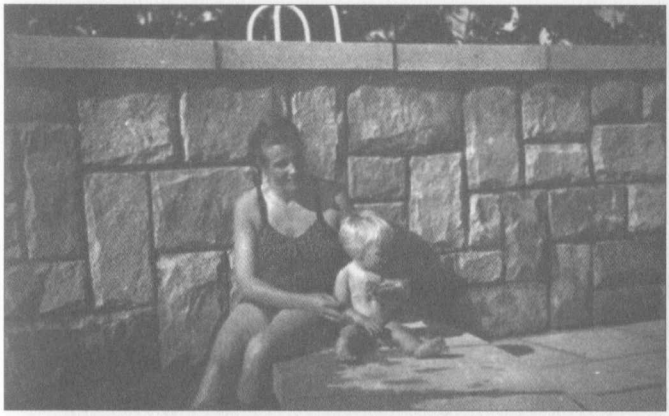


*Klaus auf dem Pony*



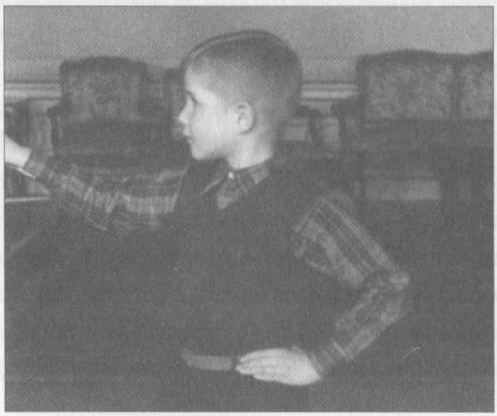
*Klaus und Heider satteln das Pony*

*Klaus, Silke und Heider mit Pony vor dem Schloss*



*Lina Heydrich mit Marte am Planschbecken*

*Silke bekommt die Flasche*



*Klaus beim Fechtunterricht*

## Reinhards Liebe zur Musik

Man müsste meinen, dass es doch nahe gelegen hätte, Reinhard Heydrich, den hervorragenden Violinspieler und glänzenden Klaviervirtuosen, der in seiner Kindheit mit viel Erfolg die Klasse für Komposition besucht hatte, wenigstens ab und zu in Bayreuth zu sehen. Es war nicht der Fall. Bayreuth war Hitler mit seinem Gefolge und Göring mit seinem Tross vorbehalten. Reinhard hat sich innerlich weder da noch dort einordnen lassen wollen. Die meisten Größen der Partei waren ihm innerlich zuwider, nicht wenige erschienen ihm zu plebejisch, zu wenig von dem, was sie zu sein vorgaben. Wer von ihnen trieb denn beispielsweise Sport wie er? Niemand. Alle aber redeten eifrig, laut und salbungsvoll nach, was der Führer prinzipiell forderte: ... hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie die Windhunde zu sein. Wer, außer Reinhard, ist wohl so gewesen? Himmler, Göring, Ley, Sauckel, Rosenberg ...?

Niemand! Reinhard passten viele schon wegen ihres Erscheinungsbildes nicht. Und nicht wenige schätzte er wegen ihrer bescheidenen geistigen Mittel sehr gering. So manchem von ihnen war nicht wohl in seiner Haut, wenn er Reinhard sah oder gegenüberstand. Nicht wenige fürchteten ihn, Himmler nicht ausgenommen.

Obwohl Bruno Heydrich in Bayreuth gewesen war, als Wagner-Sänger einen Namen gehabt und über persönliche Beziehungen zur Familie Wagner verfügt hatte, interessiert Reinhard das Musikleben in Prag, das immer ein Zentrum auch deutscher Musik gewesen war, sehr viel mehr. Dort war das »Rudolfinum« entstanden, in dem später das tschechische Parlament seinen Sitz fand. Allen Prager Deutschen, allen Sudetendeutschen und auch allen Reichsdeutschen, die im Raume lebten, lag daran, das »Ru-

dolfinum« wieder als musikalisches Zentrum erstehen zu lassen. Es wurde renoviert, ein Raum für Symphonieorchester und einer für das Kammerorchester eingerichtet. Im Mai 1942 gab es in Prag die Musikwochen. Der Leipziger Thomaner-Chor sang in Hitlerjugend-Uniform Sebastian Bachs Motetten. »Der Geist hilft unserer Schwachheit auf ...«, intonierten sie, und ganz Prag, wenigstens aber die Deutschen, waren voller Glücksgefühle. Der Krieg war für sie weit weg. 1 000 km waren es bis Charkow, 3 000 bis nach Tobruk. Reinhard hatte ein Geleitwort für das Prager Musikwoche-Programm geschrieben und seinen seit längerer Zeit gehegten Wunsch, seines alten, verstorbenen Vaters, zu gedenken, in die Tat umgesetzt. In Halle, seiner Geburtsstadt, hatte er einige alte Musiker gefunden, die früher Lehrer am Konservatorium seines Vaters gewesen waren. Sie holte er nach Prag und bat sie, ein Konzert zu Ehren seines Vaters zu geben.

Am Donnerstag, den 26. Mai 1942, einen Tag vor dem Attentat, erhoben die Menschen sich von ihren Plätzen. Bruno Heydrich, der längst einen Platz in der Musikgeschichte gefunden hatte, wurde in Prag geehrt. Ein Quartett intonierte einige seiner Werke. Reinhards letzte Tat war die Ehrung seines verstorbenen Vaters, der aus ihm, dem nunmehrigen Stellvertretenden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren einst einen großen Musiker hatte machen wollen. Nach Reinhards Tod hat Winifred Wagner mich einmal in Breschan besucht. Sie kam und bereitete mir eine große Freude. *Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts,* das Werk ihres Vaters, hatte ich als junges Mädchen in Kiel in nächtelanger Lektüre verschlungen. So war der Besuch für mich in mehrfacher Hinsicht ein großer Gewinn. Wir unterhielten uns über unsere Familien. Ich erzählte von Reinhards Vater und dabei natürlich auch, dass er von Cosima Wagner, ihrer Schwiegermutter, viel gelernt habe. Mehr als 20 Jahre später sahen wir uns wieder. Winifred war mein Gast, als ich 1965 mein ausgebautes und erweitertes Haus mit einer finnischen Gemäldeausstellung eröffnete.

*Reinhard Heydrich mit Lina Heydrich im Konzert*

Nach dem Konzert im Waldsteinpalast in Prag bereitet Reinhard sich auf seinen Flug nach Berlin vor. Hitler will ihn sprechen. Wie ich später erfahren habe, soll der Führer die Absicht gehabt haben, Reinhard in Frankreich und Belgien mit ähnlichen Aufgaben wie in Böhmen und Mähren zu betrauen. Da Reinhard stets alle die ihm übertragenen Aufgaben übernahm, ohne alte Ämter abzugeben, hätte ihm und mir etwas bevorgestanden. Doch es kam nicht dazu. Am nächsten Morgen ereilte ihn, rund 20 km von unserem Wohnsitz entfernt, sein Schicksal, noch bevor er das Flugzeug erreichte, das er selbst steuern wollte.

## Verlauf des Attentats

Drei Tschechen warten seit Stunden auf Reinhard. Sie stehen auf einer Straße im Prager Vorort Holeschowitz, die mein Mann stets mit seinem Wagen benutzt, wenn er nach Prag fährt. Sie hat die Form einer Haarnadelkurve und ist unübersichtlich. Daher hat der Attentäter Josef Vaclik sich oberhalb der Kurve als »Signalmann« postiert. Mit einer Trillerpfeife und einem Taschenspiegel unter der Jacke, wartete er auf den offenen, schwarzen Mercedes. Unmittelbar in der Kurve steht Josef Gabcik. Unter einem lose übergeworfenen Regenmantel hält er eine Maschinenpistole; ein Stück weiter entfernt, lauert Jan Kubis mit einer Handgranate in der Tasche. Um 10.30 Uhr Minuten blitzt der Spiegel des Vaclik: »Heydrich kommt!« Gefahren wird sein dreieinhalb Liter-Mercedes vom SS-Oberscharführer Klein. Als der Wagen um die Kurve biegt, wo er sein Tempo erheblich drosseln muss, lässt Gabcik seinen Mantel fallen und reißt die Maschinenpistole hoch; aber sie geht nicht los. Er hat in der Aufregung vergessen, sie zu entsichern. Reinhard, der die Situation augenblicklich erkennt, springt auf, reißt seine Pistole heraus und schießt auf Gabcik. Der Fahrer hält, was sich als grober Fehler erweisen soll; denn jetzt bieten sie, der große Mercedes und die beiden Insassen, ein großes und stehendes Ziel. Doch Reinhard, der Mann, der stets blitzschnell reagiert, versucht aus dem Wagen zu springen und den Attentäter zu verfolgen. Ehe dies allerdings gelingt, hat Kubis seine »Bombe«, eine Mills-Spezialgranate, in Richtung Auto geworfen, wo sie neben dem rechten Hinterrad explodiert. Reinhard wird buchstäblich zerfetzt; aber noch lebt er, und noch kämpft er. Er richtet seine Pistole auf den Attentäter und schießt das ganze Magazin leer. Dann bricht er zu Tode verwundet über der Kühlerhaube des zerstörten Autos blutüberströmt zusam-

men. Die Attentäter entkommen auf ihren bereitgestellten Fahrrädern. Die gerade um die Ecke biegende Straßenbahn hat ihnen die Flucht erleichtert. Klein, der Kubis einzuholen und zu stellen versucht hatte, wurde an einem Oberschenkel durch eine Kugel des Flüchtenden getroffen. Die Attentäter sind entkommen. Eine Tschechin versucht Reinhard zu helfen. »Mein Gott«, kreischt sie in tschechischer Sprache, »das ist doch unser Obergruppenführer. Jesus Maria!« Ein tschechischer Polizist eilt sofort herbei und hilft ihr. Der Wagen eines Bäckers, der gerade vorbeikommt, wird angehalten und der zu Tode verletzte Reinhard in das Auto gehoben. In Eile geht es ins Lubowka-Krankenhaus, wo sich die Chirurgen Hohlbaum und Diek fieberhaft bemühen, Reinhards Leben zu erhalten. Eine Rippe ist zertrümmert, das Zwerchfell perforiert. In der Milz stecken ein Splitter und Lederpartikel aus dem Autositz. Die Milz muss entfernt werden. Die Ärzte befürchten eine Sepsis.

Erst als gewiss schien, dass die unmittelbare Todesgefahr gebannt war, bin ich benachrichtigt worden.

Bald fanden sich erwünschte und unerwünschte Besucher ein, die jedoch meist auf den Flur zurückgeschickt wurden. Himmler hatte sofort seinen SS-Arzt Gebhardt entsandt. Reinhard war zu krank, um gegen irgendetwas Einwände erheben zu können. Ich weiß, dass es zum Beispiel vieles gab, was er Gebhardt gern vorgeworfen hätte; aber in den wenigen Tagen, die ihm jetzt noch vergönnt waren, hat er sich mit Gebhardt ausgesöhnt.

## Die Folgen des Attentats

Nach der Bekanntgabe des Attentats wird eine Großfahndung nach den Tätern angesetzt. Die Dienststellen in Böhmen und im Reich, Reinhards Leute also, haben das Heft in der Hand. Als Erstes wird veröffentlicht: Die Munition ist englischen Ursprungs. Daraus wird geschlossen, dass es sich wahrscheinlich nicht um eine einheimische Terroristengruppe handele; denn sie hätte genügend Munition aus eigenen Waffenschmieden zur Hand gehabt. Die Sache muss also von außen kommen. Der Verdacht fällt auf die Tschechen, die nach England emigriert, dort ausgebildet und dann gezielt als Nachrichtenspezialisten mit modernsten funktechnischen Mitteln ausgerüstet, heimlich nach Böhmen eingeflogen worden sind. Aber die intensive Fahndung, die nahezu kein Haus auslässt, ist ein schier nicht zu bewältigendes Problem. Wie sollen unsere Leute Attentäter finden, die niemand von uns kennt. Zwar gehen ein paar Gangster ins Netz; aber mit dem Attentat haben sie nichts zu tun gehabt. Später, viel später, wird erzählt, dass von einigen Schlüsselfiguren, die glaubten, ganz besonders gut informiert zu sein, vermutet worden sei, dass Himmler selbst die Attentäter gedungen habe, um sich »des kalten Intellektuellen Heydrich« zu entledigen. Die Wahrheit sah jedoch anders aus. Karl Hermann Frank und die Gestapo, Reinhards Männer, haben sofort den richtigen Riecher: Benesch steckt dahinter, die tschechische Exilregierung in London, die diese Aktion als eine Art spontane Reaktion des unterdrückten tschechoslowakischen Volkes auf Heydrichs Politik erscheinen lassen möchten, was die kriegsgeschichtliche Abteilung des britischen Verteidigungsministeriums später (allerdings ein bisschen verschlüsselt) tatsächlich auch zugab. Hacha dagegen, der Staatspräsident unserer Gnaden, lässt öffentlich erklä-

ren, dass dem Herrn Benesch in London ganz offensichtlich die Ruhe und Ordnung in seinem Heimatlande nicht gefalle, und so jagen Gerüchte schließlich einander.

Während des Krieges bestand eine sehr strenge Meldepflicht. Sowohl im Altreich als auch in den besetzten Gebieten musste sich jede Person, die ihren Aufenthaltsort wechselte, innerhalb von zwölf Stunden bei der örtlichen Polizei melden. Auf diese Weise war es der Polizei natürlich möglich, in kurzer Zeit eine »Personenüberprüfung« der jeweiligen Orte vorzunehmen. Nachdem die Fahndungen keine Ergebnisse zeitigten und Unruhe sich innerhalb der Fahnder-Gruppen bemerkbar machte, die mit der Ergreifung der Täter betraut worden waren, wurde eine systematische Durchforstung sämtlicher Meldeämter angeordnet. Dass besonders die Gegenden auf dem Plan standen, in denen früher schon Geräte und Kleidungen englischer Herkunft gefunden worden sind, lag auf der Hand. Dabei stieß man bald auf ein Bergarbeiterdorf, das nur 110 Einwohner zählte. 100 von ihnen waren nur gemeldet. Es war Lidice. Endlich hatten wir einen Anhaltspunkt. Festgestellt wurde augenblicklich, dass sich hier Agenten aufgehalten hatten. Erregung und Unruhe waren gewachsen. Gewalt ist das letzte Wort. Das Dorf Lidice wird vernichtet. Die Männer werden erschossen, die Frauen ins Gefängnis verbracht, die Kinder in Heime ins Reich transportiert.

Von alledem hat Reinhard nichts mehr erfahren, und wenn dennoch Lidice immer in einem Atemzug mit seinem Namen genannt wird, kann ich dies nur als Folge einer geschickten Propaganda bezeichnen.

Die Ergreifung der Täter war einem Zufall zu verdanken. Es waren die Männer Josef Gabcik und Jan Kubis. Sie hatten sich nach dem Attentat in der Kirche versteckt, wurden aber verraten. Die Kirche wurde umstellt, die Insassen aufgefordert, sich zu ergeben. Sie haben sich bis zuletzt gewehrt, und als keine Verteidigung mehr möglich war, ihrem Leben selbst ein Ende gemacht. Reinhards Worte auf dem Todeslager an mich, »Geh' zurück

nach Fehmarn«, haben mich nicht mehr losgelassen. Hat er seinen nahen Tod geahnt? Sein ganzes Verhalten in dieser Zeit gab mir Fragen und Rätsel auf. Ich wusste plötzlich nicht mehr, wer der Mann war, mit dem ich fast elf Jahre verheiratet gewesen bin. Ob die Gelassenheit, mit der er nun sein Schicksal trug, ein Produkt der Beruhigungs- und Betäubungsdrogen war oder aber aus seiner Haltung resultierte, konnte ich nicht feststellen. Ich neige heute dazu, zu glauben, dass er dieses Ende bejahte. Er hatte keine Angst, aber auch nicht den Willen, weiterleben zu wollen, was mir bei diesem Bündel von Energie und Willensstärke unverständlich schien. Mir schien, er habe sich lange schon mit der Vorstellung, früh zu sterben, angefreundet. Offenbar »wusste« er, dass er, der über Leben und Tod anderer Menschen entscheiden musste, selbst bald einen solchen »Scheck« vorgelegt bekommen würde. Immer wieder hat er nur gesagt, wenn ich ihn bat, doch seinen »Beruf« aufzugeben: »Das verstehst Du nicht. Ich muss es tun. Nur ich kann es; die anderen können es nicht.« Sicherlich klingt es phrasenhaft; aber ich glaube, er wollte sich selbst opfern. Seine überflüssigen und zum Teil sogar befehlswidrigen Flugeinsätze erscheinen mir heute als der Beginn.

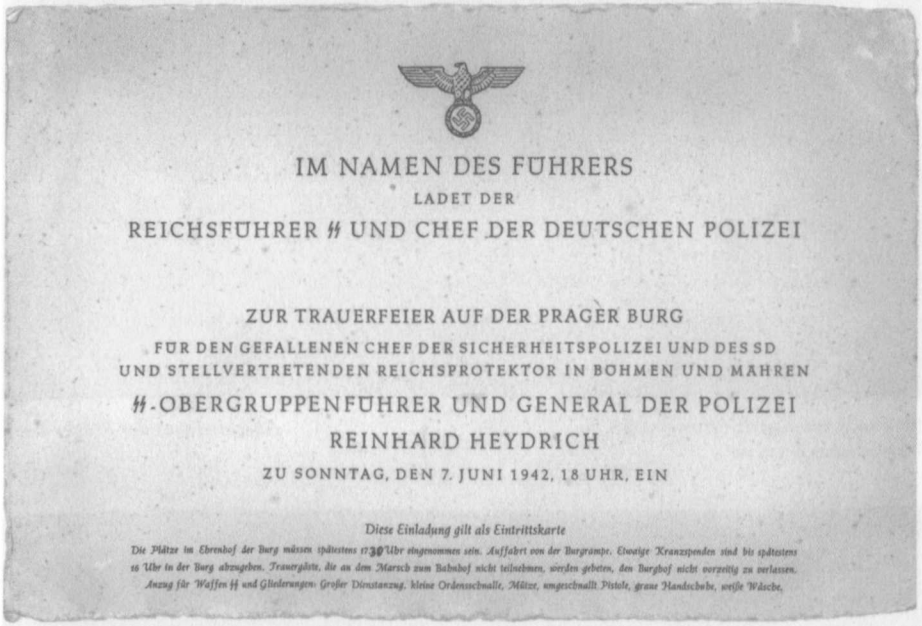
Dass Reinhard uns, die Familie, sehr geliebt hat, bekundete er noch einmal in seinem Abschiedsbrief, der mir nach seinem Tod ausgehändigt wurde. Seine letzten Worte am Morgen des 4. Juni 1942, nachdem er aus einer langen Bewusstlosigkeit noch einmal erwacht war: »Ach, du bist hier, wie schön. Komm doch am Nachmittag wieder. Nicht wahr, du kommst doch wieder!« Als Himmler ihn am 2. Juni besuchte, soll er ihn mit großer Gelassenheit, ja sogar mit ein wenig Heiterkeit, empfangen haben. Was die beiden Männer miteinander gesprochen haben, weiß niemand. Von Himmler weiß ich nur, dass Reinhard ihm aus der von seinem Vater verfassten Oper »das Leierkind« diesen Vers deklamiert hat: »Ja, die Welt ist nur ein Leierkasten, den unser Herrgott selber dreht, und jeder muss nach dem Liede tanzen, das grad' auf der Walze steht.«

... nach dem Liede tanzen, das grad' auf der Walze steht ...

Ich hab's auch tun müssen. Nur meine Walze drehte sich immer wieder, während Reinhards »Lied« sich ständig wiederholt hatte. Nach dem Abschied von meinem Mann im Krankenhaus bin ich nach Breschan zurückgefahren und in den Garten des Schlosses gegangen. Die Familie war zum Begräbnis angereist, die Schwiegermutter, die Schwäger und Schwägerinnen, mein alter Vater und mein Bruder, der als Soldat an der Front in Russland eine Sondererlaubnis von seinem Regimentskommandeur benötigte, der erst auf diese Weise erfuhr, dass der Funker Hans von Osten Reinhard Heydrichs Schwager war.

## Die Beerdigung von Reinhard

Den Staatsakt in Berlin haben mir, wie ich bereits am Beginn des Buches sagte, später nicht nur meine Verwandten geschildert. Ich war nicht dabei. Ein Staatsbegräbnis ohne Beispiel war das Ende für meinen Mann, dessen Leichnam ein Extrazug von Prag nach Berlin brachte. Dass die Züge, die ihm auf den anderen Gleisen entgegenkamen, halten und auf diese Art dem Toten die letzte Ehre erweisen mussten, war für mich und die Meinen kein Trost. Nachdem Reinhards Schwester mich nach der Beisetzung Reinhards offen gefragt hatte, wie das Leben ihrer alten Mutter denn nun gesichert werden solle, da Reinhards Zuwendungen nach Lage der Dinge nicht mehr kommen könnten, wusste ich, dass ich von jetzt ab nicht nur für mich und meine Kinder würde aufkommen müssen. Doch mehr noch bedrückte mich die Tatsache, dass ausgerechnet Tschechen Reinhard auf eine solche Weise aus dem Wege geräumt hatten. Ich begriff das nicht.



IM NAMEN DES FÜHRERS

LADET DER

REICHSFÜHRER SS UND CHEF DER DEUTSCHEN POLIZEI

ZUR TRAUERFEIER AUF DER PRAGER BURG

FÜR DEN GEFALLENEN CHEF DER SICHERHEITSPOLIZEI UND DES SD
UND STELLVERTRETENDEN REICHSPROTEKTOR IN BÖHMEN UND MÄHREN

SS-OBERGRUPPENFÜHRER UND GENERAL DER POLIZEI

REINHARD HEYDRICH

ZU SONNTAG, DEN 7. JUNI 1942, 18 UHR, EIN

*Diese Einladung gilt als Eintrittskarte*

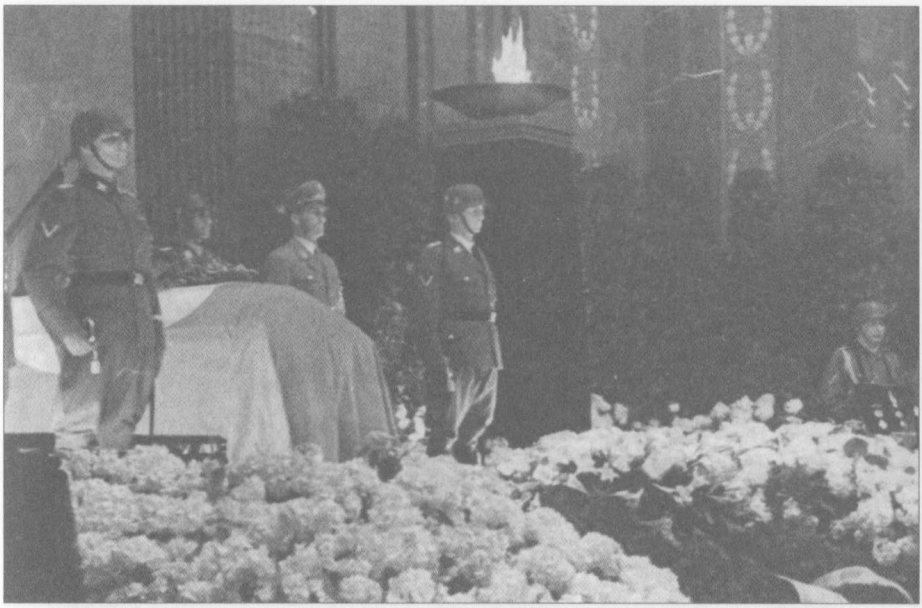
*Die Plätze im Ehrenhof der Burg müssen spätestens 17 30 Uhr eingenommen sein. Auffahrt von der Burgrampe. Etwaige Kranzspenden sind bis spätestens 15 Uhr in der Burg abzugeben. Trauergäste, die an dem Marsch zum Bahnhof nicht teilnehmen, werden gebeten, den Burghof nicht vorzeitig zu verlassen.*

*Anzug für Waffen SS und Gliederungen: Großer Dienstanzug, kleine Ordensschnalle, Mütze, umgeschnallt Pistole, graue Handschuhe, weiße Wäsche.*

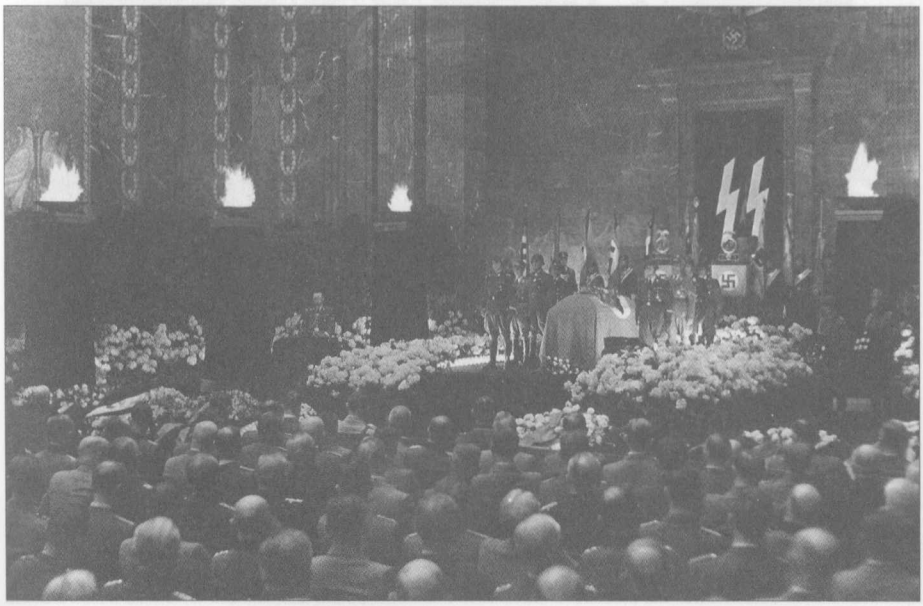
*Einladung zusr Trauerfeier auf der Prager Burg*

*Abschied von der Prager Burg*

*Gedenkfeier im Berliner Mosaiksaal*



*Aufgebahrter Sarg beim Staatsakt in der Reichskanzlei*



*Ehrung in der Reichskanzlei*

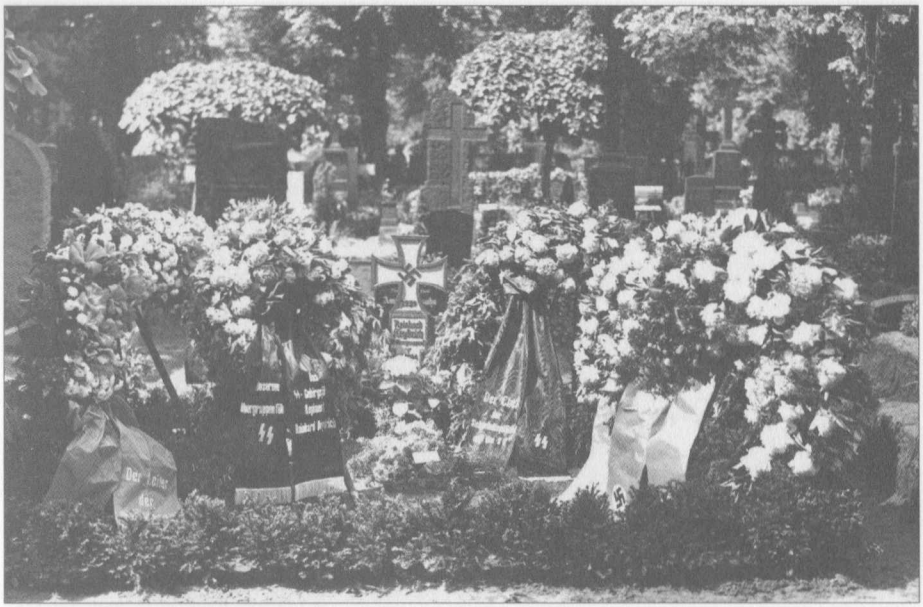
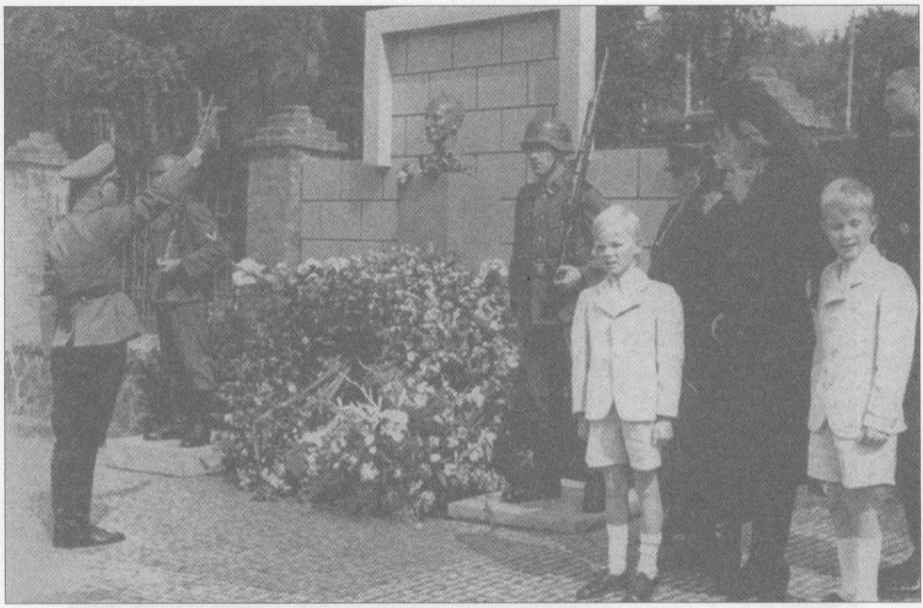


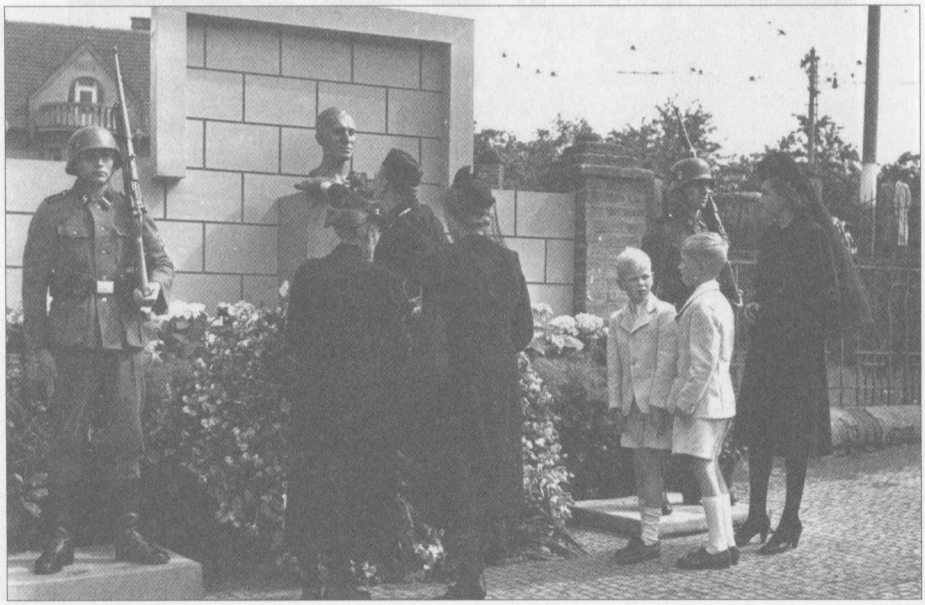
*Bild der Grabstätte auf dem Invalidenhof – Berlin*

*Lina Heydrich mit ihrem Vater am Grabmal auf dem Invalidenfriedhof in*

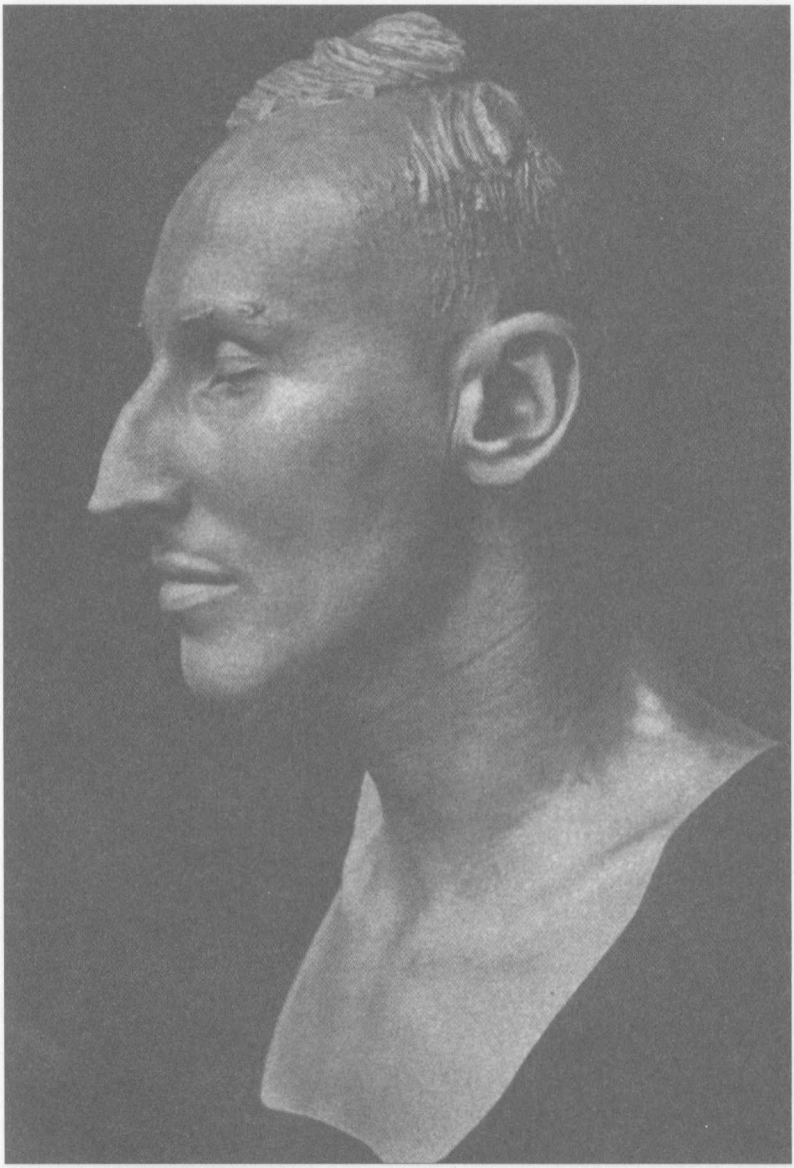
*Totenkreuz auf dem Invalidenfriedhof*



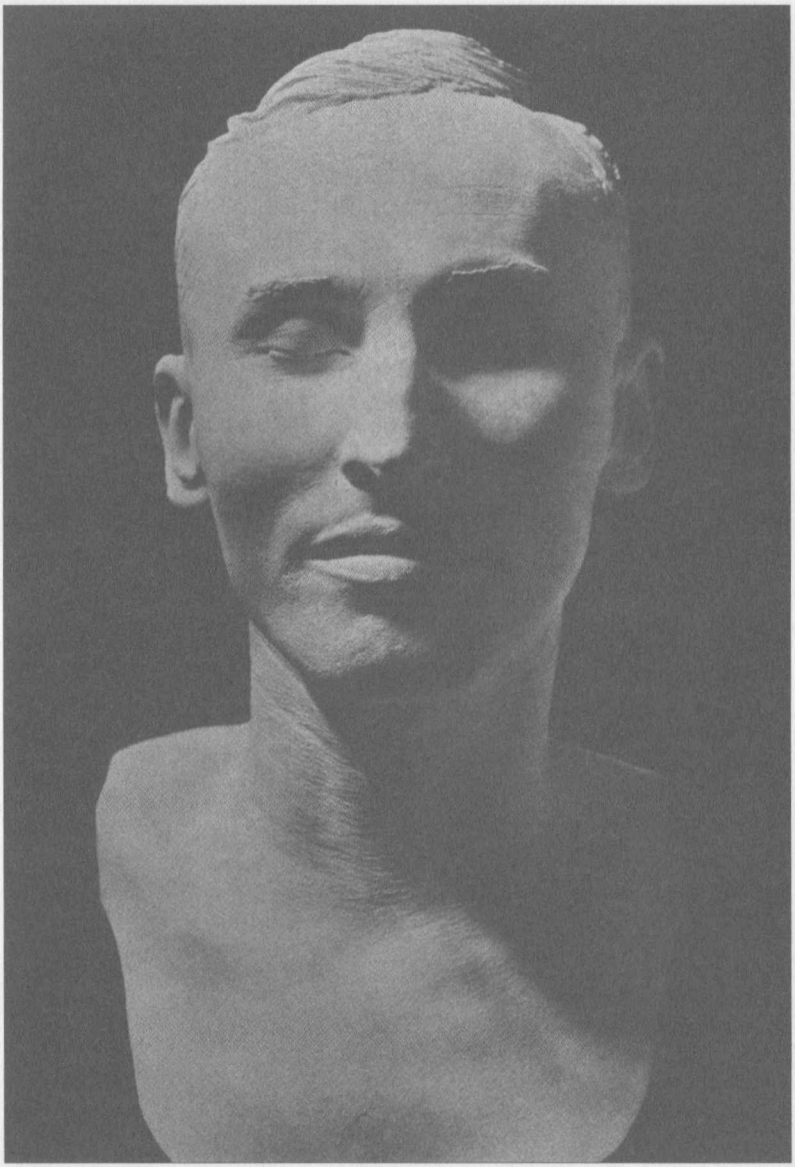
*Erinnerungsstätte von Reinhard Heydrich in Prag*



*Familie Heydrich an der Erinnerungsstätte am Ort des Attentats*



*Totenmaske von Reinhard Heydrich – Seitenansicht*



*Totenmaske von Reinhard Heydrich – Vorderansicht*

## Zum Hintergrund des Attentats

Für uns kam das Attentat auf Reinhard total überraschend. Den Dienststellen in Prag – und nicht nur ihnen – war bekannt, dass über Wäldern und in einsam gelegenen Gebieten aus englischen Flugzeugen besonders ausgebildete Emigranten aus dem ehemaligen tschechischen Heer abgesetzt wurden. Dass von uns nach ihnen gefahndet wurde, war ebenso bekannt. Die Ermordung meines Mannes aber hielt man für gänzlich ausgeschlossen. Wem konnte seine gewaltsame Beseitigung nützen? Die Gefahren, die der Bevölkerung des besetzten Gebietes damit drohen mussten, lagen auf der Hand – glaubten wir. Die Ermordung des Repräsentanten des deutschen Reiches musste als glatter Selbstmord des Landes angesehen werden. Daher hatten wir auch nur eine deutsche Wache in Breschan, eine Art Paradewache. Wirklich bewacht hat uns die tschechische Gendarmerie, die die Umgebung des Schlosses kontrollierte. Reinhard verzichtete sowohl auf ein Begleitkommando als auch auf Schutzkommando im eigenen Wagen. Er glaubte an sein Glück und daran, dass niemand versuchen werde, ihn zu töten. Die Erwägungen der Führung des Reiches gingen weiter. Sie war überzeugt, dass die Westmächte kein Interesse daran haben könnten, einem Anschluss der Tschechei »an den Osten« in die Hände zu arbeiten. Die Anwesenheit eines starken Exponenten des Reiches in Böhmen und Mähren, und das war Reinhard zweifellos, wurde von ihr als Garantie dafür angesehen, dass der Westen begriff: Dieses Land wird niemals dem Osten ausgeliefert. Man musste sich auf der westlichen Feindeslinie doch sagen: Siegen die Deutschen, erhalten sie das Land. Verlieren sie den Krieg, können die Westmächte es wie eine reife Frucht pflücken. Reinhard, der fest überzeugt war, dass die tschechi-

sche Bevölkerung ihm dankbar sei, nicht nur weil er sie von den Belastungen des Krieges verschone, wurde gegen jede politische Vernunft ermordet. So sahen wir es jedenfalls.

Unmittelbar nach dem Tode Reinhards soll, wie mir erzählt wurde, Churchill gesagt haben: »Das bedeutet für uns den Sieg!« Ich nehme nicht an, dass Churchill dies tatsächlich gesagt hat; es sei denn: er ist falsch informiert worden. Die Voraussetzungen waren danach. In England gab es die tschechische Exilregierung, zu der Eduard Benesch und Jan Masaryk gehörten, die als Emigranten »losgelöst« von ihrem Vaterland ihre »Expertisen« nur nach »Hören-Sagen«-Versionen formulieren konnten. Und sie informierten die Alliierten, die glaubten, dass diese Leute infolge ihrer Persönlichkeit und ihres Renommees in Böhmen und Mähren die einzig richtige Deutung der Verhältnisse fixieren könnten. Wie wenig die Herren der Exilregierung in London allerdings vom Lauf der Dinge im Protektorat wirklich wussten, habe ich 1945 erfahren, wenige Tage bevor ich Jungfern-Breschan verließ. Eduard Benesch, der namhafte Nationalökonom, langjährige erfolgreiche tschechische Politiker und prononcierte Gegner Deutschlands, hatte einen Duzfreund im Protektorat, den ich einigermaßen gut kennenlernte. Es war der sehr vermögende Baron Hans von Ringhoffer, dem große Ländereien, die Polowitzer Bierbrauerei, eine Eisenbahnwaggonfabrik und ein Teil der Tatra-Werke gehörten. Ringhoffer war im ganzen Lande dafür bekannt, dass er es stets weder »mit dem einen noch mit dem anderen« verderben wollte. Ich habe ihn kennengelernt, und ich habe auch seine Art irgendwie begriffen, die Weltgeschichte zu betrachten. Es war eine Weltauffassung, von der man sagen konnte, dass »zwei mal zwei nicht immer vier sein muss«. Mein Freund Robert Bauer Bloch-Bently aus Kanada, der nach 1945 mit meiner Unterstützung versucht hatte, Jungfern-Breschan wieder zurückzubekommen, schickte mir eines Tages alte Fotos, auf denen der Baron Ringhoffer in Breschan mit ihm zusammen auf Jagd zu sehen war.

Ich sandte ihm Fotos, auf denen der Herr Baron mit mir in Breschan zusammen auf Jagd war. Er, der Herr Baron, hat wohl immer Wasser auf beiden Schultern getragen. Wenn man nicht Politiker ist, sondern eine Tasche voller Werke und Industrien im Gepäck hat, muss man diese Art, sich zu behaupten, vielleicht erst verstehen lernen. Ich konnte mich damit irgendwie »anfreunden«. Reinhard hätte das niemals vermocht. Wenige Tage bevor ich Breschan verließ, bat der Baron mich zu sich. Er, dessen 60. Geburtstag wir einige Zeit zuvor gemeinsam gefeiert hatten, versuchte, mir die politische Lage zu erklären. Dabei erzählte er, wie gut seine Beziehungen zu der Londoner Exilregierung seien und empfahl mir, sämtliche Wertsachen, mich und meine Kinder in seine Obhut zu begeben. »Ihnen wird nichts geschehen«, beteuerte er überzeugend, »das kann ich Ihnen versichern. Ich gebe Ihnen mein Wort. Kommen Sie zu mir. Bleiben Sie hier!« Ringhoffer war kein Frauenheld. Er bevorzugte Knaben, insbesondere seinen Sekretär. Wenn er mir also ein solches Angebot unterbreitete, konnte ich es von daher als ein echtes, sauberes Anerbieten verstehen. Doch ich erkannte, dass er sich durch seine Londoner Verbindungen ein getrübtes Bild von der politischen Wirklichkeit hatte suggerieren lassen, und so habe ich mich auf meine langjährige Erfahrung gestützt und sein Angebot abgelehnt. Dennoch besorgte er mir einen Lastwagenanhänger, den wir augenblicklich zu einem transportablen Wohnwagen umbauten.

Mit diesem Vehikel habe ich in einer halbjährigen Flucht schließlich wieder meine Heimat Fehmarn erreicht. Der Baron Hans von Ringhoffer aber, der über »so gute Beziehungen« zu »den Londonern« verfügte, ging nach 1945 in einem tschechischen Konzentrationslager elendiglich zugrunde. Erfahren habe ich es von Prof. Dr. Hohlbaum von der »Charité« der Prager Universität. Wie viele andere Deutsche während des Umsturzes an ihren Arbeitsplätzen kurzerhand verhaftet wurden, so war auch er von seinem Arbeitsplatz, dem Operationssaal

der Klinik, abgeholt und hinter Gitter gesteckt worden. Ringhoffer »saß« im Gefängnis neben ihm. Hohlbaum wurde von einer Handgranate eines Wachtpostens an einem Bein so schwer verletzt, dass es amputiert werden musste. Erst dadurch erfuhren die Sieger, wer er war. Sie transportierten ihn nach Leipzig, wo er im Dezember 1945 starb.

## Aufregendes Ereignis in Jungfern-Breschan

Zu Beginn des Herbstes 1942 fahre ich mit meinen Kindern nach Stolpshof. In der Stille des Jagdhauses, unter der mütterlichen Obhut Miekens, der Frau unseres Hegers, lebt es sich leichter. Von hier aus reguliere ich unsere Verhältnisse. Ich beschließe, das Haus in Schlachtensee zu verkaufen, um die lästigen Schulden loszuwerden. Und was wird aus Stolpshof? Ich biete es schließlich dem Nachfolger Reinhards, Dr. Ernst Kaltenbrunner, an. Er übernimmt es, so wie es steht. Von unserem Eigentum nehme ich nichts. Nur bitte ich mir freie Büchse für die Jagd aus. Als wir Anfang Dezember die Nachricht erhalten, dass die Heizung in Breschan eingebaut sei und unserer Wiederkehr nichts mehr im Wege stünde, packte ich unsere Habe und siedelte endgültig nach Böhmen über. Am 7. Dezember 1942 zogen wir »für immer«, so hoffte ich, wieder in Schloss Breschan ein. Als wir dort eintrafen, tummelten sich im Schloss und davor zahlreiche Männer in Sträflingskleidung. Was war passiert? Um die Arbeiten ausführen zu können, hatte man ein Kommando Juden aus Theresienstadt nach Breschan geholt. Sie waren im Pferdestall untergebracht, der weiß gekachelt, sehr geräumig und auch mit fließendem Wasser versehen war. Die Arbeiten waren noch lange nicht abgeschlossen. Lediglich im Schloss fand ich alles wunschgemäß installiert. Anfangs habe ich mir keine besonderen Gedanken gemacht. Erst als das Jahr verging und die Leute immer noch da waren, befasste ich mich mit ihrem »Dasein«. Eines Morgens sah ich, wie einer dieser Arbeiter mit einer Peitsche geprügelt wurde. Ich habe es vom Fenster aus beobachtet – und laufe sofort hinaus. Der Posten, der mit geschultertem Gewehr ein wenig abseits herumsteht, wundert sich offenbar, dass ich ihn erregt frage, wieso er das zulasse. Er antwortet mir in größ-

ter Ruhe: »Das geht mich gar nichts an. Ich soll nur aufpassen, dass die nicht weglaufen. Was sie untereinander tun, kümmert mich nicht.« Ich trage ihm auf, seinem Vorgesetzten unmittelbar auszurichten, dass ich ihn sprechen möchte. Wenige Tage danach macht mir der SS-Obersturmbannführer Peter, der Kommandeur des zuständigen Wachkommandos, seine Aufwartung. Es ist ein Mann im sogenannten besten Mannesalter – und Vater von zwei Kindern. Ich bitte ihn, mir einmal die Zusammenhänge zu erklären. Ich fände es unglaublich, dass Menschen so geprügelt würden, und das sage ich ihm auch. Seine Antwort »erschließt« mir eine Welt, von der ich bislang nichts gewusst habe. Er beschreibt Theresienstadt und das, was dort geschieht.

Mir verschlägt es den Atem. Ich will wissen, wer hier, in meinem Verantwortungsbereich, einen Gefangenen so geprügelt hat, und ich frage: »Bitte, Herr Peter, wer war der Mann, der den jüdischen Arbeiter so furchtbar geschlagen hat?« Ich erfahre, dass jeweils mit dem Bürgermeister Arbeits-Einsatzkommandos vereinbart werden. »Da werden Gruppen zusammengestellt, die außerhalb der Stadt arbeiten«, sagt der SS-Obersturmbannführer und fährt fort: »Wir übernehmen die Beköstigung, die übrigens der Versorgung der Wachleute gleichgestellt ist. Die Entlohnung wird über den Bürgermeister geordnet. Die Verpflegung außerhalb des Ghettos ist etwas besser, und deshalb drängen die Leute sich nach solchen Arbeitskommandos.« Was ich wissen wollte, wusste ich immer noch nicht. Der Mann wich aus, was mich bewog, besonders hartnäckig weiter zu fragen. Und dann erfuhr ich's. Der Aufseher, der den Juden mit einer Peitsche wie einen Sklaven in der Antike geprügelt hatte, war ein sogenannter »Kapo« gewesen, ein bevorzugter Häftling, der sich Vorteile aus solchen Behandlungsmethoden gegenüber seinen Mithäftlingen versprach. »So also ist das System aufgebaut«, begriff ich. Reinhard hatte niemals auch nur ein Wort mit mir darüber gesprochen, und hätte er es, hätte ich opponiert. Er aber wusste das und hätte mich mit dem Hinweis darauf in meine Schranken gewie-

sen, dass er keine Einmischung in dienstliche Bereiche dulde. Ich bat den SS-Führer, diesen Arbeitseinsatz zu beenden. Die Folge aber war, dass noch mehr Menschen eingesetzt wurden und das Gedränge noch mehr zunahm. Zu allem Unglück wurde in diesen Tagen ein Mann von einem niederfallenden Baum so schwer im Gesicht verletzt, dass ein Auge heraustrat. Ich beauftragte die Lehrerin der Kinder, telefonisch einen Arzt zu rufen und den Verletzten in ein jüdisches Krankenhaus nach Prag schaffen zu lassen. Zu meiner größten Verwunderung meldete sich jedoch ein Mann aus dem Arbeitskommando mit der Erklärung, dass er Arzt sei, und dass es nicht notwendig wäre, den Verletzten wegzubringen. Ich sagte: »Na schön, behandeln Sie ihn; aber wie wollen Sie ihn ohne Medikamente heilen?« Seine Antwort war kurz und leise: »Es wird gehen!« Und es ging. Drei Wochen später berichtete man mir, dass es dem kranken Manne wieder gut gehe.

Eines Tages sollte das Kommando dann abziehen. Unmittelbar davor erschien in meinem Büro eine Abordnung, die mich flehentlich bat, sie doch alle bitte hierbleiben zu lassen. Ich konnte es nicht bewerkstelligen.

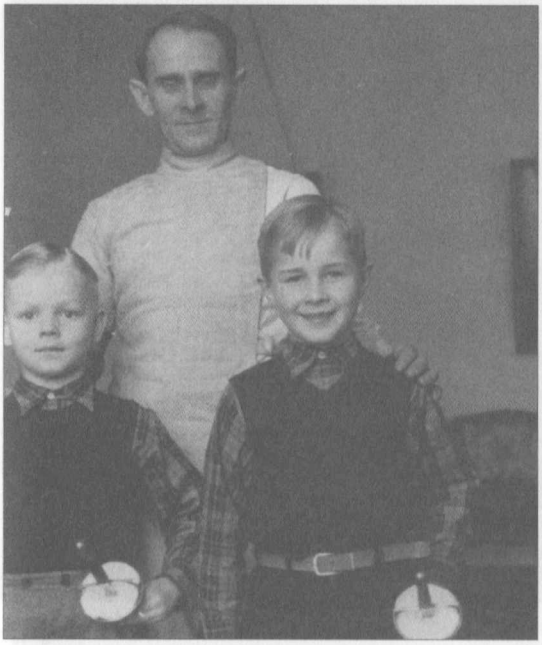
## Die Zeit nach dem Attentat

Das Jahr 1942 geht zu Ende. Zu Weihnachten bekommen meine Kinder Weihnachtsgeschenke, die sie weder innerlich noch äußerlich verkraften können. Ich leite sie daher an Waisenhäuser und ähnliche Institutionen weiter. Es ist ein trauriges Fest für uns, die erste Weihnacht ohne Mann und Vater.

Im Frühjahr 1943 bekomme ich meinen Jagdschein. Der Forstminister Olbrich, mein Lehrmeister, hat mir die Errechnung der Wachstumsrate in einem Forst beigebracht und die verschiedenen Einschläge erklärt, und der Stabsjägermeister Leopold von Zenetti gab sich die größte Mühe, mir zu helfen und mich über die Grundregeln von Wildabschuss und Wildpflege zu informieren. Ich musste nun ja schließlich einen ganzen Forst betreuen, der zudem auch noch einen Nachholbedarf an Aufforstung aufwies.

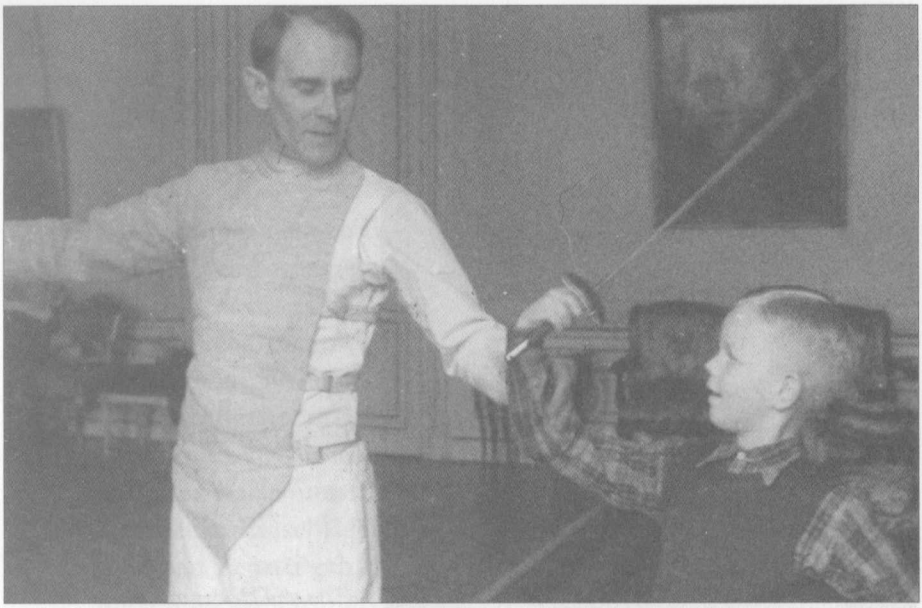
Während ich mich allmählich in mein neues Dasein einarbeite und einfüge, schlägt das Schicksal wieder unvermutet grausam zu. Es ist an einem Oktobersonntag. Wir, meine Kinder, und ich, erwarten »Onkel« Hildebrand, der sich zum Tee angesagt hat. Klaus, mein ältester Sohn, will ihm entgegen radeln. Er nimmt sein Fahrrad, fährt aus dem Tor und wird von einem Lastwagen erfasst. Eine halbe Stunde später ist er tot. Herr Hitler lässt mir eine maschinengeschriebene Kondolenz zustellen. Vielleicht hat er auch einen Kranz geschickt. Ich weiß es nicht mehr so genau. Meinen Sohn ließ ich im Park von Breschan beisetzen. Zu Allerseelen habe ich auf seinem Grab Kerzen angezündet, und Weihnachten hat er einen Tannenbaum für sich bekommen. Ich war auf dem Wege, buchstäblich verrückt zu werden.

Als das Frühjahr 1943 begann und die Sonne wieder höher stieg, versuchte ich im Wald meinen »Frieden« zu finden. Mitte



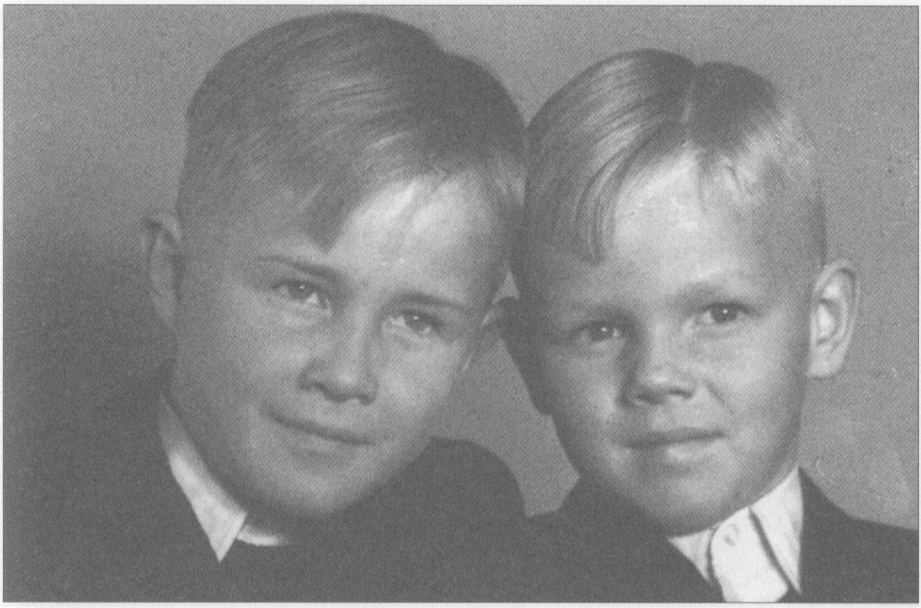
*Klaus und Heider mit ihrem Fechtlehrer*

*Heider – Fechtunterricht*

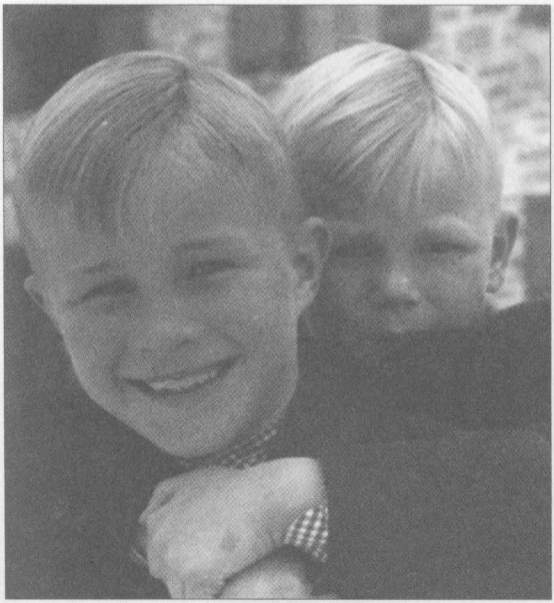


*Heider – lernt die ersten Fechtgriffe*

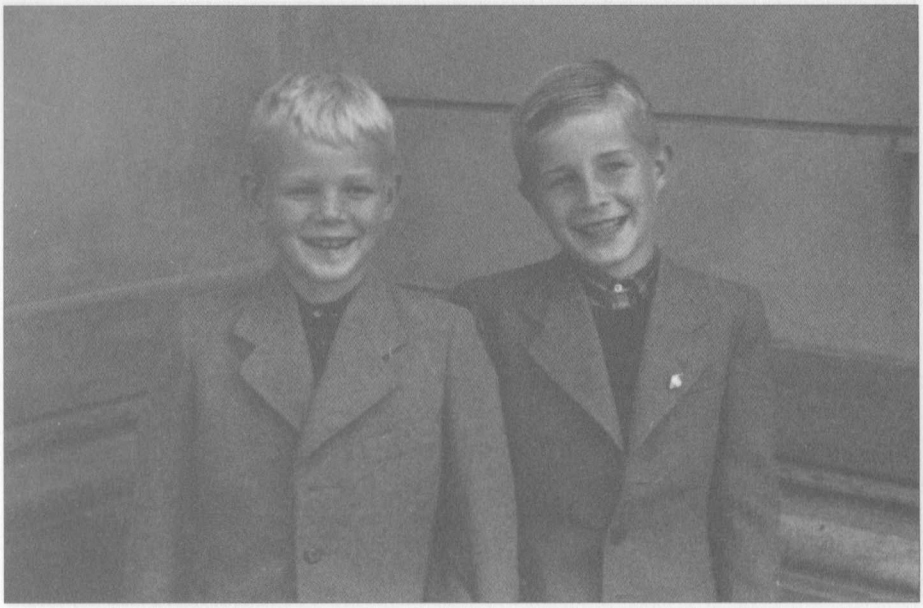
*Klaus, Heider und Silke*
*im Ponny-Gespann, 26. Juli 1942*



*Klaus und Heider in Jungfern-Breschan*



*Klaus und Heider im Jahr 1943*



*Klaus und Heider einen Tag vor dem Tod von Klaus*

*Beerdigung Klaus – sein Pferd Xaver*

*Beerdigung Klaus – auf dem Weg zum Grab im Park von Jungfern*

*Mathilde von Osten zu Besuch in Breschan*

*Von links: Lilo Trenkel, Elisabeth Heydrich, Mathilde von Osten*

*Klaus – Heider, im Hintergrund Herbert Wagnitz*

*Lina Heydrich mit Karl von Eberstein und Richard Hildebrandt*

Mai begann die Bockjagd. Ich bin den Böcken nachgestiegen, habe in Heuschobern genächtigt und mich unter Stroh vergraben – nicht nur, um nicht von den Böcken gesehen und gewittert zu werden. Langsam bin ich wieder ruhiger geworden und habe mich auf meine Aufgaben besonnen. Fischer hat mir das Vorwerk Maslowitz, zu Deutsch »Butterstiege«, zur Aufsicht angeboten – und schließlich auch übertragen. Es war schwer zu bewirtschaften.

## Der Mangel an Arbeitskräften

Und als die Deutsche Wehrmacht meine letzten Pferde beschlagnahmte, schrieb ich Heinrich Himmler und teilte ihm mit, dass ich unter den Umständen, ohne Pferde, mit meiner Kunst am Ende sei. Er schickte mir, geradezu über Nacht und unangemeldet, 15 Häftlinge aus dem Lager Flossenbürg. Als sie ankamen, stand ich vor der vollständigen Katastrophe. Was sollte ich tun? Ich ließ die Leute erst einmal antreten. Der Aufseher dieses Kommandos, ein ehemaliger Pedell der Greifswalder Universität, hatte zwar eine Pistole bei sich, aber über Munition verfügte er nicht. Außerdem war er magenkrank – und damit hier eine »halbe Portion«. Noch nie zuvor habe ich in meinem Leben vor einer Front angetretener Männer gestanden. So musste ich jetzt, nach dem Tode meines Mannes, auch das noch »auskosten«. Ich erklärte den Leuten, dass ich weder um sie gebeten habe noch sie vernünftig verwenden könne. Vier Ackergäule habe ich gewollt, vier PS, nicht 15 Männer, die kaum mehr als ein PS an Kraft verkörperten. Dann trat der »Kapo« vor mich hin und »meldete« mir, er werde mir helfen. Wir einigten uns, jeder still für sich: »Ich tu' Dir nichts, Du tust mir nichts.« Die 15 Mann, ein Pole, ein Tscheche, drei Holländer und zehn Deutsche, sind Zeugen Jehovas. Sie beziehen erst einmal die alten Unterkünfte der Juden von Theresienstadt im Pferdestall. Später werden sie – auf eigenen Wunsch – in Maslowitz untergebracht. Obwohl es sich um eine in der Tat sonderbare Zusammensetzung handelte, hat sich zwischen mir und den Zeugen Jehovas damals eine Freundschaft entwickelt, die teilweise bis zum heutigen Tage anhält.

Weihnachten 1944: ein schöner Tannenbaum mit Kerzen, viel Flitter und Geschenken. Unsere »Gemeinde« ist inzwischen groß geworden. Ausgebombte und Vertriebene weilen unter uns.

Für sie trage ich ganz allein die Verantwortung. Im Januar meldet sich, dem Reglement gehorchend, der frühere Adjutant meines Mannes, inzwischen Regimentskommandeur geworden, bei mir an. Er kommt und fragt nach unserem Ergehen. Wir sprechen über die Zukunft, und ich frage ihn dabei nach seiner Meinung. Seine Antwort: »Man muss im Leben, so hat man uns in Tölz gelehrt«, wo er auf der SS-Führer-Schule gewesen war, »immer das Unangenehmste annehmen, um sich danach zu richten«. Ich habe auch an das Unangenehmste gedacht und am nächsten Tag den Bau eines Fluchtwagens (aus dem Geschenk des Barons von Ringhoffer) angeordnet. Gebaut haben ihn »meine« Häftlinge.

Bevor das Unangenehmste jedoch eintritt, hat das Schicksal für uns noch eine ganz besondere Überraschung bereit. Ich werde im Oktober 1944 schriftlich gefragt, wie ich die Leistungen und das Verhalten der mir anvertrauten Häftlinge beurteile. Ich beantworte die Fragen wahrheitsgemäß. Doch als ich am Ende um eine Antwort auf die Frage gebeten werde, ob ich befürworten würde, die Leute wieder in die Freiheit zu entlassen, bin ich doch sehr nachdenklich geworden; denn damit war die Auflage für die Gefangenen verbunden, sich künftig jeder »Propaganda« für ihren Glauben zu enthalten – und dies auch auf einer vorgefertigten Erklärung zu unterschreiben. »Unsere Lehre«, so haben die Leute mir gegenüber immer beteuert, »besteht darin für Christus zu zeugen, für Jehova«. »Es ist uns nicht möglich, zu unterschreiben«, war ihre Reaktion. Ich habe lange Zeit darüber nachgedacht und dann gesagt: »Wie wäre es, wenn Ihr freikommt – ohne unterschreiben zu müssen.« Alle waren begeistert, und so schrieb ich an Himmler und bat ihn um die Freilassung meiner Häftlinge, die auch als freie Menschen bei mir bleiben wollten. Himmler stimmte meinem Vorschlag zu. Er sah ein, dass Zeugen Jehovas, Kriegsdienstverweigerer, in einem besetzten Gebiet die besten Garanten für ein friedliches Leben seien. Ihre Zivilkleider kamen, ebenso ihre Ehefrauen. Müller, unser Kapo, schaffte sich einen Hund an und spazierte von nun an als Grandseigneur über die Felder.

## Aufbau eines Auffanglagers

Mitte Januar 1945 ereilt uns ein Problem, das wir nur zusammen meistern können. In Schlesien ist den Russen ein Durchbruch gelungen. Die Menschen haben fluchtartig ihre Anwesen verlassen. Trecks ziehen über das Glatzer Bergland quer durch Böhmen und erreichen eines Sonntags auch unsere Gegend. Vor Cosomin, einem ehemaligen Vorwerk von Breschan, halten sie. Der Verwalter kommt voller Entsetzen zu mir und erzählt, was seinem Hof »widerfahren« sei. Ich fahre nach dort und finde rund 200 Menschen vor, von einer wochenlangen Flucht vollkommen entkräftet. Zunächst wird der Bürgermeister, der sich vor lauter Schreck im Bett verkrochen hat, aus den Federn geholt. Die Schule und die Gastwirtschaft werden mit Stroh ausgelegt und als »Auffanglager« vorbereitet. Von Breschan lasse ich holen, was vorrätig ist. Die Pferde der Schlesier haben die Rotze, ihre Hälse sind angeschwollen. Ich bestimme, die besonders befallenen Tiere zu schlachten – und ordne vorerst Ruhe an. Diese Menschen brauchen medizinische Hilfe. Ihre Füße sind wundgelaufen. Die Frauen leiden an Menstruationsschwierigkeiten. Ich bitte das Rote Kreuz um Hilfe, doch seine Angestellten drehen total durch. Sie erklären, dass ich nicht zuständig sei – und versuchen so erst einmal Boden zu gewinnen. Natürlich bin ich nicht zuständig, aber wer ist zuständig? Höchstwahrscheinlich ist es nur der liebe Gott, und der ist ein bisschen weit weg von hier. Wir müssen alleine mit der neuen Aufgabe fertig werden. Frau Schilling, die Lehrerin, wird bestimmt, die Finanzen (zumindest auf dem Papier) zu regeln, Frau Brums, eine andere der mir bekannten Frauen, muss die Verpflegung verantworten. Die Schisterova, unsere Mamsell, dreht unverdrossen das Fleisch der geschlachteten Pferde durch den Fleischwolf. Ich spiele, eine

Rote-Kreuz-Binde um den Arm gebunden, die »Frau Doktor«. Hier wird nicht mehr gefragt, welcher Nation die Einzelnen angehören. Zibulski, ein Pole, der nicht freigelassen wurde, sitzt bis in die Nacht hinein auf dem Kutschbock, nachdem er die Pferde der geflüchteten Deutschen versorgt hat. Bis zu unserer Flucht Mitte April 1945 ist das alles so weitergegangen. Die Behörde hat sich, Gott sei Dank, nicht eingeschaltet. Sie hat uns immer nur für »nicht zuständig« erklärt. Die ernsthaft Kranken habe ich erst zu meinen »Bibelforschern«, den Zeugen Jehovas, stecken wollen, doch ich merkte sofort, dass sie nicht reagierten. Es waren nicht Leute von ihnen.

Allmählich kamen auch die Medikamente vom Roten Kreuz. Die Trecks zogen weiter. Ihre Kranken behielten wir zurück, und dann zogen auch die Trecks nicht mehr weiter. Die Bauern verweigerten ihnen die Aufnahme. So hatte ich schließlich um die 1 200 Menschen zu betreuen, die in Schulen, Gasthöfen und Stallungen und in fünf weit auseinandergelegenen Orten kampierten. Behördliche Hilfe gab es nicht; ich war »nicht zuständig«. Ich hätte wenigstens gern einen Arzt gehabt. Das Rote Kreuz dachte nicht daran, uns einen zur Verfügung zu stellen. Ich habe mich dann an den Arbeitsdienst gewandt und an die Hitlerjugend. Vom Arbeitsdienst wurde mir eine Ärztin versprochen. Sie kam jedoch nicht. Erst im Oktober 1945, der Krieg war längst zu Ende, ich war bereits zu Hause angekommen, läutete es eines Tages an der Haustür meiner Eltern. Eine junge Frau stand vor mir und sagte: »Ich bin die Ärztin, die Sie angefordert haben.«

## Meine Beziehung zu Heinrich Himmler und Kurt Daluege

Was mir nicht so recht behagen wollte, empfand ich bis Anfang 1945 dann schließlich doch als nützlich: Himmlers Vormundschaft für meine Kinder. Diese Tatsache strahlte irgendwie auch auf mich aus, zumal Himmler sein »Amt« bitterernst nahm, leider nicht immer positiv. Jedenfalls konnte ich mir, wenn es nötig war, Respekt dadurch verschaffen, dass ich darauf hinwies: der Reichsführer SS ist ... Bislang hatte Reinhard mich immer an der langen Leine geführt, mir so viel Bewegungsfreiheit gelassen, wie ich brauchte. Das wurde nun anders. Himmler glaubte, mich führen zu müssen und war entsetzt, als ich, ganz wie ehedem, das tat, was ich wollte. Hinzu kam, dass er über unseren persönlichen Bekanntenkreis nicht gut informiert war und mich eigentlich überhaupt nicht kannte. Seine Erfahrungen in punkto Frauen waren einfach extrem. Da war einmal seine eigene Frau Marga, mit der ich mich nicht verstand – und dann die andere, die ich als eine wunderbare Ergänzung seiner Unzulänglichkeiten auf diesem Gebiet ansah. Erst als sie auf sein Leben und sein Denken einwirkte, entwickelte er sich zu einer Weite, die wir damals unter uns bewundert haben. Erst da bekam er wirkliches Format. Diese Frau war weder kleinbürgerlich noch exzentrisch, nicht SS-mondän, sondern klug, bescheiden und von einer inneren Herzlichkeit geprägt. Reinhard sagte einmal, dass man sich an ihr die Hände und Füße wärmen könnte.

Doch es gab noch andere Einflüsse persönlicher Art, die Himmlers Entscheidungen beeinflussten. Sie wirkten aus seiner dienstlichen Umwelt auf ihn ein und hatten den sogenannten Chefadjutanten Karl Wolff zum Vater. Er, der mit den politischen Entscheidungen Himmlers nichts zu tun hatte, da ihm

alle Voraussetzungen für eine politische Karriere fehlten, regelte manches mit persönlichem Effekt – für Himmler. Er war auf dem Gebiet der menschlichen Beziehungen zuhause, und so verschickte er Glückwünsche, besorgte Blumen, lancierte Bittsteller und bastelte auf besondere Weise an einer Karriere für sich, wie er sie sich vorstellte. An ihn wandten sich alle, die etwas bezweckten, und Wolff fand für sie alle (oft als Beauftragter Himmlers) ein gutes Wort. So wurde er schließlich unentbehrlich – und hatte so etwas wie eine Schlüsselstellung im Vorfeld Himmlers, zumal ihm auch Intrigen nicht gerade fremd waren.

Trotz Himmler und Wolff bekamen wir, die Heydrichs ohne Mann und Vater, gelegentlich überflüssige Schwierigkeiten. Einer, der sie uns machte, war der SS-Obergruppenführer Kurt Daluege. Er, der unmittelbar nach Reinhards Tod mit Tross und Trauermiene erschienen war, aus eigener Machtvollkommenheit Reinhards Amtsgeschäfte, von denen er gar nichts verstand, übernommen und sogar Reinhards Privaträume mit Tisch und Bett mit Beschlag belegt hatte, meinte, mich um seiner eigenen Karriere willen bei Himmler in Misskredit bringen zu müssen. Daluege, ein Mann der Ordnungspolizei, war ein vollständiger Neuling auf dem Gebiet der Politik. Er war treu, gehorsam – und lebte genau nach Vorschrift. Mit seiner ganzen Kraft bemühte er sich, als augenblicklicher Nachfolger Reinhards in Böhmen eine gute Figur zu machen. »Trauer und Rührung«, von oben befohlen, verstand er zu spielen. Die Lieder, die gesungen wurden, stimmte er darauf ab – und natürlich auch andere Einzelheiten, die Ergriffenheit vorgaukelten. Aber bald merkte er, dass es damit allein nicht getan war. Er begann, sich irgendwie ein politisches Profil zuzulegen. Und wie er das tat. Er gab aus dem Fundus seiner Untergebenen bloße Nachrichten als Erfolgsergebnisse weiter, obwohl sie mit Politik, was nun auch sein Metier war, nichts zu tun hatten. Nichts weiter als politische Enten ließ er fliegen und bald erfuhr ich, dass auch ich eines seiner Opfer werden sollte. In seinen »hochwich-

tigen« und politisch artikulierten Berichten spielte Lina Heydrich plötzlich eine wesentliche Rolle.

Kurt Daluege war Chef des Hauptamts Ordnungspolizei, dem neben der uniformierten Polizei u. a. die Technische Nothilfe, die Feuerwehren und die Kolonialpolizei unterstanden.

Da war mein Besuch in Dänemark. Dr. Werner Best, der Reichsbevollmächtigte in Dänemark, hatte mich eingeladen. Da Reinhard und Best nicht immer ideal miteinander ausgekommen waren und gelegentlich Meinungsverschiedenheiten gehabt hatten, was mich natürlich auch tangiert hatte, meinte ich, ich könnte da wenigstens nachträglich wieder etwas einrenken. Und so war ich nach Dänemark gefahren. Und da war auch noch eine Einladung des Grafen Schimmelmann von Lindenborg an mich ergangen. Seine Schwester, Frau von Nolte, war eine meiner Freundinnen. Der Graf wollte seinen erstgeborenen Sohn taufen und lud mich dazu ein. Eingeladen wurde ich auch vom ehemaligen Adjutanten Reinhards – nach Norwegen, als er hörte, dass ich gerade in Dänemark sei.

In dieser Zeit ging die Nachricht um die Welt, dass Mussolini gefangen genommen worden sei. Ich wurde unruhig und fuhr nach Breschan zurück zu meinen Pflichten – und zu meinen Kindern. Kaum war ich jedoch da, als ich einen Brief von Himmler erhielt, der mir vorwarf, als »politisierende Witwe« herumzureisen. Ich solle, so riet er mir mit erhobenem Zeigefinger, daheim bleiben und Bäuerin und Mutter sein. Das also war's. Die »politisierende Witwe« passte nicht ins Bild. Dass ich gern auch noch einmal nach Frankreich gefahren wäre und anderswohin, brauchte nicht bezweifelt zu werden.

So, wie Daluege Himmler die Reisen »der politisierenden Witwe« gedeutet hat, sind sie nicht gewesen, und hätte ich gewusst, dass Himmler zuvor gern gefragt worden wäre, hätte ich dies natürlich getan. Gewiss hätte er gegen meine Reisen nichts einzuwenden gehabt. So schwer ich über Himmlers Brief gekränkt war, so wenig hat er Himmler gerührt; denn im Frühjahr

1944 ließ er mir über Wolff schreiben, ich möge mich doch einige Wochen in Meran erholen. Obwohl ich zunächst nicht so recht wusste, was ich dort sollte, ging ich auf das Angebot ein. Ich erreichte, dass ich nicht allein zu fahren brauchte, sondern eine Freundin und meinen Sohn Heider mitnehmen durfte.

# Mein Aufenthalt in Meran

Wenn ich an diese Meran-Fahrt denke, bin ich immer noch versucht, darin etwas mehr als einen Urlaub zu sehen. Meran war in dieser Kriegszeit völlig »leer«, und unser Aufenthalt im »Parkhotel« sozusagen so etwas wie ein Lückenbüßer für nicht mehr vorhandene Hotelgäste. Heider, aus dem Schulunterricht in Breschan gerissen, konnte in Meran die Schule weiter besuchen. Wir, meine Freundin und ich, aalten uns zunächst in den barocken Räumen, die weder zu uns noch zu unserer Stimmung passten. Doch bald wollten wir da raus, konnten uns jedoch zu nichts entschließen ... Ein kriegsbeschädigter Offizier, der sich hier erholte, »klammerte« sich an uns und versuchte uns einige Abwechslung zu bieten, aber eben nur einige. Wir wollten weg von da, und wir wollten ihn loswerden. Inzwischen hatte der SS-Arzt Prof. Dr. Gebhardt, der unten im Dorf wohnte, uns erzählt, dass eben auch der Reichsminister Albert Speer in Meran angekommen sei, und dass er sowohl ihn als auch uns betreuen solle. Wir bemühten uns um Kontakte und wurden den lästigen Offizier so los. Die Familie Speer empfing uns mit aller Herzlichkeit, und bald kam uns der Aufenthalt in »Parkhotel« gar nicht mehr so langweilig vor.

Dass unser Etagenkellner eines Tages mit einer Languste erschien, die von Albert Speer stammte, sehe ich auch heute noch als Beweis dafür an, dass unsere Gesellschaft ihm lieb gewesen sein muss. Oder hat das Krustentier womöglich etwas ganz anderes bedeuten sollen? Hineinsehen, zumal seit 1945, ließe sich das schon. Jedenfalls: Als wir uns in Meran verabschiedeten, nahm ich ein Versprechen nach Breschan mit: Speer hatte versichert, mich besuchen zu wollen. Nicht eine Minute habe ich daran geglaubt. Man verspricht in Urlaubslaune so viel. Und doch, er ist gekommen.

## Erfolgreiche Bockjagd

Es ist Anfang Juli 1944, die Bockjagd hat längst begonnen, als plötzlich ein roter Sportwagen vor dem Portal des Schlosses hält. Der Herr Reichsminister Speer steigt aus. Völlig entwöhnt, Reichsminister vor sich zu haben, bitte ich Speer ins Haus. Er eröffnet mir ohne Zeitvergeudung, dass er nach Mähren wollte, um mit dem Linzer Gauleiter Eigruber zu sprechen, mit dem er verabredet sei. Von meinem Mann auf schnelle Entschlüsse dressiert, sage ich »ja«, als er mich fragt, ob ich denn nicht mitfahren wolle. Ich lasse rasch einen kleinen Koffer packen ... und schon sitze ich in Speers Wagen. Zuerst fahren wir an die Beran und machen auf der Karlsburg, dem Aufenthaltsort der Reichskleinodien, Station und »Visite«. Es wird spät – und eine unvergessliche Fahrt gen Süden. Als sich vor uns zuletzt dann das Tor des Herrensitzes der Schwarzenberger auftut, sehen wir, dass man lange auf uns gewartet hat. Die Fahrt hatte mein Erinnerungsvermögen so überlastet, dass ich schon da nichts mehr von dem auffasste, was geredet wurde. Ich habe nur behalten, dass es einen Wein aus dem Jahr 1911 gab, aus meinem Geburtsjahr. Das war – Speer. Für den nächsten Tag war eine Bockjagd angesagt: allerdings ohne Büchsen. Speer jagte nicht. Mir wurde zwar eine Büchse angeboten; aber ich sollte damit nur auf den Probestand gehen.

Das war am 2. Juli 1944 gewesen, an dem Tag, an dem ich im Frossenberger Revier Kreutinug doch noch einen Bock schießen konnte. Danach bin ich zusammen mit Frau Speer nach Breschan gefahren. Ich wollte auch ihr gern zeigen, was ich im Laufe der Zeit geschaffen hatte. Den Krieg und dessen Folgen haben die seinerzeitigen Ergebnisse und Erlebnisse indes nicht überdauert. Der Mai 1945 erwies sich als eine entscheidende Zäsur auch für persönliche Beziehungen.

*Aufbruch zur Niederwildjagd –*
*Lina Heydrich mit Graf Pückler im Vordergrund*

*Aufbruch zur Niederwildjagd*

*Forstmeister in Breschan Jaroslav Picard*

*Graf Pückler dankt im Namen der Jagdgäste*

*Halali-Blasen nach der Jagd*

*Niederwildjagd – Gespann und Treiber*

*Niederwildjagd – Lina Heydrich und Klaus*

*Klaus und Heider als Jagd-Treiber*

*Heider fertig zur ersten Jagd*

*Hirschbrunft, 20. September 1944*

## Der Tod meines Schwagers

Im Dezember 1944 nahm sich mein Schwager Heinz Heydrich, der Bruder meines Mannes, in Ostpreußen das Leben. Er war als Panzer-Leutnant und Journalist mit dem Pressezug »Panzerfaust« im Dienste der nationalsozialistischen Propaganda unterwegs gewesen und hatte viel Gelegenheit gehabt, die Diskrepanz zwischen Schein und Wirklichkeit festzustellen. Er verfügte nicht über das »Kostüm«, das nötig gewesen wäre, ohne psychische Schäden davonzukommen. Schon die Tatsache hatte er nicht fassen können, dass sein Vorgesetzter Wehrmachtseigentum (in einigen Fällen Kameras) an vorgesetzte Dienststellen auslieh und es nicht wieder zurückbekam. Dafür, und für Maßregelungen politisch unliebsamer Kameraden, fühlte er sich persönlich mitverantwortlich. Er glaubte Kumpanei und Korruption zu sehen und fand keinen Ausweg. Für ihn, den Bruder Reinhard Heydrichs, war dies ein Grund, sich die Pistole an die Schläfe zu setzen und abzudrücken. Auf seinem Schreibtisch lag ein langer Brief, der offenbar an uns gerichtet war. Immer nur las ich: Meine Ehre heißt Treue ... meine Ehre heißt Treue ... meine Ehre heißt Treue. Seine Frau und fünf Kinder blieben in der Nähe Posens zurück, wohin sie behördlich evakuiert worden waren. Ich fuhr nach dort und versuchte, meine Schwägerin zu uns nach Breschan zu holen. Sie aber wollte unabhängig sein und blieb bis Januar 1945, wo sie war. Erst dann floh sie mit ihren Kindern vor der Kriegsmaschinerie.

*Heinz Heydrich mit Jagdgehilfen*
*in Breschan, 12. Dezember 1942*

*Heinz Heydrich auf der Jagd*
*in Breschan, 12. Dezember 1942*

# Mein Brief an Himmler

Anfang 1945, nachdem meine Schwägerin endlich aus Posen geflohen war, hatte ich einen Brief an Himmler geschrieben. Ich wollte von ihm, dem Vormund meiner Kinder, unmissverständlich wissen, was uns erwarte. Eine Antwort bekam ich nicht. Kein Wunder; denn was ich mir da abgerungen hatte, war zu viel – auch für mich. Ich hatte geschrieben:

> »Ich habe gehört, im Führerhauptquartier herrscht Ostgoten Untergangsstimmung. Es sollen alle Führer Giftampullen mit Zyankali erhalten haben. Sie wollen sich durch den Tod allem entziehen. Ich hätte gerne gewusst, Reichsführer, was wir, die Frauen, tun sollen. Wir haben unsere Kinder nicht geboren, um sie zu töten. Ich habe vor, wenn uns kein Schutz mehr gegeben werden kann, über den Böhmerwald und Bayerischen Wald nach Westen zu ziehen und werde versuchen, meine Heimatinsel zu erreichen ...«

Doch im März stand Himmler mit seinem Begleitkommando eines Morgens vor unserem Tor in Jungfern-Breschan. Er sagte, er käme aus Wien (oder er wolle nach Wien; ich weiß es nicht mehr genau) und bäte um ein heißes Bad und um ein Frühstück. Mir war nicht wohl in meiner Haut. »Reichsführer«, sagte ich, »ich habe Ihnen einen Brief geschrieben und keine Antwort erhalten. Bitte, antworten Sie mir jetzt!« Himmler, der meinen Brief, wie alles, was ihn interessierte, im Kopf hatte, räusperte sich und sagte: »Ach ja – Sie wollen, wenn es notwendig sein sollte, woran ich allerdings nicht glaube, über den Böhmerwald und den Bayerischen Wald weiterziehen.« Dann unterbrach er sich und ergänzte: »Ich finde, das ist eine gute Idee. Schließlich gibt es im Wald Pilze ... Und, wenn ich Ihnen raten kann: wenn Sie

trecken, nehmen Sie nicht Stroh mit, sondern Heu!« In diesem Augenblick kommt mein Sohn Heider zur Tür herein und setzt sich, strahlend und aufgeregt, zu Himmler aufs Sofa. Niemals werde ich diesen Augenblick vergessen. Himmler schaut Heider an, hebt langsam seinen rechten Arm, streichelt Heider über den Scheitel und sagt nur: »Ach ja, Heider!« Das ist für mich die Stunde der totalen Kapitulation gewesen. Ich wollte nichts mehr wissen. Das genügte mir. Ich wusste nun, dass wir ganz allein mit allem fertig werden müssten. Mit einer Entschuldigung bin ich zu Frau Schilling, die bei uns als Lehrerin tätig war, hinausgegangen und habe sie beauftragt, alle Hauseinwohner zusammenzurufen und sie sich vor dem Hauseingang einfinden zu lassen. Himmler wolle sie alle begrüßen. Ins Zimmer zurückgekehrt, höre ich gerade noch die väterlich klingenden Wort Himmlers: »Nicht wahr, Heider, du musst deiner Mutter immer gut beistehen.« Das kannte ich nun ja schon. Ich bat Himmler, der bereits zum Aufbruch rüstete, die inzwischen vor dem Portal wartenden Mitbewohner des Hauses zu begrüßen. Die Leute sind so froh, ihn zu sehen und drücken das auch in Worten aus. Sicherlich glauben sie, dass er »schon helfen« werde, wenn das nötig sein sollte. Dann fährt Himmlers Kolonne ab. Bevor die Frauen auseinandergehen, sage ich: »Diesen Mann haben wir in unserem Leben zum letzten Mal gesehen.« Dann gehe ich ins Haus zurück. Zurück bleiben vor dem Eingang die Frauen: in schrecklicher Erregung, in einer Gemütsverfassung, die zwischen Ungläubigkeit und Furcht pendelt. Ein Teil will den Ernst der Lage einfach nicht begreifen. Ich muss mich erst wieder fangen.

## Vorboten der Flucht

Mit Himmler war auch meine letzte Hoffnung dahingefahren. Meine Gedanken drehten sich nun nur noch um den Böhmerwald, um die Pilze – und das Heu ... Da hält die dortige Bauernschaft in unserer Umgebung eine Versammlung ab, zu der ich eingeladen bin. Ich gehe hin. Versammelt sind die Vertreter der schlesischen Trecks und die Bauern, die immer schon als Deutsche in dieser Gegend gewohnt haben, aber auch Bessarabier, Wolga-Deutsche, Bukowiner, Balten und andere Auslandsdeutsche. Neben mir sitzt ein Mann namens Lucht aus Grossdorf. Seit drei Jahren wohnt er hier. Sein Sohn ist gefallen. Und als uns erzählt wird, dass ja eigentlich alles gar nicht so schlimm sei und dass wir nur den Mut nicht sinken lassen sollten, überfällt mich ein furchtbarer Zorn. »Warum«, denke ich, »sagt man diesen Menschen nicht, was wirklich los ist. Warum wiegt man sie in Träumen, die gar nicht verwirklicht werden können?«; aber ich sage es – noch – nicht. Erst als mein Nachbar mich anstößt und naiv murmelt, »bin ich froh, wir brauchen doch keine Angst zu haben«, ist's geschehen. Ich sage dem Herrn da oben am Rednerpult schließlich meine Meinung. Doch es geschieht nur unter vier Augen. Nach der Rede wird beschlossen, engen Kontakt zu halten. Solle es »wider Erwarten« doch dazu kommen, dass wir das Land verlassen müssten, sollten Trecks zusammengestellt werden. Auch ich werde eingeteilt. Doch ich stehe auf und sage nur, dass ich mich weigere. Ein Treck unter den gegebenen Bedingungen bedeute für jeden den sicheren Tod. Dann verlasse ich, Lina Heydrich, die Witwe des einstigen Stellvertretenden Reichsprotektors, Chefs der Gestapo usw. usw., demonstrativ die Versammlung.

Hilfe von oben, von »Männern« und Organisationen, das weiß ich inzwischen, können wir nicht erwarten. Da ist die

Wehrmacht, die kopflos, mit großen Lastwagen, mit Soldaten überladen, über unsere Straßen gen Norden fährt, in eine Richtung, die mich vollends irritiert. Für uns kann es doch nur heißen: Westwärts! Ich spreche mit den Leitern der Trecks, die Standquartier bezogen haben und rate ihnen, jederzeit gerüstet zu sein. Meine Devise lautet: im Morgengrauen aufbrechen und mit genügend Proviant in Richtung Westen ziehen. Die älteren Menschen, denen eine solche Massenflucht nur schwerlich zugemutet werden konnte, wurden einzeln und in kleinen Gruppen vorausgeschickt. Auf diese Weise konnte ich auch meine Schwiegermutter, 14 Tage vor unserem Aufbruch, zu ihrer Tochter nach Sachsen bringen lassen. Am schwierigsten war es erstaunlicherweise, diese Menschen von der Notwendigkeit zu überzeugen, hier weggehen zu müssen. Zu einem offenen Widerstand kommt es jedoch ausgerechnet im eigenen Haus. Unter der Leitung meiner Lehrerin fahren die evakuierten jungen Frauen eines Tages nach Prag und mieten sich Wohnungen, nachdem ich ihnen erklärt habe: »Wenn Ihr keine Vernunft annehmt, schmeiße ich Euch aus meinem Haus. Ich will nicht schuld an Eurem Tod sein.« Hohnlachend antworteten sie mir, dass sie niemandem etwas Böses angetan hätten und daher auch niemanden zu fürchten hätten. Mein Einwand, dass es jetzt genüge, »Deutsche zu sein« stößt auf taube Ohren. Erst Prof. Hohlbaum gelingt es, den Frauen die Lage so zu erklären, wie sie wirklich ist.

*Trude Schilling, unsere Lehrerin in Jungfern-Breschan*

## Die Flucht zum Tegernsee

In Prag befinden sich zu der Zeit sehr viele deutsche Frauen, die Witwen oder Ehepartner von Soldaten sind. Um sie kümmert sich niemand. Unsere Erfahrungen mit Flucht-Trecks haben uns vieles gelehrt. Wir haben gelernt, Notwendiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Ich erteile Ratschläge und Hinweise. Es gelingt mir, die notwendigen Lastwagen fahrbereit zu bekommen. Sie werden nach Österreich verfrachtet und in einem Arbeitsdienstlager am Achensee abgestellt. Inzwischen ist auch unser Wohnwagen fertig. Unser Ziel soll der Tegernsee sein. Mitte April, an das genaue Datum erinnere ich mich nicht mehr, sind unsere Trecks verschwunden. Am nächsten Abend folgen wir mit unserem Wohnwagen, in dem acht Personen Platz haben: Meine Kinder, ihre Lehrerin und deren Tochter, der Fahrer und ich. Die Polizei schleppt den Wagen zum Zielort. Wir, die Erwachsenen, fahren mit unserem Personenauto. Drei Tage später sind wir, unserer vorgesehenen Marschroute folgend, am Tegernsee angekommen. Den Wohnwagen haben wir jedoch bereits in Pilsen verloren. Er musste noch, was ich nicht begriff, Akten mitnehmen. Im Böhmerwald beschossen uns plötzlich feindliche Tieffleger. Wir stellten unser Auto in großer Eile an einem Lastwagen ab – und wähnten uns dabei sehr schlau. Nach dem Angriff kamen die Fahrer des Lastwagens aus dem Gebüsch hervorgekrochen, kreidebleich im Gesicht. »Wisst Ihr«, fragten sie, »was auf unserem Wagen liegt? ... Granaten!«

Die Zeit in Rottach-Egern am Tegernsee erscheint mir nicht nur im Nachhinein als eine der maßgeblichsten Perioden des ersten Umdenkens, des sich Einfügens in eine für uns vollständig neue Lage. Dort passierten Dinge, die ich mir zuvor

nicht habe vorstellen können. So wurde ich dort plötzlich denunziert, im Wohnwagen Mehl verborgen zu haben, was als ungeheuerlich galt, und es folgte sogar eine (erfolglose) »Hausdurchsuchung«. Alle »Parteifrauen« (Frauen von Partei-Funktionären) mitsamt ihren Kindern wurden aus ihren Wohnwagen gewiesen. Sie mussten augenblicklich irgendwo anders »unterkriechen«.

Seltsame Blüten sprießen in dieser Situation. Frieda Wolff beispielsweise, die einstige Ehefrau Karl Wolffs, bei der ich Unterschlupf gefunden habe, muss ihr Haus verlassen, ohne dass ihr gesagt wird, wieso dies geschieht. Sie, der die sehr unsicheren und halb vorwärts und halb rückwärts blickenden örtlichen Machthaber es »zeigen« wollen, zieht kurzerhand in ihren Hühnerstall und erklärt ihn souverän zu ihrer »Residenz«. Ich beziehe mit meinem Wohnwagen Standquartier auf dem Hühnerhof, auf dem ein Hilfslazarett installiert worden ist – und gerate damit unter die Fittiche des Roten Kreuzes.

Alles, was nun kommt, vollzieht sich in einem unglaublich raschen Tempo. In der Nacht vom 4. zum 5. Mai holt uns die »neue Zeit« ein. Das Nachbarhaus wird zusammengeschossen und brennt ab. Am nächsten Morgen werden die Amerikaner von strahlend weißgekleideten »Jungfrauen« aus der Gemeinde empfangen und als »Befreier« begrüßt. Die Blumensträuße, die die Mädchen den US-Soldaten überreichen, finden indes nicht gerade deren ganzes Interesse. Doch »fraternisieren« dürfen sie noch nicht offiziell. Daher interessieren sie sich besonders für die Uhren, die die besagten Damen tragen. Bald kann man Soldaten mit mehreren Uhren zugleich am Arm »bewundern«. Der erste Bürgermeister der »neuen Zeitrechnung« ist ein Zigeuner.

Für mich ist Rottach-Egern erfreulicherweise nur ein Durchgangsort. Mein Ziel ist Fehmarn. Ich will zu meinen Eltern, zurück in mein Haus auf der Ostseeinsel. Trotz aller Widrigkeiten sehe ich darin gar kein so großes Problem. Reinhard ist bereits

seit drei Jahren tot. Für den Ausgang des Krieges kann ihn niemand verantwortlich machen. Was er getan hat, haben auch die Männer in seinen Positionen auf der anderen Seite getan. Er ist immer davon ausgegangen, dass er alle Aufgaben bis zur letzten Konsequenz erfüllen müsse. Auf das, was in den letzten drei Jahren geschehen ist, haben weder er noch ich irgendeinen Einfluss gehabt.

## Das Leben nach der Kapitulation

Doch weit gefehlt: schon in Rottach-Egern vollzieht sich eine Art Wiedergeburt des Reinhard Heydrich. Er, der 1942 auf dem Invalidenfriedhof in Berlin beerdigt worden ist, lebt plötzlich wieder und wird für Dinge verantwortlich gemacht, über die ich erstmals etwas Genaueres höre. Dass wir, meine Kinder und ich, nun auch noch als Stellvertreter zur Rechenschaft gezogen werden, nehme ich als Zeichen der neuen Zeit.

Aus dem Mann, über den Adolf Hitler am Grabe sagte: »Ich habe diesem Toten nur wenige Worte zu widmen. Er war einer der besten Nationalsozialisten, einer der stärksten Verteidiger des deutschen Reichsgedankens, einer der größten Gegner aller Feinde dieses Reiches. Er ist als Blutzeuge gefallen für die Erhaltung und Sicherung des Reiches«, ist geradezu im Handumdrehen ein Verbrecher geworden. Das Wort »Kriegsverbrecher«, Reinhard hat es seit dem Spätsommer 1941 im Rahmen unserer Gespräche über die Konferenzen der Alliierten gebraucht, verfolgt mich seither, wo immer ich auch auftauche. Seitdem muss ich als Frau eines Kriegsverbrechers leben.

## Fortsetzung der Flucht nach Fehmarn

Nachdem wir einige Zeit in Rottach-Egern gelebt haben, wird eines Tages ein sudetendeutscher Arzt, dessen Familie weisungsgemäß im Hause Frieda Wolffs gewohnt hat, unvermittelt abgeholt. Er soll »ausgeliefert« werden. Augenblicklich macht das Gerücht die Runde, dass die schöne Lida Baroova, eine der von Joseph Goebbels auf besondere Weise bevorzugten Schauspielerinnen, bereits an die Tschechen ausgeliefert worden sei. Angst breitet sich aus. Parolen verunsichern jeden, der hier sein muss. Ich will mich den Gerüchten und den mit ihnen verbundenen Konsequenzen nicht länger aussetzen und leihe mir ein Fahrrad, mit dem ich, wenn es sein muss, bis nach Fehmarn radeln will. Doch man braucht jetzt amtliche Erlaubnisscheine für derartige »Ausflüge«. Ich fahre nach Miesbach, wo man sie bekommen kann. Ich, Lina Heydrich, werde jedoch abgewiesen. Ich habe zu bleiben, wo ich bin. Na ja, in Miesbach hat es einmal eine Zeitung gegeben, den berüchtigten *Miesbacher Anzeiger,* ein Blättchen, das mit Julius Streichers *Stürmer* zu konkurrieren versuchte. Auch so etwas wirkt nun zumindest auf alle diejenigen nach, die nicht nur der Nachbar »kennt«. Als geradezu ironisch nehme ich daher in Miesbach den amtlichen Hinweis auf, dass ich von nun an in Rottach-Egern »standesgemäß« untergebracht werden würde. Frieda Wolff lebt »standesgemäß« in ihrem Hühnerstall. Wo werde denn ich »residieren« dürfen? Wenn die Einordnung »ranggemäß« erfolgt, kann für mich nur noch ein Klosett als Domizil herauskommen. Das, was ich bis dahin als »Glück« für mich bezeichnet habe, hilft mir auch jetzt weiter. Frau Sigurd Peiper, eine geborene Hinrichsen, eine Schulkameradin aus meiner Kieler Zeit – und auch einmal befreundet mit meinem Mann – trifft in einem Fleischerladen zwei deut-

sche Soldaten, die ein unverfälschtes »Kieler Deutsch« sprechen. Sie sind in Österreich entlassen worden und wollen – wie jeder – heimwärts. Sie bittet die Männer, sich meiner anzunehmen. Sie kommen zu mir und sagen: »Frau Heydrich, wir bleiben so lange bei Ihnen, bis Sie sich an uns gewöhnt haben – und uns auch voll vertrauen.« Dann etablieren sie sich im Lazarett, das täglich Genesende entlässt. Als ich dann meine, diese Leute hinreichend zu kennen, vertraue ich ihnen – und das betrachte ich bis heute als die spekulativste Lotterie meines Lebens – zwei Kinder und meine »Habe« an, die ich retten konnte. Sie wollen, so versichern sie mir, die Kinder und die »Habe« nach Fehmarn bringen. Und auch ein Hitlerjugend-Führer Namens Drescher, der ebenfalls weiß, wer ich bin, trägt mir an, sich in meine Dienste zu stellen. Ich nehme sie an. Er hat nur noch ein Bein. Das andere blieb auf einem Schlachtfeld. Das künstliche Bein jedoch ist hohl. Wir verstauen darin Geld und Zigarren, die jetzt wichtiger als das Papier sind, das wir noch »Geld« nennen.

Mein »Lotterie-Spiel« ist aufgegangen. Die Fremden haben den Wohnwagen nahezu bis nach Lübeck gebracht. Dort mussten sie ihn (infolge des zu der Zeit noch nicht eingerichteten Eisenbahntransports zur Insel Fehmarn) zwangsläufig stehenlassen. Die Soldaten sind nach Kiel gegangen. Drescher jedoch, der Hitlerjugend-Führer, ist mit den Kindern nach Fehmarn zu meinen Eltern gelangt. Meine dreijährige Tochter Marte habe ich bei mir in Rottach-Egern behalten. Die Lehrerin und deren Tochter sind mit einem Lastwagen davongefahren.

Sie durften es, obwohl die Lehrerin Heydrichs Kinder unterrichtet hatte. Wir, Marte und ich, richten uns derweil in den leer gewordenen Zimmern des Lazaretts eine Behausung ein. Eines Tages kreuzt ein junges Mädchen auf, das der Zinsendorfschen Brüdergemeinschaft angehört. Es sucht in Rottach-Egern nach ihrem ehemaligen Regimentskommandeur, der ihr nach Ablauf ihrer Kriegsverpflichtung als Wehrmachtshelferin eine feste Anstellung für die Zeit nach dem Kriege versprochen hat. Die junge

Dame hat Pech; denn der Herr Kommandeur ist ausgerechnet einen Tag zuvor festgesetzt worden – wie auch alle diejenigen, die in ihrer Berufsbezeichnung oder in ihrem Berufsrang das Wörtchen »Rat« (Regierungs-, Bau-, Verwaltungsrat usw.) führten. Er befindet sich in der sogenannten Sicherheitsverwahrung, in automatischem Arrest. Bei einer sächsischen Familie findet sie Unterkunft, und von ihnen erfährt sie, dass auch ich hier sei. Das Ende des Krieges hat sie auf der Insel Fehmarn überrascht, wo natürlich über die Heydrichs geredet worden ist. Außerdem wusste die Frau natürlich, sie heißt Lisa Hunger, wer Reinhard Heydrich gewesen ist. Nun erscheint L. H. plötzlich bei mir. Wir, die die gleichen Initialen (L. H.) im Namen haben, bleiben zusammen und hecken das aus, was uns als äußerste Notwehr bleibt. Wir fälschen Dokumente. Lisa fährt ins Entlassungslager Aibling, um sich einen Entlassungsschein ausstellen zu lassen. Er wird uns allen als Freifahrtschein dienen. Mit einem hartgekochten Ei als Stempelüberträger gelingen uns die Fälschungen großartig. Lisa fährt mit Marte gen Esslingen bei Stuttgart, wo sie angibt, mit einem unehelichen Kind als Wehrmachtshelferin eben erst entlassen worden zu sein. Ihr Fahrrad, das sie eigentlich nach Heidelberg zu bringen versprochen hat, überlässt sie mir. Dreist begebe ich mich zum Bahnhof von Tegernsee und verlange eine Fahrkarte nach München. Ich bekomme sie – und fahre mit der Eisenbahn, das Fahrrad im Gepäck, denn auch nach dort. Von da aus radele ich los, bar jeder Habe, am Lenker ein Netz mit einem Salatkopf und einer Gurke. Auf meinem Wege treffe ich alle fünf Kilometer auf sogenannte »Checkpoints«. Jeder Passant, der ohne besondere Genehmigung auf Reisen geht, kommt nicht weiter. Jedes Mal, wenn ein solches Hindernis naht, trete ich auf die Pedale, und wenn die uniformierten Männer Anstalten machen, mich aufzuhalten, rufe ich: »Please, I have no time«. Mit dem Salatkopf und der Gurke im Netz sehe ich wie eine Hausfrau aus, die nur mal rasch in der Nachbarschaft etwas besorgen will. So kann

ich alle 18 »Points« passieren. Eine ganze Strecke des Weges, der vor mir liegt, darf ich (von Augsburg aus) mit einem Lastwagen mitfahren, der alte Gummireifen transportiert. Im Gegensatz zu der Fracht, die nur noch als Altmaterial verwendet werden kann, fühle ich mich als »neu«, als an einem Anfang stehend. Am verabredeten Tage kann ich meine kleine Tochter wieder in die Arme schließen.

Von Stuttgart nach Hannover fahren wir mit der Eisenbahn. In Uelzen stoßen wir auf unerwartete Schwierigkeiten. Es ist Sonntag. Die Einwohner verkaufen uns trotz unserer Marken nichts. Hausen müssen wir in einer Schule, an deren Wänden Eimer voller menschlicher Sekrete stehen. Unter und neben uns treffen sich Paare zur eindeutigen Paarung. Die noch einmal Davongekommenen genießen, was ihnen geblieben ist. Überall hinein dringt der Gestank aus den Eimern vom Hof; aber was hilft's. Das bislang im Schloss aufgewachsene Kind hat begriffen, was geschehen ist. Am Montag sind wir dann müde und angeekelt zum Bahnhof gewandert. Kurz bevor der Zug eintrifft, taumelt Marte bis an die Kante des Bahnsteiges, wo sie sich übergibt. Sie spricht nicht, und sie weint nicht. Ihr ist das Ungewöhnliche unserer Lage klar. Wir fahren weiter nach Lübeck, wo wir am späten Abend eintreffen und keine offizielle Unterkunft ausfindig machen können. Das Rote Kreuz bedient uns nur mit Schelte. Wir sind »zu spät« gekommen. Ich erinnere mich an eine Schulkameradin aus der Lübecker Hansa-Apotheke. Dahin pilgern wir dann – und werden erstmals wieder wie Menschen empfangen. In der »Giftküche«, direkt hinter dem Apothekenraum, befindet sich eine Notliege. Dort können wir schlafen. Am Morgen bekommt Marte eine Birne aus dem Garten. Ein Lastwagen, der Holz geladen hat, bringt uns am nächsten Tage zu meinen Eltern. Als ich dort ankomme, sehe ich meine beiden anderen Kinder im Garten spielen. Mein Gott, bin ich glücklich! Daheim, bei meinen Eltern, gehe ich bald ins Rathaus, in dem sich inzwischen einiges verändert hat.

Der Bürgermeister, Inhaber eines Textilgeschäftes, ist ein Junggeselle und heißt Olderog. Er gibt mir sofort die Aufenthaltsgenehmigung, und als ich ihn frage, was nun aus uns werden solle, antwortete er: »Sie können sich denken, dass ich nicht gerade hocherfreut darüber bin, dass ausgerechnet Sie hier sind; aber da Sie nun schon einmal hier sind, gehen Sie zu Ihren Eltern.«

## Meine Aufnahme nach meiner Ankunft auf Fehmarn

Der Beginn, der Neubeginn auf Fehmarn, ist menschlich geblieben, soweit die eigentlichen Inselbewohner ihr »Spiel spielten«. Schlimm ist es erst geworden, als Bürokraten und Politiker ihr »Machtwort« sprechen konnten. Eigentlich hätte nun, wieder daheim bei den Eltern, all das ein Ende gefunden haben müssen, was hinter uns lag; denn was konnte unser Leben nun noch mit Reinhard Heydrich zu tun haben? So jedenfalls dachte ich. Dass ich falsch gedacht hatte, spürte ich sehr bald. Privat erlebte ich, wenn ich auf die Straße ging, dass alte Freunde oder solche, die sich bislang so bezeichnet hatten, die andere Straßenseite aufsuchten, weil sie mir keinen »guten Tag« entbieten wollten. Ein Kontakt mit mir könnte ihnen schaden, war ganz offenbar ihre Auffassung. Insgeheim hätte der eine oder der andere schon gern mit mir geredet, aber öffentlich? Nein! Doch es gab auch Ausnahmen. Da war zum Beispiel Käte Dietz, eine alte Freundin, die weiterhin und offen zu mir hielt.

Wie Papiere gefälscht werden, weiß ich nicht erst seit gestern. Ich mache das nach meiner Ankunft auf Fehmarn natürlich auch weiterhin. Da ist zum Beispiel ein Mann, der aus dem Elsass kommt, wo er in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden ist. Die Suchkommandos haben ihn nicht gefunden. Ich mache aus ihm kurzerhand einen ganz anderen Mann. Er bleibt frei und überlebt. Mir hat das schließlich sogar Spaß gemacht. Es war für mich eine Art Reaktion auf all das, was uns nach unserer Meinung völlig zu Unrecht widerfahren war.

Ein legales Leben konnte ich allerdings nicht führen. Nicht einmal unser Sommerhaus durfte ich beziehen; denn in ihm wohnten zunächst Flüchtlinge und dann der englische Kreis-Offizier.

Nur ein Narr konnte 1945 meinen, dass es in meiner Lage genüge, sich lediglich beim deutschen Bürgermeister gemeldet zu haben. Unmittelbar nach dem Gespräch mit Olderog wandte ich mich daher an das 8. britische Armeekorps, das für uns hier oben damals zuständig war. Durch reiche Erfahrungen gewitzt, ging ich nicht persönlich hin, sondern schrieb einen Brief, der wie folgt lautete:

»Hoch zu verehrender Herr General! Seit dem 7. September 1945 befinde ich mich im Hause meiner Eltern, dem Lehrer Jürgen von Osten und seiner Frau Mathilde. Sollte gegen mein Hiersein etwas einzuwenden sein, wollen Sie es mich wissen lassen.«

Natürlich habe ich erwartet, dass es mir wie in Bayern ergehen und sofort fremde Soldaten erscheinen würden; aber ich hatte mich getäuscht. Es geschah lange Zeit hindurch gar nichts. Erst nach ungefähr vier Wochen läutete es an unserer Tür. Vor ihr stand ein britischer Soldat im Unteroffiziersrang. Meine Mutter bat ihn herein – und er mich sofort um meine Papiere. Da sie mir in Rottach-Egern abgenommen worden waren und ich mir selbst keine neuen »ausgestellt« hatte, konnte ich seiner Aufforderung nicht folgen. So musste ich ihm denn erzählen, auf welche Weise ich von dort nach hier gekommen sei. Ich tat es – sehr blumenreich. Am Schluss haben wir, er und ich, herzlich gelacht. Und dann habe ich ihn gebeten, doch »bitte einen Augenblick zu warten«. Ich wolle nur noch rasch einen Koffer packen. Was dann geschah, gebe ich am besten so wieder:

Er: »Wieso wollen Sie denn einen Koffer packen?«

Ich: »Sie sind doch nur gekommen, um mich abzuholen!«

Er, lachend: »Aber nein! Nein! Ich will Sie nicht abholen. Niemand von uns will Sie einsperren!«

Ich machte ein enttäuschtes Gesicht und dachte: »So also ist es hier oben.« So bin ich denn eine der wenigen »Nazi«-Frauen, die nicht eingesperrt worden sind. Die meisten von ihnen haben

irgendwo im Gefängnis gesessen. Eigentlich hat mir ein wenig leidgetan, dass ich nicht auch noch habe sitzen müssen; denn mir war sonst nun wirklich nichts erspart geblieben.

Der Winter von 1945 zu 1946 war streng und hart, die Insel auf Brennstoffzufuhren von außen her angewiesen. Kohle und Torf gab es bei uns nicht. So mussten wir, wenn wir nicht erfrieren wollten, uns so etwas wie den Ast absägen, auf dem wir saßen: unsere Obstbäume mussten daran glauben. »Von der Hand in den Mund leben«, lautete unsere Devise. Und dann, ein paar Jahre später, kam die Währungsreform. Jeder von uns erhielt pro Kopf 40 Deutsche Mark (DM), von denen wir, wie ich zuerst ironisch meinte, »unser Leben lang auskommen« sollten.

Immer wieder denke ich in dieser Zeit an ein normales Leben ohne politischen Akzent; aber je unpolitischer ich mich verhalte, umso politischer werde ich von außen her bewertet. Die »NS-Zeit«, soll »bewältigt« werden. In den Zeitungen, in allen Presseorganen, spricht man nun wortreich über den »Massenmörder Heydrich«. Menschen, die zuvor niemals etwas über ihn gehört haben, werden auf ihn aufmerksam. Leute, die nie gewusst haben, dass er Frau und Kinder hatte, lassen ihren Hass nun an uns aus. Den meisten von ihnen ist nicht einmal bekannt, dass Heydrich bereits seit Jahren tot ist. Für »alles« wird er nun verantwortlich gemacht.

Da ist zum Beispiel die Sache mit der Hinrichtung eines politischen Häftlings, der im Jahre 1944 oder 1945 auf der Insel Fehmarn eine Bäuerin vergewaltigt haben soll, deren Mann als Soldat im Felde stand. Nach dem Kriege findet eine richterliche Untersuchung statt. Und auf Befragung der damaligen Untersuchenden erklärt der Richter, dass dies »doch nur im Auftrage von Heydrich geschehen sein« könne. Als dann zwangsläufig doch festgestellt wird, dass Reinhard Heydrich bereits seit zwei Jahren tot sei, folgt betretene Verlegenheit, die uns jedoch nichts nützt. Wir haben das Zeichen des Mörders an der Stirn zu tragen.

Ich kann mich nicht einfach ins sogenannte »Privatleben« zurückziehen. Mehr denn je bin ich die Frau eines Kriegsverbrechers: ohne Möglichkeit zur Verteidigung.

Auf die neuen Gesetze, die sich mit den Menschen »aus früherer Zeit« befassten, konnte ich mich nicht berufen. So war das Gesetz 131 beispielsweise, das die Versorgung der ehemaligen Soldaten »regelte«, kein Gesetz, das die deutsche Staatsbürgerin Lina Heydrich, die Witwe eines während des Krieges infolge eines Attentats verstorbenen Generals der Polizei, für sich in Anspruch nehmen durfte. Dabei hätte es auf mich Anwendung finden müssen; aber ich rutschte immer zwischen den Paragraphen hindurch ... und bald merkte ich, dass ich immer durchrutschen würde. So enthielt das Gesetz zum Schutze der Vertriebenen beispielsweise einen Sonderparagraphen über Hausratshilfe, der eine Entschädigung für verlorengegangene Güter angemessen garantieren sollte, doch als ich mich darum bemühte, auch nur für meine Kinder eine Beihilfe zu bekommen, wurde ich abgewiesen. »Als Nutznießerin des nationalsozialistischen Regimes haben Sie kein Anrecht ...« darauf, hieß es, Ansprüche dieser Art zu stellen. Dabei kann kein Mensch beweisen, dass ich Nutznießerin des nationalsozialistischen Staates gewesen sei. Bewiesen ist nur: Ich bin Reinhard Heydrichs Witwe. Sonst nichts!

Als nach dem Kriege die sogenannte Entnazifizierung begann, nahm eine systematische Räuberei ihren Lauf. Den Leuten wurde ihre Habe genommen. Ich gehörte zu denen, die alles verloren. Dagegen war kein Kraut gewachsen.

## Drohende Gefahr durch Auslieferung

Ich suche nach einem neuen Ufer. Helfen soll mir dabei der Österreicher Leopold von Zenetti, der mir nach Reinhards Tod sehr geholfen hat. Er hat all' meine Extravaganzen erduldet, mich geduldig auf die Jagd begleitet und mich gestützt, als mein Sohn Klaus tödlich verunglückte, und er hat mich im Januar 1945, als sich das Ende in Prag abzeichnete, durchaus nicht aus heiterem Himmel gefragt, ob ich seine Frau werden wolle. Im Januar habe ich »ja« gesagt; aber jetzt ist Leopold von Zenetti so unerreichbar wie das Ufer, das ich suche. Ich weiß nicht, wo er sich aufhält. Einen Teil der Sachen, die er brauchen wird, wenn er kommt, habe ich daheim bereitgelegt. Von einem Heimkehrer erfahre ich überraschend, dass ich von Zenetti im Münsterland finden könne. Ausgerüstet mit falschen Papieren und Proviant, fahre ich in einem alten Kohlenwagen als Frau Rosenkranz nach Münster. Als ich dort mit schlotternden Knien eintreffe, immer die Furcht im Nacken, erkannt zu werden, höre ich von Zenettis Kameraden: »Zenetti hat sich gestern unerlaubt entfernt. Er ist weg!« Ich bin zu spät gekommen, überlasse den Zenetti-Kameraden den Inhalt meines Rucksackes und sage den Männern für den Fall, dass von Zenetti doch wieder zurückkehren solle, dass ich nicht Frau Rosenkranz, sondern Lina Heydrich sei. Sie fallen aus allen Wolken ... Die Rückfahrt war sehr ungemütlich und beschwerlich, doch als ich in Neustadt-Holstein plötzlich von Zenetti auf dem Bahnhof stehen sah, war alles vergessen. Hand in Hand standen wir bald vor meinem Elternhaus. Meine Eltern, besonders seit dem Ende des Krieges in großer Sorge um ihre Tochter und deren Kinder, schöpfen Hoffnung. Sie wähnen ihre Enkel nun endlich gesichert. Leopold von Zenetti glaubt an seine Zukunft. Nach einigen Wochen fährt er heimwärts nach Öster-

reich. Lange Zeit höre ich nichts von ihm. Dann erfahre ich, dass er beim Grenzübertritt erwischt und für einige Wochen in »Gewahrsam« genommen worden sei. Jetzt habe er in Wels eine Anstellung bei der Jagdbehörde gefunden und möchte, dass ich zu ihm käme. Ein Auerhahn sei mir zum Abschuss gewiss.

Am 8. April 1946 höre ich im Radio, dass die Tschechoslowakei meine Auslieferung verlange. In einer Kiste verpackt, verlasse ich Fehmarn und lande schließlich in Hamburg, wo es einige zum Tode verurteilte ehemalige SS-Leute gibt, denen ich mit falschen Papieren geholfen habe.

In Hamburg wird mir eröffnet, dass ich nach München fahren und im »Hotel Regina« »Quartier beziehen« solle, was ich »ordnungsgemäß« tue. Kaum im »Hotel Regina« angekommen, öffnet sich meine Tür und der Rechtsanwalt Tammo van Horn steht vor mir, einer der einstigen SS-Männer aus Hamburg, denen der Galgen gewiss ist, wenn sie erwischt werden.

Er will mich unbedingt nach Spanien mitnehmen. Ich kann mich zu dem Schritt jedoch nicht entscheiden, zumal ich auf Leopold von Zenetti warte, meinen künftigen zweiten Ehemann. Er erscheint am nächsten Morgen. Freunde begleiten ihn. Tammos Anwesenheit überrascht ihn merklich. Er bekommt (diese Leute halten noch zusammen) Landkarten und Geld – für seine Reise nach Spanien. Wir, von Zenetti, einige seiner Freunde und ich, bereiten uns auf die Auerhahn-Jagd vor. Ich habe die Situation, in der ich mich befinde, einen Augenblick lang fast vergessen. Fast vergessen; denn in einem geeigneten Moment gestehe ich von Zenetti, dass die Tschechen meine Auslieferung wollen, was er jedoch längst weiß. Und das ist das Ende: er erklärt mir, dass er mich daher nicht heiraten könne.

Die ganze Nacht hindurch habe ich wieder einmal »Bilanz« gemacht. Am Morgen bitte ich von Zenetti, mir wenigstens behilflich zu sein, für einige Zeit unterzutauchen. Ich muss den Engländern die Möglichkeit geben, zu behaupten, dass ich nicht in der englischen Besatzungszone lebe. Zu diesem Kompromiss

ist er bereit. Er verschafft mir Anstellung und Unterkunft bei einem Bauern in der Nähe von Wels in Österreich. Ich werde als Magd eingestellt, muss in der Küche arbeiten und die Wohnung in Ordnung halten. In der Küche bin ich ein vollständiger Versager. Die Oberösterreichische Kochkunst ist mir fremd. Von der ländlichen Kocherei verstehe ich nahezu nichts. Staub wischen, Teppiche und Decken klopfen, Fenster putzen, Betten machen und den Hof fegen, das beherrsche ich natürlich zur vollen Zufriedenheit meines Arbeitgebers. Während einer Großreinigung des ehelichen Schlafzimmers entdecke ich in einer Schale ein Partei-Abzeichen der NSDAP. Ich bin also nicht unter Fremden, auch wenn wohl ein solcher Eindruck entstehen soll. Leopold von Zenetti ist häufiger Gast im Hause. Meist ist er schon betrunken, wenn er eintrifft. Offenbar wird er mit der neuen Situation nicht fertig. Eines Tages glaube ich, dies alles nicht mehr ertragen zu können. Ich leihe mir etwas Geld und verschwinde einfach. Während die Bauern auf der Schwarzloferalm das Sennenfest feiern, trotte ich hinter einem Zöllner her. Unser Weg führt nach Reit im Winkl. Von da aus mache ich mich auf den Weg zurück nach Hamburg, wo ich erfahre, dass ich nicht auf der Fahndungsliste stehe. So begebe ich mich – mit gemischten Gefühlen – zu meinen Eltern und gestehe ihnen: »Aus der Heirat mit dem Herrn von Zenetti wird nichts. Er hat Angst!« Zu danken habe ich dem Angsthasen dennoch. Reinhards Tod und den Tod unseres Sohnes, hätte ich ohne ihn wohl nur schwerlich überstanden.

## Suche nach neuen Wegen

Mit der Zeit habe ich mir ein neues Gedankenfundament geschaffen. Mein Leben, so sagte ich mir von nun an, gehört allein mir. Ich kann frei darüber verfügen. Sobald ich weiß, dass ich es nicht mehr ertragen kann, habe ich das Recht, es zu beenden. Ich lebe auf dieser Erde und alles, was ich tragen soll, trage ich freiwillig. Gibt mir die Umwelt, das Gesetz oder der Unverstand der Menschen, eine Last auf, die ich nicht tragen kann, darf ich entscheiden, ob ich weiterleben will. Niemand kann mir befehlen. Seitdem habe ich die Dinge um mich herum anders als zuvor gesehen. Seitdem habe ich gewusst, dass ich auf der Insel Fehmarn bleiben würde. Mein Haus, das seit einiger Zeit eine »Stätte der Begegnung« ist, vom englischen Kreisoffizier unterhalten wird und nicht selten Mädchen beherbergt, habe ich nicht abgeschrieben, und daran lasse ich auch keinen Zweifel aufkommen. Langsam wird mir klar, dass ich eine Arbeitsgenehmigung benötige. Es gibt Fragebögen, die über die Vergangenheit der Antragsteller Auskunft geben sollen. Da ich nur einfaches Mitglied der Partei war, reiche ich den 19 Fragen umfassenden Fragebogen ein: alles exakt beantwortet. Er wird mir mit der Belehrung zurückgereicht, dass für mich ein anderes Formular gelte, das Formular mit 133 Fragen. Das Jahr 1947 gehört zu den schwersten Zeiten meines Lebens. Es sind nicht nur die Enttäuschungen, die es mir gebracht hat, sondern vor allem die große Sorge um meine Kinder. Meine Eltern sind alt. Wer wird für meine Kinder sorgen, wenn meine Eltern nicht mehr leben? Die Feindschaft der Behörden wird auch auf sie ausstrahlen. Ich überlege mir alles das und beschließe, dem Rat eines guten Bekannten zu folgen, der mir empfahl: »Wende Dich doch an die katholische Kirche.« Ich tue es und fahre zum Bischof in Osnabrück. Ihm schildere ich

meine Situation und bitte ihn, sich meiner drei Kinder anzunehmen, falls ich ausgeliefert werden sollte. Die Exzellenz empfiehlt mir, zunächst erst einmal zur katholischen Kirche überzutreten. Einige Tage später erhalte ich einen Brief. Die katholische Kirche verlangt von mir pro Tag und pro Kind drei Mark. Die Demütigung, die ich um der Kinder willen auf mich genommen habe, ist umsonst gewesen. Immer wieder wird von Auslieferungsverfahren geredet. Den ganzen Winter 1947/1948 bedrückt diese Ungewissheit mich. Etwas Vernünftiges kann ich nicht beginnen. So spiele ich auf den Tasten des Schwarzmarktes. Dabei bin ich oft am Hafen gewesen. Der bitterkalte Winter hat zusätzliche Probleme geschaffen. Rund um die Insel war das Meer zugefroren. Man konnte über das Eis bis Dänemark gehen. Da Fehmarn über keinen Wald verfügt, aus dem man Brennmaterial für den Ofen holen kann, habe ich mir seinerzeit vom Großherzog von Oldenburg, dessen Schwester, die Prinzessin zu Waldeck und Pyrmont, zu unseren guten Bekannten gehört hat, Holz beschafft. Während dieser Zeit sind große Schwärme von Wildenten aus den nördlichen Gebieten bei uns eingefallen. Die Fischer haben Löcher ins Eis geschlagen und Netze unterm Wasserspiegel gezogen. Nachts sind Wildenten in die Wasserlöcher gestoßen und haben sich in den Netzen verfangen. Der Hafen wurde von der Polizei und vom Zoll abgeriegelt, und jede Ente, die gefangen worden war, wurde beschlagnahmt. Dieser Winter war ein Winter des Faustrechts. Erst immer gegen Mitternacht wurde der Sperrriegel am Hafen aufgehoben, und dann bin ich nach dort geschlichen – und habe Enten bekommen; oftmals bewirteten die Schiffer mich auch mit einem heißen Grog. Irgendwie haben sie mein Verhalten als mutig angesehen.

## Der Versuch eines Neuanfangs

Die Einführung der Währungsreform ändert unsere Lage schlagartig. Bislang habe ich mich so einigermaßen durchgemogelt. Jetzt hatte ich für mich und die Kinder 160 DM in der Hand und sonst nichts. Zuerst habe ich versucht, geräucherte Aale zu kaufen, um sie in Hamburg teurer zu verkaufen, was sich als Fehlschlag erwies. Die Hälfte der Aale wurde schon auf dem Transport gestohlen. Wirkungsvolle Gegenmaßnahmen sind mir nicht eingefallen, zumal ich nicht wagen durfte, mich irgendwie bemerkbar zu machen. Ich habe das Gefühl gehabt, dass es besser sei, man vergisst mich – oder man bemerkt mich nicht.

An einem Abend hockte ich wieder einmal am Hafen und sah den Möwen zu, die sich um den Fischabfall eines Kutters stritten. Ein alter Fischer, ein Ostpreuße, setzte sich zu mir auf die Fischkiste und fragte mich: »Marjellchen, Sie sehen so traurig aus.« Da erzählte ich ihm, dass ich nicht ewig von 160 DM leben könne, da drei kleine Kinder zuhause seien und ein altes Elternpaar. »Aber das ist doch ganz einfach. Wissen Sie«, belehrte er mich, »da gibt es den Hering 3, der ist ohne Marken. Den holen Sie sich, und es gibt auch Fischöl. Das alles packen Sie in eine Konservendose und dosen es ein. Das kann man in der Waschküche machen.« Und so habe ich mit den Fischen angefangen. Es hat großartig funktioniert, nur alles ist immer noch ohne Behörde geschehen, was mich gestört hat, und so bin ich eines Tages nach Hamburg zu einer Dienststelle gefahren, um mir die amtliche Genehmigung zu holen. »Haben Sie 1939 bereits ein Fischgeschäft gehabt?« wurde ich barsch gefragt. »Nein, das habe ich wirklich nicht«, musste ich antworten, und so erfuhr ich denn: »Dann bekommen Sie jetzt keine

Genehmigung!« Am 18. Oktober hatten meine Eltern Goldene Hochzeit. Ich habe mit meinen Fischen in Hamburg und später auch in Osnabrück bereits so viel verdient gehabt, dass ich ihnen ein kleines Familienfest ausrichten konnte.

## Erneute Gefahr der Auslieferung

Am nächsten Morgen fummelte ich am Radio herum und hörte die Morgennachrichten. Und da durchfuhr es mich plötzlich. »Frau Margarete Heydrich ist vom Volksgericht in Prag zu lebenslänglichem Zuchthaus, davon 20 Jahre verschärftes Straflager, verurteilt worden ... in absentia.« Ich war's, wenn auch der Vorname nicht stimmte. Man hat mich also nicht mehr ausliefern wollen, mutmaßte ich. Erst sieben Jahre später erfuhr ich die tatsächlichen Zusammenhänge. Nach längeren Verhandlungen, in denen die Tschechen von der englischen Besatzungsmacht 100 Personen anforderten, waren die Briten nur bereit, 50 der namhaft gemachten Personen auszuliefern. Auf dieser Liste stand ich, wie ich feststellen musste, an erster Stelle. Da sich die Tschechen der Männer bedienen mussten, die sowohl deutsch als auch tschechisch sprachen, hatten sie auch den Leiter des Prager deutschen Bodenamtes, der in Prag gefangen war, im Büro beschäftigt. Er hat von dieser Auslieferungsliste Kenntnis erhalten und sie nach dem Motto umgeschrieben: Die Ersten sollen die Letzten sein.

Ein paar Tage nach dieser Bekanntgabe fand in der Stadt Burg auf Fehmarn der sogenannte Herbstmarkt statt, zu dem meine Kinder mich drängten. Kaum hatten wir das Haus verlassen, als ich auf der Straße einen amerikanischen Straßenkreuzer stehen sah, ein Auto, wie wir es hier selten erblicken konnten, denn die Insel war nur auf dem Wege über eine Fähre erreichbar. Ein Mann beugte sich heraus und fragte einen Passanten etwas, und als dieser gestikulierend in Richtung Hafen zeigte, fuhr der Wagen an uns vorüber. Nach dem Vergnügen gehen wir in ein am Markt gelegenes Schuhgeschäft, um Schuhe für die Kinder zu kaufen. Während wir anprobieren, höre ich neben mir den Satz: »Sie dürfen nicht nach Hause gehen, dort warten Amerikaner

auf Sie!« Ich habe die Schuhe noch gekauft und die Kinder dann nach Hause geschickt. Was sollte ich jetzt tun? Wollten sie mich abholen? Gab es überhaupt eine Ausweichmöglichkeit? Ich gehe sehr, sehr langsam nach Hause. Und da stürzen aus den Häusern Menschen auf mich ein und fordern mich auf, mich bei ihnen zu verstecken. »Hier sind Amerikaner, die suchen Sie, sie waren schon bei uns«, so lautet der Tenor. Es ist sinnlos, den Ratschlägen zu folgen. Ich gehe nach Hause. Meine Mutter tritt mir in der Haustür entgegen und zieht mich, geradezu irre vor Angst und Schrecken, ins Haus. Sie reißt die Kellertür auf und stößt mich so heftig die Treppe hinunter, dass ich fast falle. »Und da unten bleibst du, hast du mich verstanden?« befiehlt sie mir – vor Angst schlotternd. Da sitze ich nun in diesem Kellerloch. Die Kinder sind offenbar ins Nachbarhaus geschickt worden. Und dann höre ich sie, wie sie zurückkommen. Und ich höre die Diskussion meiner Mutter mit den Männern. »Wir haben Lina Heydrich nicht gefunden«, sagen sie, »und Sie werden sie auch nicht finden«, reagiert meine Mutter, die die Flucht nach vorn antritt und hervorstößt: »Und Sie werden sie auch nicht in die Tschechei bringen, nie und nimmer!« »Aber wir wollen sie ja gar nicht mitnehmen. Wir wollen sie nur fragen, was sie zu dem Prager Urteil sagt. Wir sind von der Presse«, antworten die Männer und so geht es weiter, bis ich in der Tür zum Keller auftauche. Meine Mutter hat mich so strafend angesehen, wie manchmal früher, als ich noch ein Kind war. Die Männer sind offenbar ebenso erstaunt: »Mein Gott. Wir haben Sie ja schon gesehen«, sagen sie, »das ist ja hier eine verflixte Insel. Erst schickt uns ein Mann, während Sie an uns vorbeigehen, in eine falsche Richtung, und schon auf der Fähre haben die Fährleute erklärt, dass wir umkehren sollten, auf der Insel gäbe es keine Frau Heydrich. Alle haben wir gefragt. Keiner hat Sie gekannt, und keiner hat Sie gesehen!« »Aber alle«, unterbreche ich den Mann, »wollten mich verstecken!« Betroffen haben diese »Gäste« das Haus wieder verlassen. Doch nachdenklich wurde auch ich.

## Kampf um das wirtschaftliche Überleben

Ich habe angefangen, nun systematisch mein Leben in Ordnung zu bringen. Illusionen gab ich mich nicht mehr hin. Um mein Haus auf Fehmarn zurückzubekommen, habe ich eine Entnazifizierung von ganz besonderer Intensität ertragen müssen. 1953 konnte ich wieder einziehen. Etwas später gewann ich den Prozess gegen den Staat, der mir die Anerkennung als Kriegerwitwe verweigert hatte. Erst Veröffentlichungen in England über die Ermordung meines Mannes beseitigten alle Zweifel. Jedoch wurde meine Pension, die ich bereits drei Jahre lang, d. h. von 1942 bis 1945, erhalten hatte, aberkannt, womit ich als Nutznießerin des Dritten Reiches abgestempelt war. Das war dann die Wand, die mich von da an systematisch vom Leben der Normalbürger trennte. Und wann und wo immer ich so vermessen war, auf die Rechte eines Normalbürgers zu pochen, wurde ich amtlich belehrt: »Als Frau eines Kriegsverbrechers steht Ihnen nach Paragraph so und so ... nicht zu, was Sie beantragen. Ihr Antrag ist abgelehnt.« Ich hatte 1954 meine persönliche Freiheit ebenso abgeschrieben wie meine Konten. Da las ich in der Zeitung, dass die »Uraltkonten« von den Banken, die in Berlin ihren Sitz hatten, aufgewertet würden. Meine einstige Versicherungssumme belief sich auf 200 000 Mark. Während der Verhandlungen über die Dotation von Breschan hatte ich den Betrag auf ein von mir eröffnetes Konto bei der Deutschen Reichsbank überwiesen, deren Sitz sich in Berlin befand. Eigentlich sollte das Geld für »nach dem Kriege« zurückgelegt sein, sozusagen als Rückversicherung. Ich wollte mich auch finanziell »freischwimmen«. Nun, da dieses Geld infolge der angekündigten Regelung plötzlich in der »Literatur« des Finanzamtes wieder auftauchte, meldete ich mich. Wer würde den Versuch nicht wa-

gen, sein Geld doch noch zu bekommen? Auf der Flucht aus Prag hatte ich viele Unterlagen mitgenommen. Ich beantragte 1954 also die Anerkennung zur Aufwertung von fünf Prozent des eigentlichen Geldes. Der Antrag löste eine Lawine aus. Erst 1971 war alles vorbei. Erst wurden meine Angaben bestritten, dann infolge der Bemühungen meines Rechtsanwaltes bestätigt. Das Ergebnis: mein Geld wurde beschlagnahmt und schließlich konfisziert. So langweilig, wie Gerichtsgebäude gewöhnlich sind, war auch dieses Verfahren. Schwung kam in die Sache erst, als von Amts wegen bestätigt werden musste, dass das aufzuwertende Geld tatsächlich existierte.

## Entnazifizierung eines Toten und seiner Familie

In dem Augenblick jedoch, in dem es mir zugesprochen wurde, griff die Entnazifizierungsbehörde ein. Die Berliner Behörden ordneten ein Sühneverfahren gegen Reinhard Heydrich an, der bereits 1942 gestorben war. 18 Jahre nach seinem Tod mussten ich als seine Witwe und Marte, als seine jüngste Tochter, die erst nach seinem Tode zur Welt gekommen war, vor dem Tribunal erscheinen. Im Herbst 1942 habe ich vom Amtsgericht Berlin-Lichterfelde den Erbschein bekommen. Der Nachlass war geordnet. Die Erben Reinhard Heydrichs, seine Kinder und seine Frau, hatten die Schulden des Erblassers anerkannt. Wir haben alle Verpflichtungen für das Haus auf Fehmarn und für das Haus in Schlachtensee auf uns genommen. Mit der Pension, die mir zur Verfügung stand, konnte ich das Haus in Berlin-Schlachtensee nicht halten. So habe ich es denn mit einem Gewinn von rund 1 600 Mark verkauft. 1960 soll in einem Hause in Berlin am Ferbelliner Platz Bilanz gemacht werden. Juristisch ist Reinhard wieder »auferstanden« und soll nun möglicherweise gar »entnazifiziert« werden. Wir, die Kinder und ich, sind als Zeugen geladen. Als Reinhard starb, war ich 30, Heider acht, Silke vier und Marte war noch gar nicht geboren. Trotzdem musste auch sie als Zeugin auftreten. Da meine beiden ältesten Kinder bereits in der Ausbildung standen und nicht gestört werden sollten, erschien nur, begleitet von meinem Rechtsanwalt, meine jüngste Tochter und ich. Schon an Auswüchse gewohnt, habe ich eine Freundin meiner Tochter mitgenommen, und zu meiner inneren Unterstützung hat sich Herr Schütter, ein Gast aus der Sommerzeit, bereit erklärt, in meiner Nähe zu bleiben. Mein Rechtsanwalt, Dr. Massmann, »behütet« uns. Als wir in Berlin ankamen und uns zum Ferbelliner Platz durchgefragt

hatten, »empfingen« uns Hunderte von Kindern. Irgendwie, so dachte ich, müsste dies ein Irrtum sein. Doch wir täuschten uns. Die rund 800 Schüler sollten diesem Prozess als politischem Unterricht beiwohnen. Ich habe mir notiert: »Uns werden die Plätze auf der Anklagebank zugewiesen. Die Schule versammelt sich hinter uns. Das Schauspiel beginnt.« Nichts, aber auch gar nichts, habe ich von alledem gehört, was ein Mensch da in der ganzen Gewichtigkeit seiner Person vorgelesen hat. Ich habe nur meine Tochter angesehen. Dann fand eine Pause statt und danach haben wir zu dem, was da vorgelesen wurde, etwas sagen sollen. Nachdem unser Rechtsanwalt gesagt hat, dass wir doch gar keine Ahnung von den Anschuldigungen hätten, hat das Gericht den Entschluss gefasst, Reinhard Heydrich, bislang zwar noch von keinem Gericht als Kriegsverbrecher verurteilt, nunmehr als Kriegsverbrecher einzustufen und sein Vermögen einzuziehen. Einige Stunden später haben wir im Ostsektor am Grabe Reinhards gestanden. Ich wollte, dass auch Marte sehen sollte, wo der Vater 1942 beigesetzt worden ist.

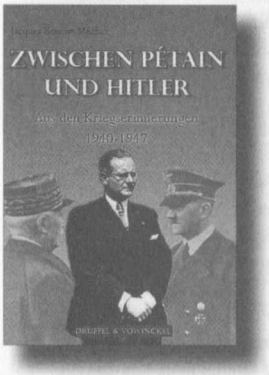
## Aus unserem Verlagsprogramm:

### Jacques Benoist-Méchin

# ZWISCHEN PÉTAIN UND HITLER

### Aus den Kriegserinnerungen 1940-1947

Der 1902 geborene Journalist und Intellektuelle interessierte sich schon in den 30er Jahren für Deutschland, Hitler und dessen politische Vorstellungen. Nach Kriegsausbruch diente er in der französischen Armee und stellte sich nach einer mehrwöchigen Kriegsgefangenschaft Marschall Philippe Pétain zur Verfügung. In Regierungen unter den Ministerpräsidenten Laval und Darlan hatte er wichtige Positionen inne, u.a. als Staatssekretär im Außenministerium in Vichy.




**400 Seiten mit zahlreichen Bildern. Geb. mit SU € 24,80 ISBN 978-3-8061-1242-9**

Der Diplomat versuchte 1941 vor allem engere Beziehungen zwischen dem besetzten Frankreich und dem Deutschen Reich herzustellen. Benoist-Méchin sah damals in einem Schulterschluß Frankreichs mit dem Deutschen Reich in einem »Neuen Europa« die Chance seine Identität wieder zurück zu gewinnen. Als französischer Patriot hoffte er durch ein Bündnis mit Berlin seinem Vaterland einen größeren politischen Handlungsspielraum erarbeiten zu können, die in einem Friedensschluss seinen Höhepunkt hätte finden können.

In diesen glänzend geschriebenen Kriegserinnerungen berichtet der Verfasser u.a. über einen Besuch bei Hitler auf dem Obersalzberg am 10. Mai 1941, ferner über seine Begegnungen und Erfahrungen mit führenden Deutschen aus Politik, Kultur und Wirtschaft in jener für Frankreich äußerst schwierigen Zeit.

Nach der Besetzung Frankreichs durch die Alliierten im Sommer 1944 und der Übernahme der Regierung durch General de Gaulle wurde Benoist-Méchin verhaftet und 1947 wegen seiner Zusammenarbeit mit den Deutschen zum Tode verurteilt. Seine Aufzeichnungen jener Jahre in französischen Gefängnissen enthüllen die erbarmungslose Rache der Resistance an der Kollaboration, ein weitgehend verschwiegenes Kapitel der französischen Nachkriegsgeschichte. 1954 wurde Benoist-Méchin schließlich vom französischen Staatspräsidenten Auriol begnadigt.

Diese in deutscher Sprache bislang nicht veröffentlichten Erinnerungen sind ein faszinierendes Zeugnis einer bewegten Epoche, die Benoist-Méchin nicht nur erlebt, sondern auch an führender Stelle mitgestaltet hat. Spannender kann Geschichte nicht geschrieben werden.

DRUFFEL & VOWINCKEL-VERLAG
Talhofstr. 32 – 82205 Gilching
www. druffel-vowinckel.eu

## Aus unserem Verlagsprogramm:

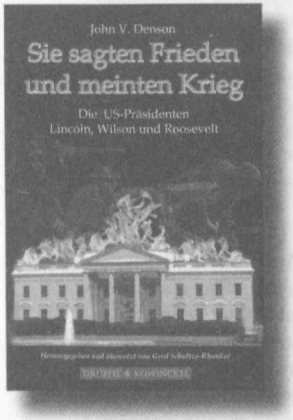
### John V. Denson

# SIE SAGTEN FRIEDEN UND MEINTEN KRIEG

### Die US-Präsidenten Lincoln, Wilson und Roosevelt

### Herausgegeben und übersetzt von Gerd Schultze-Rhonhof

Die deutschsprachigen Leser, die inzwischen fast alle von der Alleinschuld ihrer Eltern und Großeltern an den zwei Weltkriegen des 20. Jahrhunderts überzeugt sind, und die Japaner, denen die Alleinschuld am Zweiten Weltkrieg im Pazifik zugesprochen wird, werden sich an manchen Stellen dieses brisanten Buches




**256 Seiten mit Karten und Bildern. Geb. mit Schutzumschlag**
**€ 19,95**
**4. Auflage**
**ISBN 978-3-8061-1234-4**

die Augen reiben. Das uns Deutschen innewohnende Bewusstsein von der eigenen Schuld am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in Europa verstellt uns den Blick auf das, was um Deutschland und Japan herum zur gleichen Zeit verursacht und verbrochen worden ist.

John V. Denson, Jurist und Bezirksrichter in den USA, beschreibt in dieser Studie die Methoden, mit denen US-amerikanische Regierungen ihre Kriege seit 1846 als Feldzüge für Frieden, Freiheit, Menschlichkeit und Demokratie deklariert und doch oft als Intrigenspiele inszeniert haben.

Er enthüllt dabei die Kriegsgründe, Kriegsmotive und Kriegsziele der USA, die immer eher in den Expansionen der amerikanischen Herrschaft und den Wirtschaftsvorteilen zu erkennen waren als bei dem Engagement für Menschenrechte Demokratie und Frieden. Es ging dabei weniger um Ideale als vielmehr um die Durchsetzung eigener Interessen.

Der besondere Reiz dieses Buches besteht darin, dass es von einem Amerikaner geschrieben worden ist, der sich sowohl verfassungsrechtlich als auch kriegsgeschichtlich mit diesem aktuellen Thema auseinandersetzt und die Diskrepanz zwischen dem ungleichen Geschwisterpaar Freiheit und Staatsmacht offen legt. Damit beschreitet er historisch-politisches Neuland zur Geschichtsbetrachtung des 19. und 20. Jahrhunderts.

DRUFFEL & VOWINCKEL-VERLAG
Talhofstr. 32 – 82205 Gilching
www. druffel-vowinckel.eu

## Aus unserem Verlagsprogramm:

Peter Faber

# BISMARCKS REICHSGRÜNDUNG

Diplomatie und Staatskunst 1862-1871

Der Autor schildert in dieser brillanten Studie die entscheidenden acht Jahre im Amt des preußischen Ministerpräsidenten von seinem Amtsantritt 1862 über die Einigungskriege bis zur Reichsgründung am 18. Januar 1871.

Der spätere Reichskanzler musste sich gegen preußische, deutsche und europäische Widerstände durchsetzen, um zuerst die Aufrichtung einer preußischen Großmacht inmitten Europas und dann die Gründung eines deutschen Nationalstaates unter Berlins Führung zu ermöglichen. Der Verfasser entwirft zudem ein faszinierendes Porträt dieses Staatsmannes, und dessen Leistung, die bis in unsere Gegenwart Vorbildcharakter hat.

**304 Seiten mit**
**24 farbigen Bildseiten sowie**
**farbigem Vor- und Nachsatz**
**Geb. mit SU € 19,95**

**ISBN 978-3-8061-1245-0**

DRUFFEL & VOWINCKEL-VERLAG
Talhofstr. 32 – 82205 Gilching
www. druffel-vowinckel.eu

## Aus unserem Verlagsprogramm:

Walter Post

# 1914 – Der unnötige Krieg

In seiner neuen diplomatiegeschichtlichen Untersuchung schildert der Autor, der bereits zahlreiche Erfolgswerke zur Geschichte des 20. Jahrhunderts geschrieben hat, sowohl den äußeren Anlass als auch die tieferen Ursachen des Ersten Weltkrieges.

Der Verfasser greift in seiner faszinierenden Studie nicht nur auf grundlegende Arbeiten zweier amerikanischer Historiker zurück, die bereits Ende der zwanziger Jahre erschienen und dennoch überraschend zeitgemäß sind, sondern er hat sich auch nochmals mit den großen Dokumentenpublikationen der am Weltkrieg beteiligten Großmächte auseinandergesetzt.

So entsteht ein ebenso überraschendes wie vielschichtiges Bild der tatsächlichen Kriegsursachen und der moralischen Verantwortung der damals handelnden Männer und Mächte. Von den Klischees, die sich seit über einem halben Jahrhundert eingebürgert haben, bleibt dabei wenig übrig.

**424 Seiten mit 24 meist farbigen Bildern. Klappenbroschur € 18,-**
**ISBN 978-3-8061-1240-5**
**2. Auflage**

DRUFFEL & VOWINCKEL-VERLAG
Talhofstr. 32 – 82205 Gilching
www. druffel-vowinckel.eu